Die

Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

In drei Bänden.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Die

Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Zweiter Band.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Erſtes Capitel.

Die arme Braut.

Es war wieder Sonntag. Der Sommermorgen hatte ſeine volle Pracht entfaltet, es glänzte und flimmerte, wohin das Auge ſich wandte. Louiſe, die Tags zuvor von der Reiſe zurückgekehrt, ſtand vor dem Spiegel und muſterte ihre Toilette. Sorgfältig ordnete ſie noch einmal die Bandſchleifen des Hutes und ſteckte die Broſche, die ſie auf dem Buſen trug, tiefer. Dann legte ſie den weißen Shawl an, daß er einen Theil ihres glänzenden Halſes bedeckte.

„Du biſt ſchon im Staate?“ fragte Frau Gerold überraſcht, die unbemerkt eingetreten war. „Es iſt noch früh, ſoeben ſchlägt es ſechs Uhr —“

„Ich will den Morgen in unſerm Garten genießen.“

„Gehe lieber zur Kirche. Du haſt lange keine Predigt gehört.“

„Auch das kann geſchehen. Guten Morgen, Mutter.

Ich werde mich zur rechten Zeit in unſerem Kirchſtuhle einfinden.“

Louiſe verließ hüpfend das Zimmer.

„Sollte ſie die häufigen Morgenpromenaden nur aus Liebe zur Natur unternehmen?“ flüſterte Frau Gerold, deren Geſicht ſich zu einem ſcheußlichen Lächeln verzog. „Louiſe, unſere einzige Tochter, iſt nach der Meinung der Leute reich — da finden ſich wohl heimliche Anbeter — die Geſchichte kommt mir verdächtig vor. Macht mir das Mädchen einen Strich durch die Rechnung, ich könnte es vergiften.“

Sie trat zum Fenſter. Louiſe, die in der Mitte der Straße ging, nickte freundlich herauf. Dann verſchwand ſie.

„Wäre ich in der Jugend ſo ſchön geweſen, als Louiſe jetzt iſt, ich würde wohl einen andern Mann bekommen haben. Ach, ich muß mich zu tröſten wiſſen.“

Groll und Aerger erpreßten ihr einen tiefen Seufzer. Und grollend ging ſie in die Küche, um mit den Domeſtiken zu keifen. An dieſen armen Geſchöpfen machte ſich der Aerger der frommen Frau Luft.

Louiſe hatte den Garten erreicht. Ihr erſter Weg war der zu dem hohlen Weidenbaume. Sie fand, gegen ihre Erwartung, kein Briefchen vor.

„Vielleicht kommt er ſelbſt!“ dachte ſie. „O, er iſt ſicher von der Reiſe zurückgekehrt!“

Sie ging durch den Garten und beſah alle Blumen, alle Geſträuche und Bäume. Dabei aber hatte ſie die Thür ſtets im Auge. Eine Viertelſtunde verfloß nach der andern; Albert blieb aus. Louiſen ward das Herz recht ſchwer; ſuchte ſie dem Ausbleiben des Geliebten auch die vernünftigſten

Gründe unterzulegen, ſie konnte doch die Thränen nicht zurückhalten. Wie lange hatte ſie ihn nicht geſehen, wie herzlich hatte ſie ſich auf die erſte Begrüßung gefreut — und nun kam er nicht, auch das verabredete Briefchen hatte er dem Weidenbaume nicht anvertraut. Sie riß ein Blatt aus ihrem Notizbuche, ſchrieb mit dem Silberſtifte die Worte darauf: „Gleichgiltiger, Du läßt mich lange warten," faltete es in Billetform und warf es in den Baum. Das ſollte ſeine Strafe ſein.

Wartend ſtand ſie noch an der Thür. Da kam eine Bäuerin vorüber. Louiſe mußte dieſe Frau kennen, ſie hatte ſie ſchon geſehen. Aber wo? wo? Richtig in dem Hauſe des verſtorbenen Brand. Vielleicht ſuchte ſie den Garten und brachte einen Brief von Albert, der zu kommen verhindert war. Elſe, ſie kam wirklich langſam näher, ſah das junge Mädchen traurig an. Auch ſie erinnerte ſich Louiſen's.

„Sind Sie nicht Fräulein Gerold?" fragte ſie.

„Mein Vater iſt der Zimmermann Gerold — und Sie, gute Frau, Sie kommen wohl von Buchau?"

„Ja. Wo treffe ich denn wohl Ihren Vater?" fragte Elſe mit bebender Stimme.

Louiſe erbleichte. In dem Häuschen draußen, das Albert jetzt allein bewohnte, mußte etwas vorgegangen ſein, das Elſen Kümmerniß bereitete.

„Was wollen Sie von meinem Vater?" fragte ſie mit ſtockendem Athem.

„Ich wollte ihn fragen, wo Albert iſt," ſchluchzte Elſe.

„Verreiſt, ſo viel ich weiß."

„Von der Reise ist er schon zurückgekommen."

„Mein Gott! Und dann?"

Else erzählte kurz, wie Albert freudig heimgekommen, sich umgekleidet habe und im Auftrage des Meisters, dessen er sich mit Stolz gerühmt, nach der Zuckerfabrik gegangen sei. Bis jetzt habe sie vergebens seine Rückkehr erwartet. Das gehe nicht mit rechten Dingen zu, meinte die weinende Else; sie habe gestern schon auf der Fabrik nachgefragt, aber da wolle keiner den Zimmergesellen gesehen haben, trotzdem viele Leute aus Buchau dort arbeiten. Nun könne sie die Angst nicht mehr ertragen; sie müsse durchaus den Meister sprechen, der Albert in Geschäften ausgeschickt habe.

Louise war keines Wortes mächtig.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu," wiederholte Else. „Albert ist zu ein ordentlicher Mann, als daß er ohne Grund und Ursache nicht nach Hause kommen sollte. Auch der Ortsrichter, den ich gefragt habe, wundert sich darüber. Ach, du lieber Gott, wenn ihm nur nicht ein Leid geschehen ist!"

Das junge Mädchen schloß die Thür des Gartens und forderte Else auf, mit ihr zu gehen. Die Glocken riefen zur Kirche, als Beide die Stadt betraten. Durch Nebengäßchen erreichten sie das Haus des Zimmermeisters, das Frau Gerold bereits verlassen hatte, um dem Gottesdienste beizuwohnen. Else mußte in dem Wohnzimmer warten. Louise wollte zuvor dem Vater Anzeige machen. Sie kam an die Thür seines Arbeitskabinets. Eine furchtbare Angst schnürte ihr die Brust zusammen; sie mußte stehen bleiben, um Athem zu schöpfen, ehe sie die Hand an das Schloß legte. Da hörte

ſie eine rauhe Stimme, die mit dem Vater ein Geſpräch unterhielt. Das war ihr neu; um dieſe Zeit, und namentlich am Sonntag Morgen, empfing der Meiſter keine Beſuche. Sie lauſchte, um zu erfahren, wer der Mann ſei.

„Gewiß, Konrad, der gefährliche Albert iſt bei allen Teufeln. In Buchau heißt es, Du habeſt ihn nach der Fabrik geſchickt.“

„Warum ſollte ich es leugnen?“ entgegnete der Meiſter. „Ich wollte, ich hätte einen Andern geſchickt — auf dieſen Brand kann ich mich nicht verlaſſen — der Intendant, der geſtern bei mir war, behauptet, es ſei keiner meiner Leute bei ihm geweſen. Du ſagſt, Fritz, daß Brand neulich in einem ſchönen Wagen abgeholt worden ſei?“

„Mit meinen eigenen Augen habe ich es geſehen. Der Bediente that, als ob er einen vornehmen Herrn einſteigen ließ.“

„So wird er wiederum abgeholt worden ſein,“ meinte der Meiſter.

„Nein.“

„Warum zweifelſt Du daran?“

„Weil die alte Elſe jammert und weint. Albert iſt nach der Fabrik gegangen —“

„Wohl möglich.“

„Es ſteht feſt!“ rief Fritz Blei.

Nach einer Pauſe ſagte Meiſter Gerold:

„Durch die unangenehme Geſchichte habe ich die Arbeit auf der Fabrik eingebüßt. Der Intendant iſt die rechte Hand des Fürſten, er kann Alles, er thut Alles. Wäre ich doch ſelbſt gegangen.“

„Konrad, sei ganz offen gegen mich.“

„Was soll das heißen?“

„Du hast auf eigene Faust —“

„Verrückter Mensch!“

„Es sollte mich nicht wundern, wenn auch ich einmal ausginge und nicht mehr wiederkäme. Laß Dir das nicht in den Sinn kommen, Freund! Ich bin ein guter Kerl, aber wenn es mir an den Kragen geht, da schlage ich nach hinten und vorne aus. Hättest mir wohl davon sagen können.“

„Wovon denn? Mensch, bist Du denn von Sinnen?“

„O, ich habe meinen vollen Verstand.“

„Albert wird wiederkommen —“

„Ich zweifle daran. Sei vorsichtig, Konrad!“

„Hüte Du nur Deine Zunge! Wer Dich hört, sollte wirklich glauben —“

„Ich will Dir einen guten Rath geben, Konrad. Wir können ja offen miteinander sprechen. Gedenke des Verschwundenen stets in Ehren und thue, als ob Du Nachforschungen anstelltest, als ob Du einen großen Verlust erlitten hättest. Es ist der Klugheit wegen — Die Leute mögen denken was sie wollen — Du verstehst mich?“

Nun folgte eine Unterredung, deren Einzelheiten die Lauschende nicht verstehen konnte; sie hörte aber das Klingen des Geldes, das auf den Tisch gelegt ward. Dann ließ sich das Geräusch vernehmen, als ob Jemand das Geld einstriche.

„Es wird sich schon machen!“ rief Fritz Blei lachend. „Ich werde nun die alte Else auf's Korn nehmen, die ganz

gewiß mehr weiß, als wir vermuthen. Offen geſtanden, die Reiſe des Zimmergeſellen kommt mir verdächtig vor. Guten Morgen!“

Der Zimmergeſelle ging an Louiſen vorüber, ohne ſie zu ſehen. Sie kannte Blei nicht, aber der Mann machte einen widerwärtigen Eindruck auf ſie, daß ſie ſich die Frage vorlegte: wie kann der Vater ſich mit dieſem Menſchen „Du“ nennen? Aber ſchon im nächſten Augenblicke erfaßte ſie die Angſt um Albert wieder. Was wollte ſie denn eigentlich? Den Vater ſprechen. Sie mußte ihre Gedanken ordnen, bevor ſie weiter ging. Das Geſpräch, das ſie belauſcht, hatte einen ſchrecklichen Verdacht in ihr erregt. Sollte der Vater um die Liebe ſeiner Tochter wiſſen und den Geliebten, den er mißbilligte, beſeitigt haben? Das wäre eine unerhörte Schandthat, ein durch Nichts zu ſühnendes Verbrechen, deſſen ſie den Vater nicht für fähig hielt. Es würden wohl andere Mittel ſich gefunden haben, um das Band der Liebe zu trennen, wenn nur dies die Abſicht des Vaters geweſen wäre. Und noch konnte er ja gar nicht darum wiſſen.

„Es muß ſein!“ flüſterte ſie.

Noch einmal athmete ſie tief auf, rang nach Faſſung und trat ſo ruhig als möglich in das Kabinet.

Der Vater ſtand ſinnend an dem hohen Schreibpulte. Wie erſchreckt fuhr er auf.

„Was willſt Du?“

„Vater!“

„Was willſt Du denn?“

Louiſe erſchrak vor dem verſtörten Ausſehen des Mannes.

„Biſt Du denn krank, lieber Vater?“

„Nein, nein! Frage nicht so dumm!“

„Ich meine es ja gut.“

„Nun ja; aber Du mußt wissen, daß man nicht lachen und singen kann, wenn Geschäftssorgen den Kopf zersprengen möchten. Man steckt seine Kapitale in große Unternehmungen — laß das, Du verstehst nichts davon. Wo ist die Mutter?“

„In der Kirche!“

„Schon wieder!“

Der Meister kniff die Lippen zusammen. Er ging erregt durch das Zimmer. Die dicken Hände, die er auf den Rücken gelegt, zuckten.

Louise faßte Muth, sie mußte mit ihm sprechen.

„Vater, eine Frau aus Buchau will Dich sprechen.“

„Was für eine Frau?“

„Sie nennt sich Else, und sagt, daß sie bei dem verstorbenen Brand gedient habe.“

„Ich kann Nichts thun für die Person; gib ihr einen Thaler. Bettelei!“

„Das ist es nicht.“

„Was ist denn?“ fuhr der Meister auf.

„Wie sie mir sagt, will sie Erkundigungen einziehen nach dem jungen Brand —“

„Hagel und Wetter —“

„Fahre doch nicht auf, Vater!“

„Soll ich denn meine Gesellen hüten?“

„Du habest ihn nach der Fabrik geschickt.“

„Das ist wahr — am hellen, lichten Morgen. Der Undankbare, dem ich so großes Vertrauen geschenkt, ist nicht

wiedergekommen. Mehr weiß ich nicht, mehr kann ich nicht wiſſen!“

Die Tochter wich beſtürzt zurück vor der Heftigkeit des Vaters, deſſen Augen wie mit Blut angefüllt erſchienen. Er ließ die ſchwere Fauſt auf das Schreibepult fallen, daß das ſchwere Möbel erbebte.

„Geh,“ rief er mit ſtarker Stimme, „ſage das dem Weibe! Kommt mir etwas zu Ohren über den leichtſinnigen Patron, den ich nicht hätte ſchicken ſollen, ſo werde ich es nach Buchau ſagen laſſen. O, wir werden wohl noch ſaubere Dinge hören!“

Louiſe wußte nicht, was ſie beginnen ſollte. Zitternd ſtand ſie da und ſah den Vater an, der ihr den Rücken zugekehrt hatte. Eine ſchreckliche Ahnung flüſterte ihr zu: „er weiß mehr, als er ſagen will!“ So hatte der Vater ihr gegenüber ſich nie gezeigt. Und nun das Geſpräch, das er mit dem wüſt ausſehenden Manne geführt, das Geld, das dieſer ohne Zweifel von ihm empfangen —

Das arme Mädchen konnte nur mit unſäglicher Mühe die Thränen zurückhalten, die ſich den Augen zu entwinden ſtrebten.

Plötzlich wandte ſich der Zimmermeiſter zu ihr.

„Biſt Du noch da? Gehe zur Kirche, bete mit Deiner frommen Mutter.“

Und Louiſe ging mit ſchwerem Herzen. Bete mit Deiner frommen Mutter, hatte der Vater geſagt, der ſelten, und auch dann nur gezwungen das Gotteshaus beſuchte. Es lag ein unverkennbarer Hohn in dieſen Worten, und dieſer Hohn konnte nicht der Sache, ſondern nur der Mutter gelten. Aber

auch eine Rohheit lag in diesen Worten, die das feinfühlende Mädchen tief verletzte. Kann ein Kind glücklich sein, das eine frömmelnde Mutter und einen rohen, harten Vater besitzt? Die theuersten Wesen, denen sich ein Kind anklammert, erscheinen gehässig und darum verachtenswerth.

Else saß zusammengekauert auf einem Stuhle.

„Kann ich den Meister sprechen?“ fragte sie hastig.

Louise gab ihr schonend die Auskunft, die sie geben konnte.

„Der Vater will Erkundigungen einziehen,“ schloß sie. „Ich selbst werde forschen und das, was ich erfahren, Ihnen mittheilen.“

„Der Meister weiß also nichts?“ stammelte die Bäuerin.

Louise schüttelte das Köpfchen; sie durfte es nicht wagen, die Lippen zu öffnen, da sie sonst ihre Gemüthserregung verrathen hätte.

„Warum weinen Sie denn?“ fragte Else. „Du lieber Gott — Sie müssen wohl mehr wissen, als Sie sagen wollen — Verschweigen Sie mir doch nichts; meine Ungewißheit ist ja gräßlich!“

„Ich habe Albert gekannt, habe ihn geachtet und geehrt, weil er stets fleißig und ordentlich war — sein Schicksal geht mir zu Herzen. Ach, ich selbst möchte gern Gewißheit haben! Wohin soll ich mich wenden? Else, wir wollen uns vereinigen, wollen gemeinschaftlich forschen — Sie in Buchau, ich hier!“

„Das wollen wir!“

„Man spricht von einer Reise, die Albert gemacht hat.“

Else erschrak.

„Wer ſpricht davon?“

„Der Vater.“

„Wie iſt das möglich?“

„Ich leſe es in Ihren Zügen, daß eine heimliche Reiſe ſtattgefunden hat.“

„Mein Gott, ja!“

„Damit ich mit Erfolg wirken kann, iſt es nöthig, daß ich Alles weiß.“

Elſe begriff das und erzählte. Sie glaubte ein Unrecht nicht zu begehen, da ſie ſich mit der Tochter des Zimmermeiſters zum Heile Alberts verband. Die gute Frau verſchwieg auch nicht, daß Vater Brand dieſelbe Reiſe mehr als ein Mal unternommen habe und knüpfte daran ihre Vermuthungen über die Herkunft des jungen Mannes, der, wie man allgemein ſage, ein Findelkind ſein ſolle. Louiſe hatte erſtaunt zugehört. Sie ſchöpfte Hoffnung aus dieſen Mittheilungen, die Hoffnung nämlich, daß der Geliebte nicht verunglückt oder durch einen Feind beſchädigt ſei.

„Ja,“ rief ſie, „ſein Verſchwinden wird mit dieſer Reiſe zuſammenhängen!“

„Ich denke mir,“ fügte Elſe hinzu, „daß er der Sohn vornehmer Eltern iſt, die ihn aus irgend einer Urſache fortgegeben haben und ihn nun wieder anerkennen wollen, da er ein ſo prächtiger Burſche geworden iſt. Denn das muß man ihm nachrühmen: er ſieht gar nicht aus, wie ein Zimmergeſelle. Ich habe oft meine Betrachtungen darüber angeſtellt.“

„Warum aber hat Vater Brand nicht beſſer für ihn geſorgt? Der hätte doch Aufklärung geben müſſen —“

„Weil Brand ein wunderlicher Menſch war!“ rief Elſe eifrig. „Daß er was auf der Seele hatte, iſt ganz richtig. Warum wollte er denn ſeine Schweſter immer ſprechen? Warum hat er Albert noch den letzten Sonntag nach der Stadt geſchickt? Als Frau Wiprecht kam, war es zu ſpät.“

Sie unterhielten ſich noch lange.

So erfuhr Louiſe Alles, was in dem Häuschen Brand's vorgegangen war.

Als Elſe ſchied, ſagte ſie:

„Nun bin ich ruhig geworden. Aber nicht wahr, Sie verrathen Nichts von dem, was ich Ihnen anvertraut habe.“

„Keine Silbe!“ verſicherte Louiſe.

Während Elſe über die Straße ging, dachte ſie:

„Die ſchöne Louiſe hat Albert gern, das laſſe ich mir nicht nehmen. Ihr konnte ich wohl mein Herz ausſchütten, und das iſt mir lieb. Ach, wenn der arme Menſch doch wieder käme!“

Sie ſetzte den Weg nach dem Dorfe fort.

Louiſe ſtand ſinnend am Fenſter.

„Albert, der Sohn einer vornehmen Familie!“ dachte ſie. „Iſt er es, ſo verläßt er mich doch nicht, er iſt ein braver Mann und wird mir treu bleiben. Sollten Reichthum und Rang ſeine Geſinnungen ändern, ſo möchte ich doch, daß er Zimmermann bliebe. Der Name Brand iſt eben ſo ehrenvoll als jeder andere. Ach, wüßte ich nur die Worte jenes rohen Menſchen und das ſeltſame Benehmen meines Vaters zu deuten, mit dem ſeit einiger Zeit eine völlige Umwandlung vorgegangen iſt. Wenn man Albert

eben deshalb nachstellte, weil er aus vornehmer Familie stammt —"

Sie mußte doch weinen.

Da kam die Mutter aus der Kirche zurück.

Frau Wiprecht begleitete sie.

Louise mußte nun der Alten, die sich in lächerlicher Weise brüstete, die vornehme Dame zu spielen, die gewohnten Aufmerksamkeiten beweisen. Ging sie nicht rasch und geschickt genug dabei zu Werke, so traf sie ein giftiger Blick der Mutter, die lächelte, wenn sie mit der reichen Witwe sprach, und verdrossen und bösartig aussah, wenn sie an andere Personen Worte richten mußte.

Louise fügte sich den ihr gestellten Anforderungen mit einem unbeschreiblichen Gefühle; sie haßte das alte Weib und beklagte die Mutter, der sie sich in voller Kindesliebe nicht mehr zuneigen konnte. Sie brachte das Gespräch auf den verschwundenen Albert.

„Ist er endlich fort?" fragte gleichgültig die Alte.

Frau Gerold hatte mit großer Spannung zugehört.

„Wer hat Dir das gesagt?" fragte sie.

Louise erzählte Else's Besuch.

„Der gute Mann hat mir von jeher mißfallen," sagte die Witwe. Er wollte stets höher hinaus, als die Mittel es ihm erlaubten. Ich bleibe dabei, daß er meinem verstorbenen Bruder die Forderungen eingab, die dieser unverschämt an mich stellte."

„Gewiß," fügte Cöleſtine redſelig hinzu. „Der Taugenichts war der Böse in Ihrer Familie. Sie würden fried-

lich mit Ihrem Bruder haben verkehren können, wenn dieſer Menſch nicht geweſen wäre."

„Du haſt Recht, liebe Cöleſtine!"

„Ich habe immer Recht. Denken Sie nun daran, Ihr Häuschen in Empfang zu nehmen, Mama!"

„Morgen wird mein Rechtsanwalt Vollmacht erhalten."

„Vergeſſen Sie es nicht!"

„Wenn nun Albert zurückkommt?" fragte Louiſe.

Cöleſtine, die Fromme, gab heimlich ihrer Tochter einen Stoß in den Rücken.

„Dummes Geſchöpf," flüſterte ſie giftig, „was kümmert Dich das?"

Louiſe wandte ſich ab, um ihre Thränen zu unterdrücken.

Cöleſtine ſaß neben der Alten auf dem Sofa.

„Da haben Sie es, Mama!"

„Was denn?"

„Die Fügung des allgütigen Gottes!"

„Was hat er denn gefügt, mein liebes Kind?"

„Die Entfernung des läſtigen Zimmergeſellen, der ſo viel Unheil angerichtet hat. Ich kann mir nicht helfen! ich muß es ausſprechen — Albert war ein liſtiger, ein gefährlicher Menſch. Gott hat ihn entfernt, daß wir Ruhe vor ihm haben ſollen."

„So ſcheint es auch mir!" ſagte Frau Meta. „Die Wege des Herrn ſind wunderbar. Cöleſtine, wenn ich Dich nicht hätte, wenn ich Deine frommen Sprüche nicht hörte, ſo würden mir Muth und Kraft fehlen, die Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Gute und fromme Menſchen

bleiben doch eine gewaltige Stütze. Verlaßt mich nicht, Ihr seid ja meine Kinder."

„Nie, nie!" rief Cöleſtine. „Ich achte und liebe Sie wie die Mutter, die mir der Himmel ſo früh genommen hat."

Louiſe konnte dieſe Unterhaltung nicht länger hören; ſie ſchlich in das Nebenzimmer und von dort ging ſie nach ihrem Stübchen, wo ſie den andrängenden Thränen freien Lauf ließ. Sie weinte nicht nur über den verſchwundenen Geliebten, ſie weinte auch über die Eltern — wie hatte ſie den Vater, wie hatte ſie die Mutter geſehen; Beide waren ihrem Herzen verloren; mehr als je fühlte ſie es heute.

Mit Entſetzen gedachte ſie der Handlungen, wozu Geiz und Habgier verleiteten. Die Mutter heuchelte und frömmelte, um das Vermögen eines alten Weibes zu erſchleichen, und der Vater — war vielleicht ein Verbrecher.

Der traurige Sonntag verfloß.

Die neue Woche begann mit ihren Sorgen, Mühen und Arbeiten.

Meiſter Gerold war, wenn auch nicht heiter, doch ruhig. Er hatte Geld in der Kaſſe und die dringendſten Schulden waren theils gedeckt, theils durch Arrangement für ſpäter zahlbar geworden.

Cöleſtine pries zwar das gute Ausſehen der Mama, aber ſie wünſchte ihr doch ein baldiges ſeliges Ende. Die Ausführung der Rolle, die ſie der Alten gegenüber ſpielte, ward ihr läſtig. Wahrlich, man mußte die Feſtigkeit und Zähigkeit dieſer Frau bewundern, die einer beſſern Sache würdig geweſen wäre.

Sie bekämpfte nicht nur ihren Verdruß, ſie predigte

auch fromme Sprüche und Bibelverse mit einer Salbung, die den unbefangenen Hörer rührte. Sie war nur hartherzig, wenn es sich um Geld handelte; forderte man dies nicht, so weinte sie mit den Leidenden, seufzte sie und verdrehte die Augen und schüttete eine wahre Fluth von Tröstungen aus. —

Gegen Mittag saß sie auf Posten am Fenster.

Da sah sie einen alten Mann, der das Haus gegenüber betrachtete.

Oh, wie glänzten die Augen der frommen Frau! Ihre Lippen kniffen sich zusammen und die Hände, dürr wie die Beine einer Spinne, hielten zitternd den Strickstrumpf.

„Der Mensch," flüsterte sie, „findet ein besonderes Interesse an dem Hause! Wahrhaftig, er zieht die Glocke! Und Grete öffnet! Sie läßt ihn eintreten! Ich habe ihr doch gesagt, daß sie die Bettler ohne Unterschied abweise. Hat man wohl Ruhe! Nun muß ich dort die Ordnung wieder herstellen."

Sie warf ein leichtes Tuch über die trockenen Schultern und schlüpfte wie eine Katze aus dem Zimmer. Zwei Minuten später offnete sie die Hausthür der Witwe, die nicht verriegelt war.

„Grete!" rief sie der Magd entgegen, welche polternd die Treppe herabkam. „Bewachst Du so das Haus?"

„Ich habe die Thür offen gelassen, weil ich gesehen, daß Sie am Fenster waren, Frau Gerold! Sollte ich denn zuriegeln, um gleich wieder zu öffnen?"

„Wer ist der alte Kerl, den Du eingelassen hast?"

„Ich kenne ihn nicht."

„Und doch haſt Du ihn nicht abgewieſen? Die Mama iſt für Niemand zu Hauſe.“

„Der Mann ließ ſich nicht abweiſen; er ſagte, er wolle der Frau Wiprecht nur einen Brief übergeben, der ſehr wichtig ſei. Da habe ich ihn eingelaſſen und wollte Sie rufen, wenn Sie nicht gekommen wären. Der Brief hat auch wohl Wichtigkeit für Sie! Jedenfalls iſt es gut, daß Sie darum wiſſen. Der Mann, der kümmerlich und arm ausſieht, befindet ſich bei der Frau. Gehen Sie nur, die Garderobe iſt ſchon offen.“

Cöleſtine eilte die Treppe hinan. Sie kannte jeden Winkel des Hauſes. Unhörbar wie auf Katzenfüßen ſchlich ſie über den Korridor und durch ein Zimmer, von wo ſie in die Garderobe gelangte. So nannte man eine Art Alkoven, in dem die Witwe alte Kleidungsſtücke und Sachen der verſchiedenſten Art aufbewahrte. Der Alkoven war nur durch eine Bretterwand von dem Wohnzimmer geſchieden. In der Wand befand ſich ein rundes Loch von der Größe eines Thalers, das man bei der dunkeln Tapete nicht gewahren konnte. Die Gattin des Zimmermeiſters hatte ein Aſtloch benützt, um ſich einen Beobachtungspoſten zu ſchaffen. Die Witwe Wiprecht ſtand demnach ſtets unter Aufſicht, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatte.

Cöleſtine, die fromme Frau, auf einer Fußbank ſtehend, belauſchte nun folgende Szene.

Frau Wiprecht, deren ſchwammige Naſe eine Hornbrille trug, ſaß gemüthlich in einem bequemen Lehnſtuhle. Vor ihr ſtand der alte Handwerksgeſelle, den Fritz Blei am Begräbnißtage Brand's in der Schenke des Dorfes Buchau getrof-

sen hatte. Der Greis hatte sich so anständig gekleidet als es seine armselige Garderobe erlaubte. Der Rock, dessen Farbe sich nicht beschreiben läßt, reichte bis zu den Füßen hinab. Der Kragen des Hemds war weiß; ein rothes Kattuntuch hielt ihn zusammen.

„Sie wären der Bruder meines verstorbenen Mannes?“ fragte die Witwe im Tone höchsten Erstaunens.

„Franz Wiprecht.“

„Das ist mir unbegreiflich.“

„Ich kann es beweisen.“

„So viel ich weiß, ist Franz Wiprecht todt.“

„Nein, er ist nur verschollen gewesen. Das mag wohl Anlaß zu dem Glauben gegeben haben, ich sei gestorben. Mein Bruder Wilhelm —“

„Ganz recht, der Selige hieß auf Erden Wilhelm.“

„Mein Bruder Wilhelm war eigentlich Maurer wie ich es bin.“

„Nun ja, er war Handwerker, das thut Nichts.“

„Sie erinnern sich wohl, daß er mich Ihnen einmal vorstellte, als Sie noch seine Braut waren.“

„Nicht genau mehr, mein bester Mann — ach Gott, es ist so lange her, daß ich die Braut meines geliebten Wilhelm war — warten Sie, wie lange ist es doch her —“

Der Greis strich seinen abgetragenen Hut, indem er die Witwe unterbrach:

„Lassen Sie das, es kommt ja nicht darauf an. Ich bin der ältere Bruder, Wilhelm war um zwei Jahre jünger —“

Frau Meta entledigte sich ungeduldig ihrer Hornbrille.

„Was wollen Sie denn eigentlich?“ fragte ſie.

„Es ſchickt ſich doch wohl, daß ich meine Schwägerin beſuche.“

„Nun ja.“

„Ich wäre früher gekommen, aber Sie waren verreiſt.“

„Mein Geſundheitszuſtand zwingt mich, einſam und einfach zu leben. Umgang kann ich gar nicht haben — Die Kirche iſt der einzige Ort, den ich beſuche. Sie ſind arm, ich ſehe es Ihnen an —“

„Das iſt wahr, ich bin alt und arm. An Verdienen werde ich kaum noch denken können.“

Die Witwe erſchrack.

„Du lieber Gott!“ rief ſie.

„Ein alter Geſelle findet nirgends einen Poſten.“

„Was wollen Sie denn anfangen?“

„Ja, das iſt es eben!“ ſeufzte der Greis.

„Ich kann wenig, ich kann nichts für Sie thun. Hier ſind zwei Thaler —“ Meta nahm eine Börſe vom Tiſche.

„O, Madame,“ rief ſtolz der Greis, „ich bin nicht gekommen, um Sie anzubetteln. Behalten Sie Ihr Geld, ich mag es nicht. Der Bruder ihres verſtorbenen Mannes hätte wohl einen freundlichern Empfang verdient, wenn er auch in dürftigen Kleidern kommt.“

„Lieber Mann, ich wiederhole Ihnen, daß ich den Bruder meines Seligen nicht kenne.“

„So lernen Sie ihn kennen, ehe Sie ihn wie einen Bettler abſpeiſen.“

„Oh! Oh!“ rief Meta entrüſtet. „Will man mir Gewalt anthun in meinem eigenen Hauſe?“

„Nein, nein!“

„Die Bettler werden unverſchämt.“

„Mäßigen Sie ſich!“

„Da kommen Leute und geben ſich für Verwandte aus — man kennt das ſchon!“

„Ich kann beweiſen, daß ich Franz Wiprecht bin.“

„Und ich fordere keine Beweiſe!“ rief heftig die Witwe. „Hier ſind fünf Thaler, nun gehen Sie!“

Die fromme Cöleſtine zuckte heftig zuſammen.

„Wie dumm!“ flüſterte ſie im verbiſſenen Zorne. „Als ob man fünf Thaler auf der Straße fände. Der Menſch iſt ein gefährlicher Abenteurer, der ſich wohl gar Gewaltthätigkeiten erlaubt, wenn er ſeine Rechnung nicht findet.“

Aber Franz erlaubte ſich keine Gewaltthätigkeiten; er ſagte ganz ruhig:

„Ich hätte gern anders mit Ihnen verhandelt, aber Sie wollen es nicht. So muß ich Sie denn für eine fremde Perſon halten, auf die ich keine Rückſicht zu nehmen brauche. Und das ſoll geſchehen.“

„Ich rufe Hilfe!“

„Würde ſehr überflüſſig ſein.“

„Oeffne ich dieſes Fenſter, ſo ſind herzhafte Männer da, die eine arme alte Frau vertheidigen.“

Franz ſah durch das Zimmer, das bequem und prächtig eingerichtet war.

„Arm? O, mein Bruder muß ſchönes Geld hinterlaſſen haben. Der Maurer und Kellerarbeiter hat verdient —“

„Weil er es ſich hat ſauer werden laſſen, weil er thä-

tig gewesen, während Andere in den Wirthshäusern geschwelgt haben. Sie wollen wohl erben?“ fragte Meta höhnend.

Der Greis blieb immer noch ruhig.

„Wenn es irgend angeht. Der Bruder hat wohl Ansprüche auf das Erbe des Bruders.“

„Es geht aber nicht an, mein Freund!“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich Kinder hatte, die gestorben sind.“

„Ah so!“

„Die Kinder erbten von dem Vater —“

„Wie natürlich.“

„Und die überlebende Mutter erbte von den Kindern. Ich bin die Mutter dieser Kinder.“

„Dann freilich habe ich keine Hoffnung auf eine Erbschaft.“

„Darum ersuche ich Sie, mich ferner nicht zu stören, denn ich leide an Nervenschwäche und könnte eine ernste Krankheit davontragen. Außerdem erwarte ich Besuch —“

„Das Alles soll mich nicht abhalten, mit Ihnen ein ernstes Wort zu sprechen.“

Franz setzte sich auf den nächsten Stuhl.

„Wie frech!“ rief entrüstet die Witwe.

„Da Sie mir altem Manne keinen Stuhl bieten, so nehme ich ihn mir, denn das Stehen wird mir sauer, und ich habe Ihnen Manches mitzutheilen.“

„Ich kenne Sie nicht, ich kenne Sie nicht!“

„Sie werden mich schon erkennen, wenn Sie einige Minuten zugehört haben.“

„Soll ich das Fenster öffnen?“

„Nach Belieben.“

„Es ist das Zeichen, daß ich Hilfe brauche.“

„Dann werden auch die herzhaften Männer meine Mittheilungen hören, ein Umstand, der Ihnen wohl unangenehm sein möchte. Es gibt eine gewisse Kellergeschichte —“

„Mensch, was soll das heißen?“

Frau Meta war in ihren Stuhl zurückgesunken. Es ließ sich nicht unterscheiden, ob sie vor Aerger oder vor Schrecken zitterte.

Cölestine sah aus ihrem Verstecke Alles. Sie stand wie auf Kohlen.

„Was werde ich hören?“ dachte sie. „Dieser Mann muß doch wohl der Bruder des verstorbenen Wiprecht sein. Er spricht von einer Kellergeschichte —“

„Gnädige Frau,“ begann Franz, und es lag in seinen Worten ein nicht zu verkennender Hohn. „Gnädige Frau, ich bin zwar nur ein schlichter Maurergeselle, aber ich habe so viel Menschen und Dinge kennen gelernt, daß ich mehr Erfahrung habe, als ein Maurermeister, der den großen Herrn spielt. Darum wundere ich mich auch über den Empfang nicht, der mir von Ihnen wird. Aber aussprechen will ich mich, offen, ganz offen. Zunächst sollen Sie erfahren, wie ich mich von meinem Bruder getrennt habe. Sind wir auch allein?“

Die Witwe nickte mit dem Kopfe; sie wollte oder konnte nicht sprechen.

„Gut,“ sagte Franz.

Er rückte seinen Stuhl näher heran.

Nachdem er den Hut auf den Boden geſetzt, fuhr er fort:

„Mein Bruder Wilhelm war von Jugend auf ein ungeſchickter Maurer, die Meiſter nahmen ihn nicht gern. Darum verdiente er wenig, und doch wollte er gut leben.“

„Machen Sie den Verſtorbenen nicht ſchlecht!“ rief Meta.

„Ich ſpreche nur die Wahrheit, und Wahrheit iſt ein gutes Ding. Ich, der ich von Morgens früh bis Abends ſpät arbeitete, habe den Wilhelm oft unterſtützt. Meine liebe Frau, ich habe ihm auch den Arbeiterpoſten bei dem Kaufmann Roſe verſchafft. Da Sie dies nicht wiſſen, muß ich es Ihnen ſagen. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, wenn Wilhelm Soldat geworden wäre — doch, das iſt nun vorbei. Wilhelm war ein hübſcher Junge, und ſein Herr fand bald Gefallen an ihm. Er machte ihn zum Küper in ſeinem großen Weinkeller, denn Roſe trieb einen ſtarken Handel mit Wein.“

„Dies Alles weiß ich zur Genüge!“ meinte Meta.

„Deſto beſſer.“

„Und da es auch die ganze Stadt weiß —“

„So ſchließen Sie, daß auch ich es wiſſen kann. Geduld, es kommen Dinge, die die Stadt nicht kennt. Eines Sonntags beſuchte ich wie gewöhnlich den Bruder. Nachmittags ſo gegen vier Uhr trat ich in ſein Stübchen, das in einem Hofgebäude lag. Wilhelm war nicht darin. Ah, dachte ich, er iſt wohl im Keller. Der Keller befand ſich dicht nebenan. Ich ging dorthin — richtig, die Thür war angelehnt Da ich nun ſchon oft in dem Keller geweſen war und Appe-

tit auf ein Gläschen hatte, ſtieg ich die Treppe hinab. Ich ging durch die Stückfäſſer und kam in den Flaſchenkeller, wo Wilhelm gewöhnlich beſchäftigt war. Da brannte das Talglicht auf dem großen Eichentiſche, an dem wir ſchon manch liebes Mal vergnügt geſeſſen hatten, ohne daß es der Prinzipal wußte. Aber Wilhelm war nicht da. Ich rief ſeinen Namen — kein Menſch antwortete. Ah, dachte ich, wenn das Licht brennt, muß er bald kommen, er iſt vielleicht in einem Nebenkeller. Und ſo lerrte ich das volle Glas, das auf dem Tiſche ſtand; ich füllte es auch zum zweiten und dritten Male aus einer Flaſche, die ich entkorkt vorfand. Wetter, was für Wein mußte das ſein!

„Nach drei Gläſern war ich ſo berauſcht, daß der ganze Keller ſich mit mir drehte. Ich wollte an die friſche Luft und trat den Rückweg an. Wohin ich gekommen, weiß ich nicht — ich taumelte und verlor die Beſinnung. Ich muß wohl lange geſchlafen haben; als ich erwachte, hatte ich Kopfſchmerz und wußte nicht, wo ich lag. Mich fror — wohin die Hände fühlten, war es naß und kalt. Noch glaubte ich, daß mich ein Traum plagte — da hörte ich Stimmen und das Klirren von Gläſern. Nun ſetzte ich mir die Sinne zurecht — ich erinnerte mich, daß ich in Herrn Roſe's Keller war. Rechts und links lagen große Fäſſer und durch eine Spalte vor mir konnte ich den Tiſch in dem Flaſchenkeller ſehen, an dem zwei Männer ſtanden. Der eine war Herr Roſe, der andere war ein Fremder, ein ſchöner Mann in ſeinen beſten Jahren. Mein Bruder brachte Flaſchen, die probirt wurden. Ich hörte, daß von Weinpreiſen die Rede war und daß der Fremde von Lieferungen ſprach, die pünkt-

lich erfolgen ſollten. Herr Roſe ließ ihn immer mehr probiren; dem Fremden mochte es wie mir ergehen — er taumelte und ſank auf den Tiſch. Da lag er wie leblos. Kaum war er umgeſunken, als Herr Roſe ihm eine Brieftaſche aus dem Rocke zog und dieſe, nachdem er die Papiere darin durchgeſehen, zu ſich ſteckte. „Wilhelm," ſagte er haſtig, „nun verdiene Dein Geld." Und was that nun Wilhelm? Er nahm ein kleines Handbeil und verſetzte dem Leblosen mehrere Schläge an den Kopf. Der Fremde ſank zu Boden, ohne einen Laut auszuſtoßen. Ich wäre umgefallen, wenn ich nicht ſchon auf der kalten Erde gelegen hätte. Mir war, als ob ich ſelbſt die Schläge an den Kopf bekommen hätte."

Frau Meta hielt beide Hände vor das Geſicht.

„Mann, Sie ſind wahnſinnig!" rief ſie kreiſchend.

„O, ich weiß nur zu gut, was ich ſpreche. Bin ich auch alt, ſo iſt mein Gedächtniß doch noch friſch. Ich ſehe die Verbrecher ſo deutlich vor mir, als ob die Geſchichte erſt geſtern paſſirt wäre. „Iſt das Loch fertig?" fragte nun Herr Roſe. „Ja!" antwortete Wilhelm. Beide trugen den Erſchlagenen tiefer in den Keller. Nach zehn Minuten hörte ich hämmern; man mußte auf Steine ſchlagen. Das Geräuſch brachte mich zur vollen Erkenntniß der Dinge zurück. Ich erhob mich. Da ſah ich auf dem Tiſche ein kleines Packet Papiere liegen. Ohne eigentlich recht zu wiſſen, was ich damit wollte, kroch ich zwiſchen den Fäſſern hervor, nahm das Packet und ſchlüpfte in mein Verſteck zurück. Nun wurde mir doch bange. Zwei Menſchen, die ſo etwas vollbringen konnten, wären auch fähig geweſen, einen Zeugen ihres Verbrechens zu morden. Und da ſaß ich ruhig auf dem Balken,

der den Stückfässern als Unterlage diente. Das Hämmern hörte nach einer Viertelstunde auf. Zuerst kam Herr Rose zurück. Grinsend öffnete er das Taschenbuch, nahm Papiere heraus und verbrannte sie mit zitternder Hand an dem Lichte. Der Mann sah schrecklich aus. Nie werde ich das todtbleiche, verzerrte Gesicht und die wie im Fieber bebenden Hände vergessen. Es muß doch keine Kleinigkeit sein, einen Mord auf dem Gewissen zu haben. „Die Wechsel sind vernichtet!“ lallte der Kaufmann — „die falschen Wechsel!“ Dann rieb er sich die Hände und leuchtete auf den Boden. So traf ihn Wilhelm. „Es ist kein Blut geflossen,“ sagte dieser ruhig. „Der Weinhändler liegt ganz still unter der Mauer, die ich aufgerissen habe.“

„Ganz still?“ fragte der Kaufmann.

„Er regt kein Glied mehr.“

„Wenn er nun wieder zur Besinnung kommt?“

„So halten ihn die Steine fest, die ich auf ihn geschichtet habe. Es sind große und schwere Steine.“

„Es hat doch Niemand den Reisenden gesehen?“

„Nur Meta, Herr Rose, und Meta ist meine Braut, die ich bald heiraten werde.“

„Heirate, Freund Wilhelm, heirate; ich zahle Dir außer den versprochenen fünfhundert Thalern von jetzt an doppelten Lohn. Das Häuschen im Hofe magst Du Dir zur Familienwohnung einrichten. Ich möchte noch einmal die Mauer sehen.“

„Kommen Sie!“

„Die beiden Männer gingen tiefer in den Keller; ich aber hielt es für gerathen, zu entfliehen. Glücklich erreichte

ich die Treppe und den Hof. Auch durch das Haus konnte ich gehen, ohne bemerkt zu werden. Als ich die Straße betrat, rief der Wächter die zehnte Stunde an. Es war noch Sonntags Abend, dies merkte ich an den luſtigen Leuten, die vorübergingen. Mir aber war das Herz ſo ſchwer, als ob ich ſelbſt eine Sünde begangen hätte. Ich wußte, daß mein Bruder ein leichtſinniger Menſch war, aber für ſchlecht hatte ich ihn bis dahin nicht gehalten. Wodurch war er ſchlecht geworden? Durch Faulheit und Habſucht. Ich kam in meinem Dachſtübchen an. Mein Kamerad, mit dem ich es bewohnte, war noch nicht zu Hauſe. Und wiſſen Sie, wer dieſer Kamerad war? Andreas Brand, ein braver Zimmergeſelle. Ich zündete die Lampe an und beſah mir das kleine Packet näher. Es waren lauter Briefe. In dem einen ſtand, daß Rudolf Hart den Kaufmann Roſe in das Schuldgefängniß ſollte bringen laſſen, wenn dieſer die beiden Wechſel von zehntauſend Thalern nicht bezahlte. Nun konnte ich mir erklären, warum man den Reiſenden aus der Welt geſchafft hatte. Und mein Bruder hatte die Hand dazu geboten! Ich habe die ganze Nacht nicht geſchlafen, denn ich dachte immer an die ſchrecklichen Vorgänge im Weinkeller. Montags Morgen ging ich zur Arbeit. Ich war halb krank. Abends fragte mich Andreas, was mir fehle. Gern hätte ich es ihm geſagt; aber ich konnte doch den eigenen Bruder nicht anklagen. So verfloß eine kurze Zeit. Da kam Wilhelm und lud uns zur Verlobung ein. — Sie wiſſen doch noch, daß dieſe in dem Hofhäuschen gefeiert wurde. Sie erinnern ſich auch wohl, daß Andreas und ich die einzigen Gäſte waren. Herr Roſe hatte viel Wein und Speiſen geſchickt, weil er,

so sagte er damals, seine Leute ehren wollte. Acht Tage nach der Verlobung fand die Trauung statt, und mein Bruder wohnte mit seiner jungen Frau in einem hübschen Häuschen. Aber ich beneidete ihn nicht darum, ich mied sogar das Haus, obgleich ich sehr oft eingeladen wurde. Wie theuer hatten die beiden Eheleute ihr Glück erkauft — der Mann hatte einen Mord begangen und die Frau wußte darum!"

Frau Wiprecht saß zusammengekauert auf ihrem Stuhl. Cölestine, die in ängstlicher Spannung lauschte, glaubte, ihre liebe Mama sei eingeschlafen. Wenn der Leser aber wähnt, die fromme Frau wäre ob der Frevelthat entsetzt gewesen, so irrt er; Cölestine hatte längst eine Ahnung von der dunkeln That, durch die Wiprecht das Vermögen erlangt — jetzt vernahm sie die gräßlichen Einzelnheiten derselben, und zwar mit großer Genugthuung. Sie zitterte aus Furcht, daß ihr ein Wort entgehen möge. Sie konnte ja Alles seiner Zeit gut verwenden.

Franz Wiprecht fuhr ruhig fort, nachdem er sich durch eine Prise Tabak erfrischt hatte.

„Einmal des Abends kam Wilhelm zu mir und sagte, daß in dem Weinkeller eine Maurerarbeit zu verrichten sei, die er mir übertragen wolle, damit ich einen guten Lohn verdiene. Ich könnte Abends kommen, da doch einmal Licht gebrannt werden müßte, zum ersten Male bemerkte ich, daß er verstört aussah. Der Mensch dauerte mich, er blieb ja immer mein Bruder. „Ist denn die Arbeit so dringend?" fragte ich ihn. „Ja wohl," war die Antwort, „es hat sich eine Mauer gesenkt und das kann gefährlich werden." Mehr aus Mitleid als um zu verdienen, übernahm ich die Arbeit.

Es durfte ja kein Anderer den Keller betreten, in dem ich eine Leiche wußte. Wir verabredeten uns und ich ging nach Feierabend in den Keller, wo ich Handwerkzeug, Steine und Mörtel vorfand. Die Mauer hatte sich wirklich gesenkt; es konnte ein großes Unglück entstehen, wenn nicht rasch Abhilfe gebracht wurde. Und wodurch war der Schaden entstanden? Durch das Loch, das Wilhelm gegraben hatte. Mir kam es vor, als ob das Schicksal es so gewollt hätte. Wilhelm hatte schon gearbeitet, das sah ich wohl; aber seine Hände allein reichten nicht aus, um das Werk so rasch zu vollenden, als es nöthig war. Wir brauchten auch Stützen, und darum mußte Andreas gerufen werden. Wilhelm zeigte Anfangs keine Lust dazu; als ich ihm aber das Dringende der Reparatur bewies, willigte er endlich ein. Andreas kam. Er stützte die Decke und ich mauerte am Grunde. Wie mir dabei zu Muthe war, kann ich nicht sagen. Ich merkte es wohl, daß Wilhelm auf dem Grunde schon gemauert hatte. Es war schlechte Arbeit. Als ich ihn darauf aufmerksam machte, antwortete er: Laß die Steine liegen, sie werden schon halten, arbeite nur weiter. Wir bekamen viel Wein zu trinken. Herr Rose ließ sich nicht sehen. Wilhelm leistete Handlangerdienste. Schon glaubte ich, daß ich über das Grab hinaus sei, da berührte meine Kelle den Fuß eines Menschen. Ich flüsterte es dem Bruder zu. „Dummheit!“ murmelte er. Aber ich sah doch, daß er zitterte und blaß geworden war. Andreas stand nicht weit von uns; er hatte Alles gehört. Da warf sich Wilhelm zu Boden und setzte rasch Stein auf Stein, daß das Loch verschwand. Gegen Morgen gingen wir nach Hause. Wir wollten in den folgenden Nächten die Arbeit vollenden.“

„Franz,“ ſagte Andreas unterwegs, „die Geſchichte kommt mir verdächtig vor!“

„Was für eine Geſchichte?“

„Ich habe den Menſchenfuß wohl geſehen, den Wilhelm verſcharrt hat.“

„In einem alten Weinkeller findet ſich Manches.“

„Wir ſollten es doch anzeigen.“

„Die Sache kümmert uns nicht.“

„Oh! Oh!“ rief Andreas. „Wenn man nun ſpäter einmal nach den Arbeitern fragt — wir ſind noch nicht Meiſter — da könnte der Verdacht auf uns fallen, wir wüßten um einen Mord. Der Herr Roſe ſieht ganz ſeltſam aus — Wilhelm freilich kann die Sache nicht anzeigen —“

„Auch wir nicht.“

„Warum nicht?“

„Das werde ich Dir zu Hauſe erklären.“

„Wir waren in unſerm Stübchen.“

„Andreas ſah mich fragend an.“

„Du weißt mehr als Du wiſſen möchteſt!“ rief er aus.

„Nun ja!“

„Willſt Du Deine Schweſter anklagen?“

„Meta!“

„Soll ich den eigenen Bruder verrathen?“

„Um Gottes willen, gib mir Aufſchluß!“ bat der Zimmermann.

„Ich erzählte nun Alles, was ich wußte.“

„Wahrlich, mir war eine Laſt vom Herzen genommen;

das ſchreckliche Geheimniß allein zu bewahren, ging über meine Kraft. Ich zeigte auch Andreas die Papiere —"

„Du haſt Recht, Franz!" rief er betrübt.

„Ich bedauere den Bruder."

„Und ich bedauere die Schweſter."

„Das Gericht wird beide ſofort einkerkern, wenn wir ein Wort ſprechen."

Bei dem Worte „einkerkern" zuckte Meta zuſammen. Dann ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus. Nun verblieb ſie wieder regungslos.

Der alte Maurergeſelle erzählte weiter:

„Andreas und ich, wir gaben uns das Wort, die Geſchwiſter nicht in's Unglück zu ſtürzen. Das Elend, ein Verbrechen auf dem Gewiſſen zu haben, iſt ja ſchon ſo groß, daß es eine ſchwere Strafe genannt werden kann. Nach einer Arbeit von drei Nächten ſtand die Mauer feſt und ein Einſturz des Hauſes war nicht mehr zu fürchten. Herr Roſe ſelbſt zahlte uns einen Lohn, der alle unſere Erwartungen überſtieg."

„Franz, ſagte Wilhelm zu mir, Du wirſt ſo klug ſein, und von der albernen Geſchichte nicht ſprechen, denn ſie könnte der Kundſchaft meines Herrn Abbruch thun. Wer weiß, was Du im Finſtern geſehen haſt. Tollheit, wie ſoll ein Menſchenfuß in unſern Keller kommen!"

„Der arme Menſch ſuchte luſtig zu ſcheinen und zu ſcherzen; er meinte, ich habe einen kleinen Rauſch gehabt und habe einen Stein für einen Fuß gehalten. Wahrlich, der Menſch that mir leid. Ich hätte nicht an ſeiner Stelle ſein

mögen, trotzdem er gut lebte und wenig zu thun hatte, denn sein Herr mußte ihn schonen.

„Merkwürdigerweise war von dem verschwundenen Weinhändler nirgends die Rede; auch in den Zeitungen, die doch sonst Alles aufstechen, las ich nichts davon. Herr Rose mußte die Schlinge sehr geschickt gelegt haben. Meinetwegen, dachte ich, wo kein Kläger, ist auch kein Richter; mögen die Mörder zusehen, wie sie mit ihrem Gewissen fertig werden.

„Ich hatte Unglück mit meinen Meistern. Wenn man seine Schuldigkeit thut, läßt man sich nicht chikaniren. In der Hitze verwundete ich meinen Meister, einen groben, bösartigen Menschen, der seine Gesellen mißhandelte. Man trug ihn besinnungslos vom Platze. Die Polizei kam, um mich zu arretiren.

„Der Freiheit beraubt zu sein, war mir mehr als schrecklich; mit Hilfe meiner Mitgesellen konnte ich entspringen. Abends spät suchte ich Zuflucht bei meinem Bruder, der mich auch gern aufnahm und zu schützen versprach. Er zog Erkundigungen ein über den Stand der Dinge und that Alles zu meiner Sicherheit. Eines Abends brachte er die Nachricht, daß der Meister an seiner Kopfwunde wohl sterben würde, und daß Gendarmen überall nach mir spähen. Mir war, als ob ein Donnerschlag auf mich herabführe. Ich hätte mein eigenes Leben darum gegeben, um den Meister zu retten. Was ich in der Hitze der Erbitterung gethan, sollte nun so schwere Folgen haben.

„Du mußt fort, Franz!“ sagte mein Bruder. „Dein Aufenthalt hier ist nicht mehr sicher.“

„Ich werde mich dem Gerichte ſtellen!“ rief ich verzweiflungsvoll.

„Biſt Du wahnſinnig, Menſch?“

„Die Qual, die ich ertrage, iſt zu groß.“

„Wie wird die Qual ſein, wenn man Dich die ganze Zeit Deines Lebens in Ketten wirft?“

„Das war eine gräßliche Ausſicht!

„Vielleicht auch,“ ſetzte mein Bruder hinzu, „ſchleppt man Dich auf das Schaffot.“

„Ein eiskalter Schauer durchrieſelte mich.

„Biſt Du in Amerika oder in Auſtralien,“ tröſtete Wilhelm, „ſo kann Dir kein Teufel was anhaben. Der Meiſter trägt ſelbſt die Schuld, warum hat er Dich, den fleißigen und ruhigen Geſellen, gereizt. Du haſt gewiß nicht die Abſicht gehabt, ihn zu erſchlagen.“

„Gott iſt mein Zeuge!“

„Dieſer Zeuge hilft Dir aber nicht, wenn Du Dir nicht ſelbſt hilfſt. Das Gericht fragt nicht darnach, ob Du einen guten oder einen ſchlechten Kerl erſchlagen haſt. Alle Geſellen freuen ſich, daß der Meiſter ſeinen Mann gefunden hat. Bringe Dich in Sicherheit, und Du wirſt bald ruhiger über die Geſchichte denken. Hier iſt Deines Bleibens nicht.“

„Das ſehe ich wohl ein; aber wie komme ich fort?“

„Ich ſorge für Alles!“

„Weinend fiel ich dem Bruder um den Hals.“

„In derſelben Nacht trafen wir die Vorbereitungen zur Abreiſe. Wilhelm brachte mir einen vollſtändigen Anzug des Herrn Roſe, der mir paßte, als ob er für mich gefertigt ſei.

Ich ſah aus wie ein vornehmer Herr, und nicht wie ein Maurergeſell; dazu erhielt ich einen Paß und tauſend Thaler Geld."

„Das Geld habe ich mir erſpart," ſagte Wilhelm; „aber ich gebe es gern, um dem Bruder zu helfen. Und nun merke Dir: Du biſt jetzt nicht mehr Franz Wiprecht, ſondern der Weinhändler Rudolf Hart."

„Der Name fuhr mir wie ein Blitz durch den Kopf. Ich erzählte nun Alles, was ich wußte. Wilhelm lächelte."

„Laß das, ſagte er, wir ſind in gleicher Lage. Willſt Du dankbar ſein, ſo reiſe als Rudolf Hart aus dieſer Stadt und ſuche Dir jenſeits des Meeres ein ruhiges Plätzchen. Du verſtehſt mich doch?"

„Ich verſtand ihn nur zu gut. Die vermeintliche Abreiſe des Weinhändlers Hart lenkte den Verdacht von der Stadt ab, wo er verſchwunden war. Außer meinem Bruder ſah ich Niemanden.

„Während der Nacht tranken wir gute Weine. Gegen fünf Uhr Morgens, es war noch dunkel, gingen wir zur Poſt. Wilhelm trug mir wie ein Diener die Reiſetaſche, die mit Wäſche und guten Kleidungsſtücken angefüllt war. Ich zeigte meinen Paß vor, zahlte und erhielt ein Paſſagierbillet, das auf den Namen Rudolf Hart lautete. Mit dem Schlage fünf Uhr fuhr der Poſtwagen ab. Ich erreichte glücklich Hamburg. Dort fand ich ein Schiff, das mich nach Sidney in Auſtralien brachte. Rudolf Hart war alſo unangefochten entkommen. Die beiden Brüder, Franz und Wilhelm Wiprecht konnten nun in Ruhe leben."

Der Greis erfrischte sich wiederum durch eine Prise. Dann fuhr er fort:

„Die lange Reihe von Jahren, die ich in Sidney verlebt, übergehe ich. Nur so viel will ich sagen, daß meine Verhältnisse bald günstig, bald ungünstig, einige Male selbst sehr glänzend gewesen sind. Ich meine damit die äußeren Verhältnisse, denn die Ruhe des Gemüths fand sich nicht wieder ein, nachdem mir Wilhelm geschrieben hatte, daß der Maurermeister an der Verwundung, die ich ihm beigebracht, gestorben sei. Aber auch ich sollte gestorben sein, wie Wilhelm ausgesprengt hatte. In den letzten Jahren verfolgte mich das Unglück so hart, daß ich mich nicht wieder erholen konnte. Eine unbesiegbare Sehnsucht trieb mich nach der Heimat zurück. Mit dem letzten kleinen Kapitale bewirkte ich die Rückreise; denn ganz arm kam ich in Bremen an. Ich wollte als Maurer arbeiten, um das liebe Brod zu verdienen — leider war ich zu alt geworden.

„So reiste ich denn weiter, zehrend von Almosen, die mir mildthätige Menschen spendeten. Das war eine saure Reise. Mir blieb nichts, als den Bruder aufzusuchen, der gewiß in guten Verhältnissen lebte und mich nicht verstoßen würde.

„Ich kam in Buchau an, als man den braven Andreas Brand begrub, der bei dem Baue eines Hauses verunglückt sein soll. Die erste Nachricht, die ich in der Heimat empfing, war eine traurige — ich hatte den besten Jugendfreund verloren. Darauf erfuhr ich, daß auch mein Bruder gestorben sei, und daß seine Witwe, der er ein großes Vermögen hin-

erlaſſen, auf großem Fuße lebe, daß dieſe Witwe aber, trotzdem ſie fleißig bete und ſinge und die Kirche beſuche, ihren kranken Bruder nicht unterſtützt und ſich von dem armen Arbeiter abgewendet habe. O, über die frommen Leute! Ich habe dergleichen auch jenſeits des Meeres kennen gelernt in der abſchreckendſten Geſtalt. Fort mit dem häßlichen Bilde! Ich erkundigte mich nach dem Maurermeiſter, den ich verwundet hatte; er lebt heute noch als ein rüſtiger Greis und freut ſich ſeiner Kinder und Enkelkinder. Wilhelm hatte mich eingeſchüchtert, um den Mitwiſſer ſeines ſchrecklichen Geheimniſſes zu entfernen. Man würde mich, wenn ich geblieben wäre, nur gelinde beſtraft haben, da der Meiſter nur leicht verletzt geweſen. Aber durch meine Reiſe war noch ein zweiter Zweck erreicht — die forſchende Polizei hatte erfahren, daß Rudolf Hart abgereiſt ſei und ſich nach Auſtralien eingeſchifft habe, nachdem er die Wechſel ſeines Großhandlungshauſes einkaſſirt. Der Bruder hat ſchändlich an dem Bruder gehandelt — und nun will auch die Frau Schwägerin mich nicht kennen, will behaupten, der Schwager Franz ſei geſtorben — habe ich nun dargethan, daß ich Franz Wiprecht bin? Papiere beſitze ich freilich nicht, denn mein alter zerriſſener Paß legitimirt nur den Weinreiſenden — aber Frau Meta Wiprecht wird nun genug wiſſen, um mich für den zu halten, der ich in Wahrheit bin.“

Franz griff wieder zu ſeiner Doſe.

„Als ich ankam,“ fügte er ſchnupfend hinzu, „fühlte ich mich gedrückt, beängſtigt — ſeit ich aber die Gewißheit habe, daß meine Hand keinen Mord vollbracht, bin ich ein anderer Mann geworden. Und darum ſegne ich die Reiſe in

die Heimat — ich kann die Stirn hoch tragen und brauche die irdiſche Gerechtigkeit nicht zu fürchten. Gott allein hat geſehen, wie ſchwer ich unter der Ungewißheit über das Schickſal meines Opfers gelitten — Dieſe Ungewißheit iſt nun beſeitigt: der alt gewordene Franz Wiprecht kann frei aufathmen.“

Jetzt regte ſich die Witwe.

„Ich kann mich kaum von meinem Erſtaunen erholen! Sie erzählen mir da Dinge, die ich nicht für möglich halte.“

„Und doch ſind ſie geſchehen.“

„Nach Ihrer Angabe.“

„Freilich, der einzige Zeuge, Andreas Brand, iſt todt —“

„Lieber Mann,“ unterbrach ihn lächelnd die Witwe, „Sie ſelbſt haben erfahren, daß ich mit meinem Bruder auf geſpanntem Fuße gelebt —“

„Ganz recht.“

„Ich frage Sie: würde ich den Andreas nicht gehegt und gepflegt haben, wenn ich gezwungen geweſen wäre, ihn bei guter Laune zu erhalten?“

„Ah, dahinaus wollen Sie!“

„Einen Menſchen, den man fürchtet, reizt man nicht.“

„Das iſt wahr.“

„Und ich hatte meinen Bruder nicht zu fürchten, darum wies ich ſeine Unverſchämtheiten mit Stolz zurück, achtete auf ſeine Beleidigungen nicht und verzieh ihm, wie es einer Chriſtin gebührt.“

„Einer Chriſtin!“

„Ich ſpende gern Almoſen an würdige Arme, und wenn

ſie mir noch ſo fern ſtehen; aber dem Trotze ſtelle ich Hartherzigkeit entgegen, denn ich bin durchaus nicht gewillt, der Lumperei Vorſchub zu leiſten. Die Pflicht gebietet, wahre Armuth zu unterſtützen und das Laſter dem Verderben preiszugeben."

„Schöne Worte!" rief Franz. „O, man findet für Alles ein Mäntelchen, ſelbſt für die Hartherzigkeit gegen den leiblichen Bruder. Laſſen wir das, meine liebe Frau, ich weiß nun ſchon zur Genüge, mit wem ich zu thun habe. Und darum will ich auch keine Umſtände machen, werde vielmehr auf geradem Wege zum Ziele ſchreiten. Ich ſchicke voraus, daß ich jenſeits des Meeres ein praktiſcher Mann geworden bin, und als ſolcher werde ich in der Heimat handeln, denn mir bleibt nur noch eine kurze Friſt zu leben. Beweiſe über meine Perſon bringe ich nicht mehr vor — Sie werden mich ſchon als Schwager anerkennen. Ueber den Urſprung Ihres Vermögens will ich keine Ermittlungen anſtellen — außer mir haben Sie keinen Verwandten mehr — wenn ich Ihr Vermögen beanſpruche —"

„Großer Gott!" rief Meta.

„Erſchrecken Sie nicht!"

„Vermögen, nur Vermögen wollen die Leute!"

„Wenn ich alſo Ihr Vermögen beanſpruche, ſo habe ich ein Recht dazu."

„Wer gibt Ihnen das Recht?"

„Zunächſt die Verwandtſchaft. Ich werde nicht dulden, daß das Vermögen, das mein unglücklicher Bruder durch ein Verbrechen erworben, auf fremde Leute übergehe. Wer weiß wie es heute mit Ihnen ſtände, wenn Rudolf Hart nicht mit

der Poſt abgereiſt wäre. Man würde dem Verſchwundenen nachgeforſcht und ohne Zweifel ſeine Leiche gefunden haben. Der Kaufmann Roſe iſt todt, Wilhelm und Andreas Brand leben ebenfalls nicht mehr — aber wenn die Mauer in dem Weinkeller aufgeriſſen wird, finden ſich die Knochen des Ermordeten noch, den Meta hat kommen, aber nicht gehen ſehen. Ich werde die Geſchichte ohne Scheu erzählen und die Polizei führen. Doch dazu werden Sie mich nicht zwingen, Sie ſind eine viel zu kluge Frau.

„Was verlange ich denn? Wenig, ſehr wenig. Sie zahlen mir, ſo lange Sie leben, einen Jahrgehalt von ſechshundert Thalern und ſetzen Ihren Schwager zum Erben ein, wenn Sie ſterben. Scheide ich früher aus der Welt, als Sie, ſo geſtatten Sie mir, daß ich über die Erbſchaft verfüge, die mir nach meinem Tode zufällt. Verſtanden? Von den Bequemlichkeiten, an die Sie gewöhnt zu ſein ſcheinen, entgeht Ihnen keine — Sie wohnen ruhig in Ihrem ſchönen Hauſe, eſſen und trinken gut, gehen zur Kirche und beten nach Belieben. Iſt es Ihnen genehm, ſo bete ich mit Ihnen, denn Sie müſſen wiſſen, daß meine Lebenspraxis die Religion nicht ausſchließt. Auf dieſe Weiſe bleibt Rudolf Hart unter ſeiner Mauer, und Ihr Vermögen, die Frucht eines Verbrechens, wird nicht von dem Kriminalgerichte einkaſſirt.“

Meta zitterte.

„Zugeſtanden,“ rief ſie mit blitzenden Augen, „mein Mann hat unbedacht gehandelt — wer kann mich, ſeine ſchuldloſe Witwe, dafür verantwortlich machen? Ich weiß kein Sterbenswörtchen —“

„Das iſt Sache des Gerichtes!“

„Ich habe mit dem Gerichte Nichts zu ſchaffen.“

„Die Unterſuchung wird ſchon Licht verbreiten über alle dunkeln Partien, wozu auch das Verhältniß meines Bruders zu dem Kaufmanne gehört.“

„Und Sie wollen den Bruder anklagen?“

„Ja!“ antwortete der Greis entſchieden.

„In dieſem Falle können Sie Franz Wiprecht nicht ſein. Der Bruder wird das Andenken des Bruders ehren.“

Der Greis ſchloß ſeine Doſe wieder, die er halb geöffnet hatte.

„Vergeſſen Sie denn, wie Wilhelm an mir gehandelt hat?“ fragte er ſtreng. „Einen Mord hat er auf mein Gewiſſen geladen, ein Verbrechen, das mich viele Jahre hindurch furchtbar gepeinigt hat. Tag und Nacht habe ich nicht Ruhe gehabt — der ermordete Meiſter ſchwebte ſtets vor meinem Geiſte! Mein Leben iſt ein qualvolles geweſen — für meine alten Tage will ich Ruhe haben. Kann ich Noth und Elend nicht fern von mir halten, ſo mag ſich mein Geſchick raſch erfüllen. Ich denke, Frau Schwägerin, wir gehen Hand in Hand —“

Die Schwägerin hatte die Brille auf die Naſe geſetzt und ſah forſchend den Schwager an.

„Nicht weil ich eingeſchüchtert bin,“ ſagte Sie nach einer Pauſe; „ſondern aus gutem Herzen will ich Sie unterſtützen. Es iſt doch wohl beſſer, wenn wir die Todten in Ruhe laſſen. Mein Mann und mein Bruder liegen in der Erde — Friede ſei ihrer Aſche. Die Leute halten mein Vermögen für größer als es iſt — ich gebe nach Kräften.“

Sie verließ ihren Platz, erschloß einen Sekretär und nahm aus einem Kasten desselben einige Banknoten, die sie dem Greise überreichte.

„Lassen Sie mir Zeit zum Besinnen," fügte sie hinzu; „die Dinge kommen mir so rasch, daß ich sie nicht fassen kann — hundert Thaler genügen wohl, um die Kosten für Ihre erste Einrichtung zu decken?"

Cölestine wäre fast zu Boden gesunken.

„Hundert Thaler!" flüsterte sie bestürzt. „Die Alte muß kindisch sein. Die schöne Erbschaft wird immer schmäler, und ich kann nichts thun, um diese maßlose Verschwendung zu hindern. Den Bruder wären wir los, nun kommt der Schwager — man möchte den Verstand verlieren."

Sie eilte auf den Korridor zurück.

Leise und ruhig klopfte sie an der Thür.

Frau Wiprecht forderte zum Eintreten auf. Und nun erschien Cölestine so heiter und unbefangen, als ob sie keine Ahnung von dem Gespräche habe, das ihr die Galle in das Blut getrieben. Meta stellte ihren Schwager Franz Wiprecht vor, der unerwartet aus der Fremde zurückgekehrt sei.

„Frau Gerold ist meine Freundin, die mir in kindlicher Liebe zugethan —"

Franz sah die Freundin scharf an, grüßte und ging.

„Ihr Schwager, Mama?"

„Franz."

„Sehen Sie sich vor."

„Warum denn, mein Kind?"

„Sie sagten, der Bruder Ihres verstorbenen Mannes sei gestorben."

„Die Nachricht muß wohl falſch geweſen ſein.“

„Oder dieſer iſt ein Betrüger.“

„Er kommt weit her über das Meer, um ſeinen Bruder zu beſuchen — ich habe ihm eine Kleinigkeit geſchenkt.“

Frau Gerold bewunderte die Ruhe der Alten.

„Sie werden ſich den Menſchen doch nicht auf den Hals laden, Mama?“

„Nein!“

„Haben Sie ihm gegenüber Verbindlichkeiten zu erfüllen?“

„Ich wüßte nicht.“

„Oder hat er Anſprüche an den ſeligen Herrn Wiprecht?“

„Wenn er ſolche hat, ſo kümmern ſie mich nicht. Brechen wir ab, mein liebes Kind —“

„Mama, ich leſe es in Ihren Zügen.“

„Was, mein Kind?“ fragte raſch die Witwe.

„Daß Sie ſich alterirt haben.“

„Natürlich, wenn ein Todtgeglaubter plötzlich erſcheint?“

„Sie haben meinen Rathimmer noch nicht befolgt, haben Ihre Verhältniſſe immer noch nicht ſo geordnet, daß Zufälligkeiten ſie nicht verwirren können. Da leben Sie nun in ſteter Aufregung — ich möchte Ihnen ſo gern nützen. Ziehen Sie doch ganz zu uns, Sie werden die Herrin im Hauſe ſein, und wir werden Sie pflegen, verehren und lieben — dann wagen es die Unverſchämten nicht mehr, Sie aufzuſuchen. Das Leben vergeht ſo raſch, jeder Tag, jede Stunde iſt koſtbar — ich begreife Sie nicht, Mama! Die Vorſehung hat uns einander ſo nahe geſtellt, und Sie zeigen immer noch keine Luſt, dem Fingerzeige des Himmels zu folgen.

Ich denke mit Schaudern an die Räthin, die Morgens todt im Bette gefunden ward."

„Mein Gott! Cöleſtine, wie kommſt Du heute auf dieſes Kapitel?"

„Weil ich als Tochter für Sie ſorgen möchte. Denken Sie an die heilloſe Verwirrung; als das Teſtament fehlte — da kamen Advokaten, Gerichte, Gläubiger, Verwandte und Menſchen, die ſich ſonſt nicht gezeigt hatten. Das kleine Vermögen ward geplündert, und der einzige Sohn ging leer aus. Man ſtirbt ja deßhalb nicht, weil man ſeine Angelegenheiten geordnet hat. Nein, man lebt ruhiger, und deßhalb um ſo länger. Ein guter Chriſt beſtellt ſein Haus, daß er ſtets bereit iſt vor dem Herrn zu erſcheinen. Bei uns iſt Alles geordnet, wir richten uns ſtreng nach der heiligen Schrift."

„Du haſt wohl recht, mein Kind, und ich bin gewiß eine gute Chriſtin."

„Darum ſorgen Sie, daß Ihr ſchönes Vermögen nicht in unwürdige Hände fällt."

Cöleſtine verfolgte mit ſtechenden Blicken die Witwe, die langſam zu ihrem Sekretär ging. Plötzlich blieb ſie ſtehen; ihre zitternde Hand brachte die Schlüſſel in die Taſche zurück. Sie mochte in dem Entſchluſſe, den die eindringliche Rede Cöleſtinens hervorgebracht, ſchwankend geworden ſein.

„Haben Sie mir etwas anzuvertrauen, Mama? Geben Sie, geben Sie! Louiſe, das gute Kind, betet für Sie —"

„Ich überlege; es geht heute doch nicht — in den nächſten Tagen wird Alles ſo ſein, wie es ſein ſoll. Der Herr wird mich ja nicht ſo ſchnell abrufen. Und Du, liebe

Cöleſtine, geduldeſt Dich noch — Du wirſt ſchon erfahren, daß ich als gute Chriſtin handle.“

Frau Gerold lächelte zwar, aber ein unbefangener Beobachter würde dennoch bemerkt haben, daß ſich ein bitterer Groll in ihr regte. Die Witwe, die ihr liebes Kind für eine gute Chriſtin hielt, ließ ſich in das Haus des Zimmermeiſters führen und blieb als Gaſt bei dem Mittagseſſen. Herr Gerold war mürriſch und verſchloſſen; als er jedoch eine Flaſche getrunken hatte, ward er geſprächig, ſelbſt heiter. Man erzählte ihm, daß der Bruder Wiprechts angekommen ſei.

„Da iſt ſchon wieder ein Erbe!“ rief er lachend aus.

„Still!“ ſagte Cöleſtine. „Die Mama weiß ſchon, was ſie zu thun hat. Es iſt nun die höchſte Zeit, daß dem Schwanken ein Ende gemacht wird.“

„Trinken Sie, Mama! Louiſe, beſorge noch eine Flaſche!“

Frau Meta Wiprecht trank und ſchlief nach Tiſche, während die betrübte Louiſe auf Geheiß der Mutter einen Choral ſpelte. Da s arme Kind mußte durch die edle Kunſt der Muſik die Erbſchleicherei unterſtützen, die das würdige Elternpaar ausführte. Sie ſpielte unter heißen Thränen, die arme Braut!

Zweites Capitel.

Die Säule.

In einer der Hauptstraßen der Stadt lag um jene Zeit ein schmales, hohes Haus, das von den Leuten ironisch „die Säule" genannt wird.

Das Erdgeschoß dieses Hauses enthielt zwei Fenster und eine Thür, zu der eine Steintreppe von acht Stufen führte. Die Breite stand zu der Höhe durchaus nicht im Verhältniß, denn ein Erdgeschoß und vier Stockwerke müssen eine ausgedehntere Facade repräsentiren, als die von drei engen Fenstern. Der Spottname „die Säule" mochte seinen Grund darin finden, daß das schmale, hohe Haus sicherlich wie eine Säule würde erschienen sein, wenn die Nachbarhäuser es nicht eingeschlossen hätten. Es machte sogar den Eindruck, daß es ohne die nachbarlichen Stützen einfallen müsse.

Die beiden Fenster des Erdgeschoßes zeichneten sich durch Sauberkeit vor den übrigen aus; man konnte von ihnen

sagen, daß sie ein nobles Ansehen hatten. Die Glasscheiben glänzten wie Spiegelplatten und die Rahmen waren mit weißer Oelfarbe gestrichen. Und weiß wie die Rahmen waren die zusammengeschlagenen Laden, die eine blanke Messingkette festhielt. Zwischen der Thür und dem Fenster hing ein langer, schmaler Glaskasten, in dem Muster von feinen Putzarbeiten zierlich aufgehangen waren. Nacht- und Morgenhäubchen, Kragen, Manschetten und elegante Damenhüte von Seide und Stroh bildeten ein reizendes Quodlibet. Zwischen den saubern Gardinen des Fensters, das dem Aushängkasten zunächst war, sah man stets den Kopf einer Frau, die emsig arbeitete. An dem zweiten Fenster prangte das Köpfchen eines jungen Mädchens, das nicht minder fleißig arbeitete als die Frau. Zu allen Zeiten des Tages sahen die Vorübergehenden die Arbeiterinnen und mancher junge Mann hemmte seine Schritte, um die reizende Putzmacherin näher zu betrachten, die stets eine saubere und geschmackvolle Toilette gemacht hatte.

Charlotte saß von früh bis spät an ihrem Platze, denn aus ihren kunstgeübten Händchen gingen die Meisterwerke hervor, die von den vornehmen und reichen Damen der Stadt gesucht wurden. Die Mutter lieferte nur die Aushilfsarbeiten und besorgte die Wirthschaft. Ein blaues Täfelchen unter dem Aushängkasten kündigte in Goldbuchstaben die Firma an „Charlotte Wolter."

Von den beiden Frauen, die seit ungefähr zwei Jahren ihr Geschäft eröffnet hatten, wußte man nur, daß sie ärmlich angekommen waren und den scheinbaren Wohlstand ihrem Fleiße verdankten. Wo sie früher gewohnt und in welchen

Verhältniſſen ſie gelebt hatten, konnte Niemand ſagen. Dafür daß ſie nicht gewöhnlicher Herkunft waren, ſprach ihr überaus feines Benehmen und die ganze äußere Erſcheinung. Die Arbeiten, die ſie lieferten, verriethen einen bewunderungswürdigen Geſchmack.

Es war nicht länger als ein Jahr her, daß an den Fenſtern die Gardinen fehlten und blaue Tapeten die Rouleaux bildeten, die ſtets zur Hälfte herabgelaſſen waren, um wenigſtens die oberen Scheiben zu verdecken. Den eleganten Kaſten ſah man ſeit ungefähr einem halben Jahre.

Wir führen den Leſer Mittags gegen zwölf Uhr die Treppe hinan, öffnen die Thür der Säule und betreten eine ſchmale, aber lange Hausflur, die durch ein Fenſter über der Thür ihr Licht erhält. An der reinlichen Thür links befindet ſich ein Meſſingſchild, das den Namen der Putzmacherin trägt. Schloß und Drücker ſind ſpiegelblank geputzt. Wir öffnen die Thür und kommen in ein reizendes Stübchen, deſſen Wände blaue Tapeten ſchmücken. Was dem niedern Raume an Breite gebricht, wird durch die Tiefe erſetzt. Die Hauptwand, der Thür gegenüber, wird von einem ſaubern Glasſchranke bedeckt, der die feinſten Damenputzſachen enthält. Ein Vorhang von weiß und blau geſtreiftem Kattun trennt das Schlafgemach von dem Wohnzimmer.

An einem Tiſchchen, das unter dem Spiegel ſtand, ſaßen die beiden Frauen, emſig arbeitend.

Der Leſer kennt Charlotte, er hat ſie in dem Garten des Wirthshauſes von Buchau geſehen. Heute trug ſie ein hellgrünes Thibetkleid und einen Florkragen, der die weißen

Schultern durchschimmern ließ. Ihr glänzendes, blondes Haar war einfach koiffirt.

Charlotte zählte achtzehn Jahre.

Betrachten wir die Mutter.

Frau Wolter schien kaum vierzig Jahre zu zählen. Sie mochte eine große Schönheit gewesen sein, denn sie war in dem gegenwärtigen Lebensstadium noch schön. Das kohlschwarze Haar trug sie in Locken, die lang an den Wangen herabfielen. Ihr Teint war bleich und kontrastirte auffallend mit dem Schwarz der Haare. Alle ihre Formen waren rein und edel; in ihren Gesichtszügen, man kann es wohl sagen, lag eine imponirende Hoheit, die sich vorzüglich in dem großen intelligenten Auge ausprägte. Ihre Nase hatte einen römischen Schnitt und fein geschweifte Lippen bildeten einen wundervollen Mund.

Die feine Hand war nicht besonders geübt in der Arbeit, man sah, daß die Führung der Nadel ihr Mühe machte. Aber das Geringe, das sie förderte, war gut. Traurig sah die Mutter oft zur Tochter hinüber, die flink und gewandt einen feinen Damenhut der Vollendung näher brachte.

Eine kleine Schwarzwalder Uhr mit glänzendem Zifferblatte schlug zwölf.

„Mit dem Schlage!“ rief Charlotte freudig.

„Was?“ fragte die Mutter, die aus tiefem Sinnen erwachte.

„Der Hut ist fertig!“

Sie hielt ihn auf der emporgehobenen Hand.

Frau Wolter sah ihn schwermüthig an. Dann lächelte sie und sagte melancholisch:

„Du haſt wieder ein Meiſterſtück geliefert, mein armes Kind!“

„Freuſt Du dich nicht, Mutter? Wer in der Stadt macht ſchönere Arbeit als wir?“

„Du haſt Recht!“

„Unſere Geſchäfte gehen gut.“

„Bringe der Dame den Hut.“

„Was ſoll ich fordern, Mutter?“

Die Mutter ſeufzte.

„Könnte ich doch den Geldpunkt umgehen! Leider iſt das Geld zum Leben ſo nothwendig als die Luft, die wir einathmen —“

„Mutter, wir können doch nicht umſonſt arbeiten!“ meinte Charlotte.

Man berechnete die Auslagen und ſtellte den Preis feſt. Charlotte hatte raſch Toilette gemacht. Da ſtand ſie in Strohhut und leichter Seidenmantille, ein reizendes, wunderholdes Weſen. Wer ſie zum erſten Male ſah, würde ſie wahrlich nicht für eine Putzmacherin gehalten haben. Die leidenſchaftliche Liebe des jungen Georg Roſe war demnach leicht erklärlich.

„Auf Wiederſehen, liebe Mutter!“

Sie nahm den Karton und ſchlüpfte aus dem Hauſe.

Jetzt erhob ſich Frau Wolter. Eine wahrhaft junoniſche Geſtalt ſtand ſie an dem Fenſter und ſah der Tochter nach, die leicht wie ein Sylph über die Straße ſchwebte. Ein Kleid von ſchwarzer Seide ſchloß den ſchön geformten, immer noch üppigen Körper ein. Es lag eine Nobleſſe in der ganzen Haltung der Frau, die ſich mit dem Arbeitsſtübchen durch-

aus nicht in Einklang bringen ließ. Dieſe Geſtalt mußte ſich früher in glänzenden Sälen, in vornehmer Geſellſchaft bewegt haben. Die ſtille Trauer, die ſich in dem bleichen Geſichte ausprägte, verlieh ihr ein rührendes Intereſſe. Ein aufmerkſamer Beobachter mußte zu der Anſicht gelangen: Gram und Sorgen haben den Stolz dieſer Schönheit gebrochen.

Charlotte war verſchwunden.

„Mein Gott, mein Gott!“ ſeufzte die Mutter, „ich kann mich immer noch nicht an dieſes Leben gewöhnen! Und iſt es um vieles beſſer geworden — wir haben doch nicht geradezu mit Mangel zu kämpfen. Wie muß die arme Charlotte ſich abmühen, und wie gern arbeitet ſie, um das Elend fern zu halten. Kann ich es noch lange dulden? Darf ich es dulden? Ach, es gibt doch noch größeres Elend als die Armuth! O, könnte ich mich rächen, furchtbar rächen! Man hat mich zu unwürdig behandelt — und mitleidslos überläßt man mich meinem Schickſale! Jahre ſind vergangen, ſeit ich verſtoßen ward!“

Eine Art Trotz malte ſich in den bleichen Zügen, als die Putzmacherin flüſterte:

„Ich beuge mich nicht; ehe ich ein Haar breit nach gebe, will ich in den Verhältniſſen verkümmern, in die mich der Verrath geworfen.“

Sie trat hinter den Vorhang, der das Zimmer theilte. Als ſie zurückkam, hatte ſie eine blendend weiße Schürze über das Seidenkleid gebunden. So ging ſie in die Küche, die ſich hinten im Hauſe befand. Das einfache Mahl war raſch bereitet — es bedurfte ja nur des Aufwärmens der Speiſen, die von dem geſtrigen Tage übrig geblieben.

Frau Wolter hatte den Tisch gedeckt, der in der Mitte des Zimmers stand. Das Tischtuch, obwohl aus Baumwolle gefertigt, war schneeweiß. Die beiden Servietten staken in sauber gestickten Bändern. Die Zinnlöffel und die Messer und Gabeln von Stahl glänzten wie Silber. Eine Krystallkaraffe enthielt frisches Wasser. Das Tischchen sah recht einladend aus. Und dazu die saubere, helle Umgebung der Putzsachen, die wohlgeordnet an ihren Plätzchen lagen und hingen.

Die Uhr schlug Eins.

Charlotte kam immer noch nicht zurück. Um ein Uhr mußte das Essen vollendet sein, die Arbeit wieder begonnen werden.

„Die Dame wird Charlotten aufgehalten haben!“ dachte die Mutter. „Vielleicht hat der Rechnungsabschluß Differenzen ergeben oder der Hut gefällt nicht. Es ist ärgerlich, daß man von den Launen fremder Leute abhängt. Und ich kann nichts thun, als mich fügen!“

Sie kämpfte gewaltsam das bittere Gefühl nieder, das dieser Gedanke anregte.

Sinnend trat sie zum Fenster und sah in die Straße. Da stand Charlotte, freundlich plaudernd mit einem jungen Manne, dessen Gesicht vor Seligkeit glühte. Jetzt zog er den Hut, reichte ihr die Hand und entfernte sich langsam, während er Charlotten, die leicht die Treppe hinansprang, nachsah.

„Was ist das? Man wagt es, meine Tochter auf der Straße anzureden?“

Noch hatte sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholt, als Charlotte eintrat. Sie erröthete, denn sie las in den

Zügen der Mutter, daß dieſe die Unterredung mit Georg bemerkt hatte.

„Hier iſt Geld, Mutter!“

„Lege es in die Kaſſe.“

Charlotte that es. Dann ging ſie hinter den Vorhang und kam ohne Hut und Mantille zurück.

„Wer war der junge Mann?“ fragte Frau Wolter ernſt, die ihren Platz am Fenſter nicht verlaſſen hatte.

Die Frage kam der Tochter nicht ungelegen; ſie hatte ja längſt der Mutter ihr Herzensgeheimniß mittheilen wollen, damit der Geliebte Zutritt in das Haus erhielte. Aber ſo oft ſie auch die Einleitung dazu gemacht, das Wort war ihr ſtets auf der Zunge erſtorben. Jetzt konnte ſie nicht ausweichen, und ſie wollte es auch nicht.

„Ein Kaufmann, Mutter!“

„Was hat er Dir geſagt?“

„Daß er mich lieb hat!“

„Charlotte!“ rief Frau Wolter erſchreckt.

„Er hat es mir geſchworen!“ fügte ſie naiv hinzu. „Und Georg Roſe ſchwört nicht falſch; er iſt als ein braver Menſch bekannt und geachtet.“

„Das weißt Du? Demnach kennſt Du ihn ſchon lange —“

„Ich habe ihn bei meiner Freundin Emilie kennen gelernt — bei Gelegenheit der Ausflüge auf das Land. Mutter, laß es mich Dir geſtehen — ich habe Georg herzlich lieb!“

Sie warf ſich der Mutter an die Bruſt und ſchlang beide Arme um den Hals derſelben.

„Haſt Du mir nicht oft erzählt," flüſterte Charlotte, „daß es für ein Mädchen nichts Schrecklicheres auf der Welt gebe, als den Gefühlen des Herzens nicht nachhängen zu können?"

„Unklugerweiſe, ja, mein Kind!"

„Du wirſt mich alſo nicht zwingen wollen —"

„Habe ich Dir nicht auch geſagt, daß die Männer alle treulos ſind?"

Charlotte trat zurück.

„Ja, Mutter, das haſt Du mir geſagt."

„Und ich habe die Erfahrung für mich."

„Mag ſein; aber es gibt keine Regel ohne Ausnahme, und Georg Roſe iſt eine Ausnahme. Für den, Mutter, ſtehe ich ein. Er ſpricht wie er denkt und handelt wie er ſpricht. Man hat ihm ein reiches Mädchen zugedacht; aber er ſchlägt die Partie aus, weil er mich liebt. Sieh', Mütterchen, ich will kein Geheimniß vor Dir haben — es hat mir längſt das Herz abgedrückt — ich fühlte mich ſo glücklich, und Du konnteſt Dich nicht mit mir freuen, die Du ſtets auf mein Glück bedacht biſt — ich weiß nicht, wie ich es nennen ſoll, was mich abhielt, Dir ein offenes Geſtändniß abzulegen — ach, ich ſegne den Zufall, der mir zu Hülfe gekommen iſt!"

„Charlotte," ſagte ernſt die Mutter, „ſträflicher noch als Deine Liaiſon iſt die Handlungsweiſe, die Du beobachtet haſt! Ich nenne das einen Betrug —"

„Mutter, um Gotteswillen!"

„Du haſt mir ſonſt Alles erzählt, was Dir auf den Spaziergängen, die ich Dir hätte verweigern ſollen, begegnet

— daß auch junge Männer in der Gesellschaft seien, hast Du mir verschwiegen."

Charlotte stand wie eine Sünderin vor der zürnenden Mutter; ihr feines Gesicht war von einer flammenden Röthe bedeckt, die sich bis zu der Alabasterstirn fortsetzte.

„Du hast Recht, Mutter!" flüsterte sie mit zuckenden Lippen. „Ich hätte Dir nichts verschweigen, hätte Dir die geringste Kleinigkeit mittheilen sollen. In meinem Kopfe sah es wunderlich aus; ich mußte alle meine Kraft zusammenfassen, um Dir ein heiteres Gesicht zu zeigen. Ja, das mußte ich! Der Gedanke, die Mutter erfährt es ja bald, tröstete mich — ich wollte Dir ja nichts verschweigen; aber ich konnte nicht sprechen — ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte — und Georg drang in mich, so oft er mich sah — Mutter, habe ich eine Sünde begangen, so verzeihe mir — ich habe nicht anders gekonnt!"

Sie weinte laut. Das weiße Tuch, daß sie in der Hand hielt, war bald von Thränen durchnäßt. Frau Wolter wiegte schmerzlich das Haupt; sie mochte sich wohl einer Zeit erinnern, in der sie ähnliche Geheimnisse der Welt verborgen gehalten hatte. Gibt es wohl eine Sterbliche, die mit der armen Charlotte nicht in gleicher Lage gewesen?

„Beruhige Dich," sagte die Mutter, die Mitleid empfand, „wir werden später über die Angelegenheit sprechen."

Dann ging sie in die Küche.

Charlotte preßte die kleinen Hände auf den Busen, indem sie flüsterte:

„Die Mutter ist gut, sie wird mein Glück nicht zerstören wollen. Und Georg ist ein Mann, den sie liebge-

winnen muß. Ich kann nicht von ihm laſſen, bände mich auch nicht der heiligſte Eid an ihn.“

Auch Frau Wolter dachte über die Herzensgeſchichte nach. —

„Die erſte Liebe!“ flüſterte ſie vor ſich hin. „Sie bringt die höchſte Seligkeit im Menſchenleben — aber auch den tiefſten Jammer, wenn ſie zerſtört wird. Ach, die erſte Liebe!“

Die Erinnerung erpreßte ihren Augen Thränen.

Das einfache Mittagsmahl ward ſchweigend eingenommen. Eine Aufwärterin kam, um die Küche in Ordnung zu bringen, ein Geſchäft, daß Frau Wolter ſeit dem Eintritte der beſſeren Verhältniſſe beſorgen ließ.

„Zürnſt Du mir, liebe Mutter?“ fragte die Tochter, als Beide ſich allein befanden.

Sie ſchmiegte ſich zärtlich ihr an.

„Ich möchte Dir zürnen, mein Kind, daß Dein Herz nicht mir allein mehr gehört.“

„O, ich trenne mich nicht von Dir! Wir Alle werden beiſammen bleiben. Aber ſprich Dich doch aus, Mutter!“

„Nur dann, wenn ich Deinen Georg kennen gelernt habe.“

„So darf er kommen?“

„Führe ihn mir zu.“

Charlotte ſank zu den Füßen der gütigen Mutter nieder.

„Da haben wir's!“ rief dieſe unter Thränen lächelnd.

„Was denn, Mutter?“ jauchzte Charlotte.

„Antworte offen.“

„Gern, Mutter!“

„Wie würdeſt Du Dich benommen haben —“

„Wenn Du Georg abgewieſen hätteſt?“

„Ja!“

„Ich würde Dir eine gehorſame Tochter geweſen ſein und es der Zeit überlaſſen haben — nein Mutter,“ fügte Charlotte haſtig hinzu, „Du würdeſt Mitleid mit mir gehabt haben! Nehmen wir doch nicht Dinge an, die geradezu in das Reich der Unmöglichkeit gehören. Und wenn der Vater noch lebte —“

„Still!“ gebot ernſt die Mutter.

Charlotte erſchrak. Sie hätte von dem Vater nicht ſprechen ſollen. Nachdem ſie die Mutter herzlich geküßt, als ob ſie das begangene Verſehen gut machen wollte, ſetzte ſie ſich zur Arbeit. Die erſten Nachmittagsſtunden verfloſſen. Man ſprach nicht mehr von der Liebesangelegenheit. Die Tochter hätte es gern gehabt, wenn die Mutter nähere Aufſchlüſſe über Georg gefordert hätte; aber dieſe beobachtete das gewöhnliche Stillſchweigen und ſeufzte von Zeit zu Zeit, als ob ſie mit der Arbeit nicht zufrieden ſei.

Gegen fünf Uhr kam eine Magd, die Fräulein Wolter zu ihrer Herrſchaft beſchied.

Charlotte ſah fragend die Mutter an.

„Du mußt wohl gehen; die Damen ſind unſere beſte Kundſchaft.“

„Fräulein möchte gleich kommen,“ ſagte die Magd. „Meine Herrſchaft braucht Trauertoilette.“

Die Putzmacherin zögerte nicht; ſie begleitete die Magd.

„Trauertoilette!“ ſeufzte Frau Wolter. „Ach, ich möchte ſie tragen, ſo lange ich athme!“

Eine Thräne rann auf die Spitzen, die ſie in der Hand hielt. Die Nadel ruhte.

„Welch' ein Tag!“ flüſterte die Putzmacherin. „Wie lebhaft erinnert er mich an die ſchönſte, aber auch an die verhängnißvollſte Zeit meiner irdiſchen Wallfahrt! Die erſte Liebe, die ſich mit Roſen und Veilchen ſchmückt — und nun beſtellt man Trauertoilette! Wenn es ein böſes Omen für Charlotten wäre!“

Es klopfte.

Frau Wolter erſchrak.

„Wer iſt da?“

Die Thür ward geöffnet.

Ein Mann trat ein, der verwundert an der Schwelle ſtehen blieb.

Die Mutter Charlottens hatte ſich erhoben. Beſtürzt ſah ſie den Mann an.

„Was ſteht zu Dienſten, mein Herr?“

„Erkennen Sie mich, gnädige Frau?“

„Reinhardt!“

„Hier, hier muß ich Sie treffen! In einer ſolchen Umgebung.“

Frau Wolter ſtützte die Hand auf den Arbeitstiſch. Es ſchien, als ob eine Ohnmacht ſie anwandelte.

„Ich bringe keine Hiobspoſt!“ ſagte Reinhardt lächelnd.

Die gnädige Frau winkte mit der Hand, als ob ſie andeuten wolle, daß man ihr einige Augenblicke Ruhe gönnen möge. Der wogende Buſen verrieth die ungeheuere Erregung, die ſich ihrer bemächtigte.

Reinhardt war der Intendant des Fürſten von Sel-

bach, derſelbe Mann, der dem armen Albert den Platz gezeigt, auf dem der Fürſt einen Pavillon erbauen wollte. Das Lächeln, das über ſein weißes Geſicht glitt, war ein mühſam erzwungenes.

Den Andeutungen, die wir bereits über ſeine Perſon gegeben, fügen wir hinzu, daß der Intendant ein Mann von fünfzig Jahren und ſchlank gewachſen war. Den Backenbart und das Haupthaar, beide ſtark und voll, hatte er ſchwarz gefärbt. Sein glatt raſirtes Kinn ſchimmerte bläulich. Unter den ebenfalls ſchwarz gefärbten Brauen, die glatt an der niedern Stirn lagen, blitzten kleine dunkelbraune Augen. Der geöffnete hellgraue Sommer-Twin ließ den zugeknöpften ſchwarzen Frack und die ſchwarzen Pantalons erkennen. Die ſaubere weiße Binde, die ſich eng an den etwas langen Hals legte, und ein Ordensbändchen in dem Knopfloche gaben ihm das Ausſehen eines dienſtthuenden Kammerherrn.

Frau Wolter hatte den erſten Schrecken überwunden.

„Was wollen Sie?“ fragte ſie zitternd.

„Geſtatten Sie mir, daß ich Ihnen meine Bewunderung ausdrücke — hier arbeitet eine Dame, die berufen iſt, arbeiten zu laſſen und zu befehlen! Das iſt ein Heroismus ſonder Gleichen. Wahrlich, ich ſträube mich das für wahr und wirklich zu halten, was ich ſehe. O, Sie gehen zu weit, gnädige Frau!“

„Genug!“ rief die Dame, die ſich ſtolz emporgerichtet hatte. „Genug, Sie haben nun zum zweiten Male meinen Aufenthalt erſpäht —“

„Ja, es iſt meinen beharrlichen Anſtrengungen gelun-

gen. Erblicken Sie darin den Beweis, daß man in gewiſſen Kreiſen den innigſten Antheil an Ihrem Geſchicke nimmt.“

„Gegen meinen Willen.“

„Leider, leider iſt es ſo! Ihre zarten Finger arbeiten — um Geld! Ich möchte blutige Thränen weinen.“

Der Intendant ſah wirklich tief gerührt aus.

„Ich arbeite ja! Iſt Arbeit eine Schande?“

„Gehen Sie nicht von dieſem Standpunkte aus, gnädige Frau.“

„Ich kenne die wahre, die zerſchmetternde Schande, mein Herr — man hat ſie mir in reichem Maße zugefügt! Hier in dieſem Stübchen, an dem Arbeitstiſche, fühle ich mich tauſendmal geehrter als in den Prunkgemächern, die mir ein treuloſer Mann geöffnet. Ich haſſe ihn nicht, aber ich verachte ihn.“

„Gnädige Frau!“

„Den geringen Ertrag meiner Arbeit ſchlage ich höher an als ein Nadelgeld, das nach Tauſenden zählt.“

„Wir werden uns verſtändigen.“

„Ich denke, es iſt ſchon geſchehen.“

Frau Wolter deutete mit der Hand an, daß die Unterredung zu Ende ſei. Der Intendant ſchien dieſe Andeutung nicht verſtehen zu wollen.

„Geſtatten Sie mir, gnädige Frau, Ihnen die Aufträge auszurichten, die ich für Sie empfangen habe. Sie kennen meine Ergebenheit, meine hohe Verehrung — ich würde vielleicht die Forſchungen längſt eingeſtellt haben, wenn es mich nicht drängte, Ihnen jeden Dienſt zu leiſten, deſſen ich fähig

bin — aber auch Alles von Ihnen abzuwenden, was geeignet ist, Ihnen Kummer zu bereiten."

„Mein Gott," rief die Dame überwältigt, „läßt man mir denn keine Ruhe? Stellt man mir denn in feindseliger Absicht nach?"

Der Intendant war näher getreten.

„Ja," sagte er rasch, „Sie haben immer noch Feinde, die Sie hassen und verfolgen."

„Die tief gedemüthigte Frau?"

„Ich bin nicht das Werkzeug der Rache; ich komme, um Ihnen einen wichtigen Dienst zu leisten. Weisen Sie mich nicht ab, Sie werden es bereuen, wenn es zu spät ist. Urtheilen Sie, nachdem Sie mich gehört haben — Ich beschwöre Sie, gnädige Frau, hören Sie mich!"

„Sie haben mir gesagt, daß Sie keine schlechte Nachricht brächten."

„Weil ich Sie nach und nach vorbereiten wollte. O denken Sie an die Zukunft Ihrer Tochter, an sich selbst. Entlassen Sie mich ohne Weiteres, so bin ich außer Stande Ihnen den Dienst zu leisten, der mir am Herzen liegt. Bei dem Heile Ihrer Tochter —"

„Gut, ich will Sie hören!" sagte Frau Wolter. „Meinem Kinde zu Liebe bringe ich jedes Opfer — auch das, Sie anzuhören."

Der Intendant zuckte leicht zusammen. Während er seinen feinen Hut auf den Seitentisch setzte, sah er die schöne Frau mit lüsternen Blicken an. Sein braunes Auge schien Funken zu sprühen, seine mit blauen Handschuhen bekleideten Hände zitterten kaum merklich.

Frau Wolter, die auf ihrem Arbeitsplatze saß, zeigte vornehm auf einen Stuhl. Reinhardt verneigte sich und ließ sich nieder.

„Sie wissen," begann er, „daß ich das volle Vertrauen Sr. Durchlaucht besitze und demnach in Dinge und Verhältnisse eingeweiht bin, von deren Existenz die Welt keine Ahnung hat. Mißbrauche ich jetzt dieses Vertrauen, so erkennen Sie, daß meine Verehrung für Sie, gnädige Frau, größer ist, als die Ergebenheit für den Herrn, der oft Dienste von mir verlangte, die ich verabscheute. Ich kann wohl sagen, das Gewissen läßt mir keine Ruhe, seit ich weiß, daß ich zu unerhörten Dingen die Hand geboten, oder richtiger gesagt, die Hand habe bieten müssen. Ich war der Diener meines Herrn, mithin nicht verantwortlich für das, was geschehen. Der Fürst Balduin sah und liebte Sie, Sie, die verwaiste Tochter eines verabschiedeten Militärs."

„Berühren Sie diese Verhältnisse nicht!" rief erschüttert die Dame.

„Ich kann sie nicht übergehen, wie Ihnen sogleich klar werden wird. Zu jener Zeit war ich der vertraute Jäger des jungen Fürsten, der sich Ihnen als einen Forstmann vorstellte. Ich galt für den Freund des Försters Cornelius, der schwor, daß er Sie besitzen müsse, und solle er sein Land darum geben. Leidenschaftlich und romantisch, wie er war, ging er auch hier zu Werke. Charlotte sollte erst nach der Trauung erfahren, wer ihr Gemal eigentlich sei; er wollte nicht seines Ranges, er wollte seiner Person wegen geliebt sein. Die Konvenienzheiraten verachtete er und nannte sie unchristlich und unmoralisch. Ein Fürst sollte nach seiner

Meinung dem Herzen die Wahl der Gattin überlaſſen, nicht dem Familienrathe. Ich fand dieſe Theorien für gut und förderte die Praxis. So kam die heimliche Trauung zu Stande, die ein herbeigeholter Landgeiſtlicher in Ihrem Zimmer, gnädige Frau, vollzog. Ich ſelbſt habe den Pfarrer geneigt gemacht, die Ceremonie zu vollziehen; er ſandte ſeinen Adjunkten, da ihn Krankheit an das Bett feſſelte! Nun bezogen ſie das einſame Jagdſchloß zwiſchen den Felſen, wo der Fürſt ſich Ihnen entdeckte. Verhältniſſe machten es nöthig, daß die kirchlich vollzogene Heirat noch geheim blieb. Balduin kam gleich darauf zur Regierung, da ſein Vater auf der Jagd verunglückte. Die Gründe, die der regierende Herr hatte, ſeine Gattin der Welt nicht vorzuführen, kenne ich nicht; wenigſtens damals kannte ich ſie nicht. Ich mahnte ihn an ſeine Pflicht, nachdem ſie dem Gemale einen Sohn geſchenkt. Das war ihm läſtig. Um ſich meiner zu entledigen, bediente er ſich des ſchrecklichen Vorwandes, ich ſei von ſeiner Gemalin begünſtigt, während er in der Reſidenz ſeinen Amtsgeſchäften oblag. Fortſchicken konnte man mich nicht, des Geheimniſſes wegen; ſo nahm mich der Bruder des Fürſten in ſeine Dienſte. Ich bewahrte ſo lange mein Geheimniß, bis Balduin ſich mit einer ebenbürtigen Dame vermälte, mit der Prinzeß Benigna. Ich verrieth meinem neuen Herrn, was ich wußte. Der Herr lächelte, rieth mir zu ſchweigen und machte mich zum Intendanten. Er meinte, Balduin müſſe von ſeiner bürgerlichen Gattin geſchieden werden, wenn es nöthig wäre. — Ich begriff die Ruhe dieſer Herren nicht, die eine Doppelehe für nichts hielten. Nach langer Zeit erfuhr ich, daß Sie, gnädige Frau, das Jagdſchloß heimlich verlaſſen hätten;

wohin Sie sich gewendet, wisse Niemand. Der Fürst trat um jene Zeit eine große Reise an, um sich in der Skulptur, die er mit großer Leidenschaft betrieb, zu vervollkommnen. Er besuchte die Schweiz, Frankreich, Italien, Spanien und Griechenland. Die Reise hatte ihm heilsame Zerstreuungen bereitet; als er zurückkam, gedachte er seiner Charlotte nicht mehr. Ich sah ihn bei Gelegenheit einer Jagd; er drückte mir die Hand, als wollte er sagen: wir haben manchen tollen Streich verübt. Das kränkte mich; ich faßte Muth und fragte den gnädigen Herrn nach Charlotten. Er antwortete, daß er mir zu Danke verpflichtet sei."

„Wofür? fragte ich verwundert."

„Dafür, daß Deine List eine meiner größten Tollheiten vereitelt hat."

„Was nennen sie Tollheit?"

„Die Trauung mit Charlotten."

„Ich begreife Sie nicht, gnädiger Herr."

„Gestehe es nur, Du hast den verkleideten Pfaffen gesendet."

„Er ließ mich, den Bestürzten, stehen. Wie sollte ich diese Worte deuten? Ich wandte mich an meinen Herrn und von ihm erfuhr ich, daß man uns wirklich mit Hilfe des Pfarrers getäuscht hatte. Die Familie wollte um jeden Preis eine Mesalliance verhindern, und da sie die Hartnäckigkeit Balduins kannte, griff man zur List, um das Aufsehen zu vermeiden, das damals sehr unangenehme Folgen gehabt haben würde. Auch ich war betrogen, der ich ein gutes Werk zu vollbringen gewähnt hatte."

Frau Wolter war leichenblaß geworden.

„Ich bin nicht wirklich mit dem Fürſten getraut?“ ſtammelte ſie.

„Ja!“

„Mein Gott, wie iſt mir denn?“

„Den Bund, den die Kirche geheiligt, kann man nicht ohne Weiteres löſen. — Erinnern Sie ſich verſchiedener Einzelnheiten, die die Täuſchung andeuten. Sie haben es verſchmäht, mit Ihren Anſprüchen hervorzutreten — hätten Sie Schritte unternommen, man würde Ihnen von einem Faſtnachtsſcherze, von einem Mummenſchanze erzählt haben, den ein vornehmer Herr ſich mit Ihnen erlaubt. Sie blieben verſchwunden, Niemand kannte Ihren Aufenthalt und ſomit war ein Arrangement mit Ihnen unmöglich.

„Um mich zu rechtfertigen, habe ich es übernommen, Ihnen die traurige Nachricht zu überbringen, denn ich ſagte mir, daß nach der Lage der Dinge Sie ſchließen mußten: ich ſei der Anſtifter des heilloſen Betruges. Als der Zufall mich Ihnen das erſte Mal entgegenführte, wieſen Sie mich barſch ab, geſtatteten mir keine Erklärung und verſchwanden ſpurlos. Seit jenem Auftritte habe ich eine qualvolle Zeit erlebt. — Ihr Schickſal lag mir am Herzen — denken Sie ſich meinen freudigen Schrecken, als ich Sie geſtern an dieſem Fenſter ſah! Ich würde mich Ihnen ſofort vorgeſtellt haben, wenn ich nicht in Begleitung meines Herrn durch die Straße gegangen wäre, dem ich natürlich meine Entdeckung verſchwieg.

Die arme Frau hatte kalt und regungslos zugehört.

„Auch das noch!“ flüſterte ſie. „Ich wundere mich über Nichts mehr — ein reicher Mann kann ſeine arme Braut

mit Füßen treten, ohne fürchten zu müssen, daß eine Strafe ihn ereilt. Mit den heiligsten Gefühlen der Menschenbrust treiben die Vornehmen ihren Frevel!"

Sie starrte auf einen kleinen Ring, den sie am Finger trug. Es war der Trauring.

Plötzlich fuhr sie auf; ein anderer Geist schien über sie gekommen zu sein.

„Ich will den Leidenskelch bis auf den Grund leeren!" sagte sie entschlossen. „Der Gedanke, an den sich meine Seele geklammert, ist Illusion gewesen — so habe ich bis jetzt doch eine Wohlthat genossen, für die ich dem Spender danke. Sie ist mir nun entrissen. Ich will Ihnen glauben, gewiß, ich will Ihnen glauben!"

Sie machte einen Gang durch das Zimmer. Es mochte ihr doch wohl nicht so leicht werden die Erregung niederzukämpfen, die sich ihrer bemächtigt hatte.

Der Intendant folgte ihr mit stechenden Blicken. Der Beobachter hätte seine Gedanken errathen können — er war lüstern nach der immer noch schönen Frau. Wie üppig und elastisch war ihr Wuchs, wie glänzte die feine weiße Haut des edlen Gesichts, des schlanken Halses, der runden Schultern, der vollen Arme, die wie Schnee in der schwarzen Seide lagen. Eine Fülle dunklen Haares schmückte den schönsten Frauenkopf, den nur die Phantasie eines Malers erschaffen kann.

Frau Wolter hatte ihren Platz eingenommen.

„Habe ich recht gehört, mein Herr, so sprachen Sie von einem Arrangement — ist es so?"

„Es ist so, gnädige Frau."

„Die Nothwendigkeit eines ſolchen kann mir zwar nicht einleuchten —“

„Und doch, und doch!“ rief der Intendant haſtig.

„Bin ich nicht abgefunden?“

„Faſſen Sie die Angelegenheit anders auf.“

„Habe ich überhaupt Anſprüche, da ich nicht die legitime Gattin des Fürſten geweſen bin? Ihre Nachricht, mein Herr, hat mir einen dunklen Punkt aufgeklärt: den Charakter deſſen, dem ich mein Unglück verdanke. Bis jetzt habe ich über die Doppelehe des hohen Herrn geſchwiegen, weil ich ihn ſchonen wollte — nun aber habe ich kein Recht zu ſprechen.“

„O, Sie haben das gegründetſte Recht!“

„Nennen Sie es.“

„Die Umgebung des Fürſten hat einen ſchmählichen Betrug verübt, hat an einem heiligen Akte gefrevelt —“

„Die Umgebung — trägt der Fürſt die Schuld?“

Reinhardt zuckte mit den Achſeln.

„Leider bin ich ſelbſt Einer der Betrogenen, gnädige Frau, und könnte Ihnen als Zeuge zur Seite ſtehen, wenn Sie auf Unterſuchung und Beſtrafung der Frevler antragen.“

„Nie! Nie!“

„Man fürchtet Ihre gerechte Indignation.“

„O, mein Gott!“

„Denken Sie an Ihre gekränkte Ehre, an die Zukunft Ihrer Tochter.“

„Mein Herr, wollen ſie mich zu einer Anklage bereden?“ fragte Frau Wolter erſtaunt.

„Sie haben, gnädige Frau, keine Rückſicht auf die zu

nehmen, von denen ſie ſchonungslos behandelt ſind. Ich ſpreche es aus, da eine Unterſuchung auch mich rechtfertigen wird. Und Ihnen gegenüber gerechtfertigt zu ſein, iſt mein heißeſter Wunſch, deſſen Befriedigung ich gern mit dem Verluſte meiner vortheilhaften Stellung bezahle. Ich achte, ich ſchätze Sie zu hoch, gnädige Frau — Ihr Schickſal hat mich Tag und Nacht beſchäftigt — betrachten Sie mich als den wahren Freund in der Noth —"

Er wollte die Hand der Dame ergreifen.

Sie zog ſie durch eine dem Anſcheine nach unwillkürliche Bewegung zurück.

„Iſt das der Vorſchlag?"

„Nein."

„Wie will man ſich mit mir arrangiren? Ich muß Alles, Alles wiſſen."

Der Intendant betrachtete ſeine zarten Handſchuhe.

„Wollen Sie mich der Pein nicht überheben —"

„Sagen Sie Alles!" rief Frau Wolter feſt befehlend.

Reinhardt überlegte einige Augenblicke.

„Gut, ich will es!"

„Schonen Sie mich nicht."

„Und wäre es auch nur, um Ihnen die ganze Gehäſſigkeit Ihrer Feinde zu zeigen — denn Sie haben immer noch Feinde."

„Zur Sache, zur Sache denn! Was fordert man von mir?"

Reinhard antwortete zögernd und verlegen:

„Sie unterzeichnen eine Schrift, in der Sie bekennen,

daß Sie nie in irgend einem Verhältniſſe mit dem Fürſten geſtanden haben —"

„Wirklich? Wirklich?" rief die Dame mit Bitterkeit.

„Sie bekennen ferner —"

Der Intendant ſtockte.

„Fahren Sie doch fort!" ſagte Frau Wolter mit zuckenden Lippen.

„Ich kann es kaum ausſprechen. O, gnädige Frau — erſparen Sie ſich und mir die Pein! Die kalten, herzloſen Leute wiſſen nicht zu beurtheilen, wie das Herz einer ſchwer gekränkten Dame —"

„O, mich überraſcht, mich erſchreckt nichts mehr!"

„Sie bekennen, eine von Ihnen zu beſtimmende Summe empfangen zu haben und einen Wohnort zu wählen, der mindeſtens zwanzig Meilen von den Grenzen des Fürſtenthums entfernt iſt. O, ich leſe es in Ihren Zügen, daß Sie ſich tief verletzt fühlen — hätte ich doch geſchwiegen!"

„Nein, ich danke Ihnen für die Offenherzigkeit."

„Sie haben es gewollt —"

„Was geſchieht," unterbrach ihn die Dame, „wenn ich die Anträge abweiſe?"

„Dann wird man vorausſetzen, daß Sie eine gelegene Zeit abwarten, um irgend einen Angriff auszuführen, der die fürſtliche Familie kompromittirt."

Frau Wolter hatte ſich erhoben.

„Sagen Sie denen," rief ſie ſtolz und würdevoll, „die Sie geſandt haben, daß ich es verſchmähe, irgend einen Anſpruch zu erheben. Von der Arbeit meiner Hände will ich leben — das Geld, das meine Schande bezahlt, weiſe ich

zurück und zählte es nach Millionen. O, mein Gott, es wird mir schwer zu denken — aber doch werfe ich die Frage auf: warum will man mich abfinden, wenn ich keine rechtlichen Ansprüche zu erheben habe?"

„Auch das will ich aussprechen: Aus Mitleid!"

„Gut, recht gut! Ist das der Wille des Fürsten?"

„Er ist's!"

„Bringen Sie ihm meine Antwort!"

Die arme Frau konnte ihre Fassung nicht bewahren; ein Strom von Thränen rann über ihre bleichen Wangen. Schwankend lehnte sie sich an den Arbeitstisch.

Der Intendant flüsterte ihr mit bewegter Stimme zu:

„Fassen Sie sich, gnädige Frau! Ich beschwöre Sie, vertrauen Sie sich meinem Schutze an — Sie werden des Schutzes bedürfen."

„Gegen wen?"

„Gegen Ihre Feinde, gegen das Schicksal! Sie kennen mich lange —"

„Ich traue keinem Menschen mehr! Lassen Sie mich allein den Weg durch das Leben wandern."

„Wohlan, so muß ich darthun, daß ich der Einzige bin, der Ihr Vertrauen verdient. Fesseln Sie Ihr Geschick an das meinige — treten Sie mit mir vor den Altar, daß der Priester uns für ewig verbinde. Die Vergangenheit liegt abgeschlossen hinter Ihnen; eine neue, glückliche Zukunft wird Ihnen erblühen."

„Mein Herr! Mein Herr!"

„Sie werden über ein großes Vermögen, über meine Person gebieten — Ihre Tochter wird die meinige sein —

Ich bin der Besitzer der großen Zuckerfabrik, die in der Nähe dieser Stadt liegt — Charlotte, gestatten Sie mir, daß ich Sie so nenne — Charlotte, ich habe Sie längst geliebt! Wären Sie glücklich in Ihrer ersten Liebe gewesen, ich hätte geschwiegen, würde meinen Schmerz in der Brust verschlossen haben — denn Ihr Glück ist ja auch das meinige — jetzt, da Sie unglücklich sind, da man selbst Ihre Ehre anzutasten sucht, jetzt erhebe ich meine Stimme und beschwöre Sie: beglücken Sie mich durch Ihre Hand! Kann treue Liebe und Sorgfalt die Zeit des Jammers vergessen machen, so werden Sie bald mit Stolz und Verachtung auf die blicken, die mit Ihrem Herzen ein schändliches Spiel getrieben."

Starren Blickes hatte die Dame den Bewerber angesehen.

„Sie begehren mich, mich zur Frau?"

„Weil ich Sie innig liebe, weil ich Sie lange geliebt habe! Nicht der leichtfertige Jüngling spricht zu Ihnen; nein, der gereifte Mann, der mit sich und seinem Herzen zu Rathe gegangen, der weiß, was er fordert und bietet — Charlotte, erhören Sie mich!"

Der bleiche Intendant ließ sich auf ein Knie nieder.

„Um Gotteswillen, stehen Sie auf!" rief die Dame erschreckt. „Ich kann Sie nicht länger anhören — die Maitresse eines Fürsten, die Putzmacherin — haben Sie auch recht bedacht, wer ich bin? Sie sind nicht mit sich zu Rathe gegangen — O, ich fühle, wie hoch mich Ihr Antrag ehrt, — aber ich muß ihn zurückweisen."

„Was zwingt Sie? Es gibt kein lästiges Band —"

„Meine Grundsätze! Lassen Sie mich allein den Weg durch das Leben wandern; ich würde Ihnen das nicht sein können, was Sie fordern — eine Gattin in der edlen Bedeutung des Worts. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht, kann ich nicht mehr lieben. Sie haben mich glücklich gesehen, Sie haben die Schwüre des Mannes gehört, an dem meine ganze Seele hing — und er war ein Verräther an dem armen Mädchen, das für ihn in den Tod gegangen wäre. Ja, es ist in den Tod gegangen, denn ohne Ehre leben ist der Tod. Ich kann nie, nie einem Manne die Hand reichen!“

Reinhardt erhob sich.

Mit lüsternen Blicken betrachtete er die schöne Frau deren Gesicht die Aufregung leicht geröthet hatte. Durch den Widerstand gereizt, ward er beharrlich.

„Entlassen Sie mich so nicht,“ bat er zitternd. „Der leichtfertige Knabe vergißt eine verschmähte Liebe, er sucht Entschädigung bei anderen Frauen — der ernste, feste Mann kann es nicht —“

„Auch ich bin eine ernste Frau!“ rief Charlotte stolz. „Armuth und Elend können mich nicht zwingen, eine Verbindung einzugehen, von der ich eine Befriedigung für mein Herz nicht erwarte. Der Drohung, Herr Intendant, die in Ihren Worten liegt, spotte ich! Der Mann, der eine schutzlose Frau angreift, ist —“

„Sprechen Sie es aus, gnädige Frau!“

„Ein Mensch, der den Namen „Mann“ nicht verdient.“

Der Intendant lächelte wie ein Satyr.

„Sie haben Recht,“ murmelte er. „Ich zähle nicht zu

den Menſchen, die arme Frauen verfolgen — bin ich nicht gekommen, um mich Ihnen ganz zu ergeben?"

„Laſſen Sie mich unbeachtet!"

„O, könnte ich es! Daß ich Sie heute geſehen, vermehrt mein Unglück! Gnädige Frau, erbarmen Sie ſich meiner!"

Er bat wirklich in einem Tone, der Unglück verrieth.

Ein Widerwille mochte die arme Frau durchſchauern.

„Ich kann nicht! Ich will nicht!" rief ſie entſchloſſen.

„Sie wollen nicht — das iſt das rechte Wort."

„Verzeihen Sie meiner Offenheit; es iſt gut, daß wir zum Abſchluſſe gelangen."

Eine eiſige Kälte lag auf dem weißen Geſicht des Intendanten.

„Sie verwandeln muthwillig meine Liebe in ein bitteres Gefühl — das iſt nicht wohlgethan. Verfolgen werde ich Sie nicht; aber ich kann Sie auch nicht ſchützen."

„Gegen wen?"

„Denken Sie an den Knaben."

„Mein Herr!" ſtammelte die arme Frau. „Es bedarf Ihrer Worte nicht, um eine Erinnerung wach zu rufen, die ſtets lebendig in mir iſt."

„Der Knabe iſt auf räthſelhafte Weiſe aus dem Bette verſchwunden —"

„Zu meinem Entſetzen."

„Man hat bisher den Verdacht unterdrückt —"

„Welchen Verdacht?"

„Daß ein Verbrechen verübt worden —"

„Und nun?"

„Ich halte es für meine Pflicht, offen zu sein.“

„Sprechen Sie doch!“

Reinhardt hatte seinen Hut genommen und trat der Dame näher.

„Es gibt einen Mann,“ flüsterte er ganz leise, „der gesehen haben will, daß eine Frau in der Nacht auf den Altan getreten und ein weißes Bündel in die Schlucht geschleudert hat, die am Fuße des Jagdschlosses sich öffnet. Am folgenden Morgen erfüllte Geschrei das Haus — der zarte Knabe, die einzige Freude seines Vaters, war verschwunden. Der Mann hat auch die Frau erkannt — er würde von dem schrecklichen Geheimnisse gesprochen haben, wenn der Fürst, der sich seiner vermeintlichen Gattin wieder zuwandte, nicht Jeden niedergeschmettert hätte, der über diese ein böses Wort äußerte. Und warum hatte die Frau den Mord verübt? Weil sie sich an dem Gemal, den sie damals schon für treulos hielt, rächen wollte. Spätere wichtige Ereignisse brachten die schreckliche That in Vergessenheit und man blieb bei dem Glauben, der Knabe sei gestohlen. Da fand die wirkliche Vermählung des Fürsten statt — soll ich mehr sagen, gnädige Frau? Bringen Sie den Zeugen zum Schweigen — Ihr Gatte wird Sie nicht anklagen. Aber die Leidenschaft, verschmähte Liebe wird auftreten — sie handelt blind, nimmt keine Rücksicht, und müßte sie sich selbst verderben. Fragt die Gerechtigkeit darnach, ob die Mutter aus Verzweiflung zur Verbrecherin geworden? Sie erwägt kalt die That und verhängt die Strafe. Gnädige Frau, Sie kennen den Mann, in dessen Hand Ihr Geschick liegt — fesseln Sie ihn, fesseln Sie ihn durch Ihre Gunst; er wird

Ihnen ein gehorsamer Sklave und ein treuergebener Gatte sein. Ich komme wieder, um mir den Entschluß zu holen, den Sie nach reiflicher Ueberlegung werden gefaßt haben."

Der Intendant verneigte sich und ging bis zur Thür. Hier blieb er stehen. Als er sah, daß Frau Wolter, die Hände gefaltet und die Blicke gen Himmel gehoben, neben dem Arbeitstische stand, kehrte er noch einmal zurück.

„Ich muß Ihnen Alles sagen," flüsterte er, „damit Sie Ihre Situation klar erkennen. Bleiben Sie allein, so wird man Sie vernichten, und es gibt eine mächtige Partei, die darnach strebt, die Geliebte des Fürsten zu beseitigen. Ja, sie hat einen triftigen Grund dazu. Stehe ich Ihnen zur Seite, so zerschellen die Angriffe wie Rohr auf einem Panzer. Die Gattin des Intendanten Reinhardt wird alle Feinde besiegen. Charlotte, meine Liebe zu Ihnen ist eine verzehrende Leidenschaft geworden — vergessen Sie, was ich so eben gesprochen habe! O, weisen Sie mich nicht zurück — ich werde nicht nur Ihr Gemal, ich werde Ihr Diener sein!"

Die Dame wich bestürzt zurück.

„Berühren Sie mich nicht!" rief sie ängstlich.

„O, Charlotte!"

„Ich kann Ihnen jetzt schon sagen, daß ich Sie tief verachte! Ihrer Drohungen spotte ich, denn mein Herz ist rein von jeder Schuld. Nähern Sie sich mir nie wieder!"

Reinhardt biß die schmalen Lippen zusammen.

„Reizen Sie mich nicht!" flüsterte er nach einer Pause. „Ich kann nur lieben oder hassen!"

„So hassen Sie mich!"

„Sie ſprechen unbedacht!“

„Ich werde ſtolz ſein auf Ihren Haß!“

„Und wer ſchützt Sie?“

„Gottes Hand. Ihre Nähe macht mich ſchaudern. So oft ich Sie früher geſehen, ſo oft flüſterte mir eine ahnende Stimme zu: Dieſer Mann wird Dir Unheil bringen, wird Dein Leben vergiften. Gehen Sie, gehen Sie! Ich hoffe, wir haben uns heute zum letzten Male geſehen.“

Sie ſank, von der übergroßen Aufregung erſchöpft, auf den Arbeitsſtuhl.

Eine eiſige Kälte lag auf dem weißen Geſicht des Intendanten.

„Ich gehe,“ ſagte er zeremoniell. „Da ich keinen Grund habe, die Beſtrebungen Ihrer Feinde zu hemmen, ſo werde ich unthätig bleiben. Sie werden mich ſchon finden, wenn Sie mich ſuchen. Denken Sie daran, daß Reinhardt Ihre letzte Zuflucht bleibt. Ich handle nur dann, wenn Sie mich dazu auffordern.“

Er verneigte ſich noch einmal und ging.

„Was iſt das? Was iſt das?“ flüſterte weinend Frau Wolter. „Ich bleibe dabei, Tücke und Bosheit haben mich von Balduin getrennt. Ach, und ich liebe ihn noch; ich werde nie gegen ihn auftreten, werde nie ſein Glück vernichten, wenn er glücklich iſt. Jener iſt der Teufel, der um Geld Jammer und Elend ſchafft. — Er lügt, er lügt!“ rief ſie ſchaudernd. „Einen Kindesmord will er auf mich wälzen — und er ſelbſt hat entweder meinen Sohn geſtohlen oder — Gott im Himmel, habe Erbarmen — ich kann

den grauenvollen Gedanken nicht faſſen! Soll ich denn nie zur Ruhe kommen?“

Sie verhüllte das Geſicht und weinte lange; dann flüſterte ſie:

„Ein falſcher Prieſter ſoll uns getraut haben, — immerhin, mein Lebensglück iſt vernichtet. Ach, meine Feinde wählen ein trauriges Mittel, um mich abzuſchrecken. Es iſt unnütz, daß ſie auf neue Intriguen ſinnen — der Drohungen achte ich nicht, Unterſtützungen verſchmähe ich. Ob Balduin um alle dieſe Dinge weiß? Wehe mir, wenn ſie auf ſeine Veranlaſſung geſchehen. Ich glaube es nicht, ich will es nicht glauben!“

Frau Wolter trocknete ihre Thränen und ſuchte ſich zu faſſen. Sie wollte nicht, daß ſie von Charlotten bekümmert angetroffen wurde. Es gelang ihr. Je ruhiger ſie über das ſoeben Erlebte nachdachte, deſto mehr glaubte ſie überzeugt ſein zu dürfen, daß der Intendant aus eigenem Antriebe handle.

Eine Frau kam, um ein Häubchen zu kaufen. Der kleine Handel zerſtreute die Putzmacherin. Freundlich und gefällig bediente ſie die Kundſchaft, die, entzückt über die liebenswürdige Verkäuferin, bald wiederzukommen verſprach, da ſie noch anderer Toiletten-Gegenſtände bedürfe. Endlich kam auch Charlotte; ſie brachte, hoch erfreut, die lohnendſten Aufträge. —

„Den Leuten iſt ein reicher Onkel geſtorben,“ erzählte ſie. „Man ſieht es ihnen an, daß ſie vergebens nach Thränen ſuchen. Die Töchter wollen die feinſte Trauertoilette haben und

die Mutter billigt es. Die theuersten schwarzen Stoffe liegen in den Zimmern ausgebreitet, und die Hüte, die wir zu machen beauftragt, sollen Alles, was bisher gewesen, übertreffen. Auf den Preis kommt es nicht an. Ich habe aus der Handlung mitgebracht, was wir brauchen. Drei Hüte, Mutter. Nun heißt's arbeiten! Als ich ging, brachte man den prachtvollen Sarg; ich hörte von einem Bedienten, daß dieser Sarg, der mit Silber beschlagen war, fünfhundert Thaler koste. Du bist traurig, liebe Mutter?" fragte die Tochter besorgt.

„Ich arbeite nicht gern an Gegenständen, die zur Trauer bestimmt sind; doch laß das, beginnen wir, da ohne Zweifel die Zeit uns kurz zugemessen ist."

„Morgen Abend sollen die Hüte abgeliefert werden. Uebermorgen Früh findet das Begräbniß statt. O, Mutter, ich werde fertig, die Arbeit geht mir von der Hand. Wir werden ein schönes Stück Geld verdienen."

Ueber der dringenden Beschäftigung vergaß Charlotte die Mutter zu beobachten, die ebenfalls in der Arbeit eine heilsame Zerstreuung fand.

Gegen Mitternacht begaben sich die beiden Putzmacherinnen zur Ruhe, um am nächsten Morgen Früh die Arbeit wieder zu beginnen.

Die arme Louise Gerold hätte gern Trauer angelegt, denn in ihrer Betrübniß wähnte sie, Albert sei für sie verloren. Sie hielt zwei Fälle für möglich: Albert war entweder verunglückt oder er war ihr untreu geworden. In beiden Fällen hatte sie ihn verloren. Ach, wie viel Thränen vergoß

sie in ihrem Stübchen! Wie klein, wie unendlich klein erschienen ihr die Bemühungen der Mutter, die alte Wiprecht bei guter Laune zu erhalten und sie zur Testirung geneigt zu machen. Die Nähe des Vaters konnte sie kaum noch ertragen, der mürrische Mann kam ihr vor, als ob er um das Schicksal Albert's wisse, wohl gar die Hand zur Beseitigung desselben geboten habe. So mußte sie nach der Unterredung schließen, die der Zimmermann mit dem fremden Manne gehabt hatte. Beide Annahmen waren ihr fürchterlich.

„Untreu! Untreu!“ dachte sie erschüttert. „Ist er der Sohn einer reichen Familie, so wird er die Tochter des Zimmermeisters vergessen. Und doch möchte ich, daß es so wäre — dann hätte doch mein Vater keine Schuld auf seinem Gewissen und Albert lebte noch, könnte glücklich sein. Ich gönne ihm von Herzen alles Glück der Welt! Die Ungewißheit soll mich nicht abhalten, nach ihm zu forschen — ich lasse es mir nicht nehmen: hier waltet ein seltsames Geheimniß ob. Mein Gott, wenn die vornehme Familie selbst ein Interesse daran hätte, den armen Albert aus der Welt zu schaffen! Wenn er der Erbe eines großen Vermögens wäre — wenn man den Vater bestimmt hätte, ihn nach der Fabrik zu schicken!“

Die Angst ließ ihr nicht Ruhe und Rast. Sie verließ ihr Stübchen. Es war gegen Abend. Eine Magd sagte ihr, die Mutter sei bei Frau Wiprecht, die nach ihr geschickt habe. Louise schlüpfte so durch die Straße, daß sie von dem Nachbarhause aus nicht gesehen werden konnte.

„Ich bin seit einigen Tagen nicht in dem Garten ge-

weſen," dachte ſie, „vielleicht finde ich ein Briefchen in der Weide."

Eine ſeltſame Ahnung trieb ſie raſch vorwärts. Sie kam an dem Zimmerplatze vorbei. Die Arbeiter, die das Tagewerk beſchloſſen, gingen heim. In größeren und kleineren Gruppen entfernten ſie ſich nach allen Richtungen. Der armen Louiſe ward das Herz recht ſchwer, als ſie die fröhlichen Leute ſah. „Wäre doch Albert noch unter ihnen!" ſeufzte ſie traurig. „Ach, wie gerne bliebe ich die Braut des armen Zimmermanns!"

Raſch ging ſie weiter. Die friſche Luft that ihrem glühenden Köpfchen recht wohl. Da lagen rechts und links die Gärten, aus denen fröhlicher Leute Stimmen erklangen. Ganze Familien verbrachten den ſchönen Abend im Freien. Wie ſah es mit den Familienfreuden des Meiſter Gerold aus? Arme, arme Louiſe! Konnte nicht auch ſie auf dieſe harmloſe Weiſe ſich der Jugend freuen? Die ſchönſte Zeit ihres irdiſchen Daſeins war ihr verbittert. Hätte ſie Gewißheit über das Schickſal Alberts gehabt, ſie würde alle jene Leute um die Freuden des Sommerabends nicht beneidet haben.

Endlich kam ſie bei dem Garten an. Dort war die Thür und dort — die hohle Weide, von der ſie Troſt und Linderung ihres Schmerzes hoffte. Mit einer Art Zuverſicht, von der ſie ſich keine Rechenſchaft geben konnte, erſchloß ſie die Thür, dann trat ſie in den Garten. Wie köſtlich dufteten die Blumen in der Abendfriſche, wie lieblich ſangen noch einige Vögel, die den völligen Untergang der Sonne erwarteten, ehe ſie die Neſter aufſuchten. Eine feierliche Ruhe lag über den farbigen Beeten, die ſonſt dem armen Mädchen ein

herzerquickender Anblick geweſen. Heute hatte ſie keine Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur; eine peinigende Angſt ſchnürte ihr die Bruſt zuſammen, ſie konnte die Thränen nicht zurückhalten, die wie Kryſtalltropfen ſich den ſeidigen Wimpern entrangen.

Langſam und gebückt ging ſie an dem Zaune hin. Der graue, knorrige Stamm der Weide, der nur einige grüne Büſche getrieben hatte, kam ihr geſpenſterhaft vor. Die ſchwarze Oeffnung erſchien ihr wie der Rachen eines Ungeheuers. Schwammige Auswüchſe bezeichneten Backen, Naſe und Stirn. Aus der letzten ſproß ein Büſchel ſtarrer Ruthen empor. Die Phantaſie des Beobachters brauchte eben nicht ſehr lebhaft zu ſein, um die Einzelnheiten zu einem Zerrbilde zuſammenzuſtellen.

„Ich muß es wagen!“ dachte Louiſe.

Sie erinnerte ſich, daß ſie dem Baume ein Blatt Papier anvertraut hatte.

Muthig trat ſie näher.

Ein Vogel raſchelte aus dem Blätterdickicht des Zaunes empor.

Louiſe erſchrak.

„Wie thöricht bin ich doch!“ dachte ſie. „Der zarte Zeiſig jagt mir einen Schrecken ein, daß ich wie ein Blatt im Winde zittere!“

Das erſchreckte Vögelchen ſaß zwitſchernd auf dem nahen Baume.

„Wäre es nur nicht ſo einſam und ſtill! Käme doch nur ein Menſch vorüber, daß ich nicht ganz allein wäre!“

Aber kein Schritt, kein Laut ließ ſich hören. Und die alte Weide zeigte immer dieſelbe phantaſtiſche Geſtalt. Ein leichter Abendwind fuhr ſäuſelnd durch die Blätter. Der armen, unglücklichen Braut war, als ob eine Geiſterſtimme ihr geheimnißvoll zuflüſterte: „Der, den Du ſo innig liebſt iſt todt!“

Nun war es wieder ſtill. Der Lufthauch war erſtorben. Hier und dort flog ein Käfer, melancholiſch ſummend, empor. Der Zeiſig, der ſich auf einem erſtorbenen Zweige der Weide niedergelaſſen, ziſchelte ängſtlich.

„Mir iſt, als ob ich mit einem Verſtorbenen verkehrte!“ dachte Louiſe. „Man ſagt ja, es gäbe Verbindungen zwiſchen der irdiſchen Welt und dem Jenſeits. Welch ein wunderbares Gefühl beſchleicht mich! Albert, Albert, wenn Du todt biſt, wenn Dein Geiſt mich umſchwebt, gib mir ein Zeichen, mir, Deinem treuen Mädchen, das Dich bis über das Grab hinaus liebt! Ich ſtehe allein, es gibt keine Seele, der ich mich anſchließen kann —“

Flüſternd wie eine Geiſterſtimme rauſchten die Blätter wieder; aber man ſah nicht, daß ſie ſich bewegten oder auch nur zitterten. Louiſe fühlte keinen Luftzug, ſah nicht die leiſeſte Bewegung rings in dem ſchweigenden, duftenden Garten. Kein Vogel ſang, kein Käfer ſummte mehr. Und die Phyſiognomie der alten Weide ſchien ſich verändert zu haben — ſie war nicht mehr ſo abſchreckend, ſo bizarr. Neben ihr befand ſich die Lücke in den dunkelgrünen Blättern. — Dort hatte das ſchöne, melancholiſche Geſicht Alberts ſich einſt gezeigt — war es nicht wieder dort, aber bleich, bleich wie der Tod? Blicken ſeine Augen nicht traurig nach der Braut,

als ob ſie ſagen wollten: ich bin geſtorben! Hüllte nicht ein grauweißes Tuch den ſichtbaren Theil ſeines Körpers ein? Verſchwamm jetzt die Geſtalt nicht wie ein Schatten im Zwielicht?

Nein, es war doch nur eine Sinnestäuſchung.

„Warum zögere ich denn?“ flüſterte Louiſe, ſich zuſammenraffend. „Ich muß handeln!“

Sie trat dem Baume näher und brachte die kleine Hand in den hohlen Raum.

„Was iſt das?“

Erſchreckt fuhr ſie zurück.

Die Erde kältete wie Eis.

„Das Blatt iſt verſchwunden! Ich habe es wohl verſchoben.“

Raſch unterſuchte Louiſe zum zweiten Male.

Sie betaſtete den ganzen Raum — nirgends fühlte ſie ein Blatt Papier.

„Fort! Fort!“ rief ſie. „Niemand weiß um unſer Geheimniß — Albert muß hier geweſen ſein; ſeine Hand hat meine Zeilen genommen. Er lebt!“

Louiſe hätte aufjauchzen mögen.

Freudig erregt durchſuchte ſie noch einmal den Baum; immer ſtellte ſich dasſelbe Reſultat heraus. Ein Gedanke lähmte die Freude des armen Mädchens: es konnte Jemand ſie beobachtet und die Art der Korreſpondenz erſpäht haben. Sie erinnerte ſich des Mannes, der aus dem Kabinette des Vaters gekommen war. Konnte man ſie nicht beobachten laſſen? Wenn Albert das Papier genommen hätte, würde er

gewiß mit der Antwort nicht gezögert haben, um die trauernde Geliebte zu beruhigen.

„Ich muß Gewißheit haben!“ rief Louise. „Hat Albert das Papier geholt, so befindet er sich in dem Häuschen zu Buchau. Nein, die Ungewißheit ist zu gräßlich!“

Sie verließ den Garten und schloß die Thür.

Statt nach der Stadt zu gehen, eilte sie in entgegengesetzter Richtung fort; sie dachte nicht daran, daß die Mutter sich über ihr langes Ausbleiben kümmern würde. Es stand ihr ja die Gewißheit über das Schicksal des Geliebten in Aussicht. Nach einigen Minuten trat sie aus der Gasse auf die Fahrstraße. Der Zufall war ihr günstig. Eine Droschke fuhr langsam der Stadt zu. Sie rief den Kutscher an, bezeichnete ihm das Ziel und stieg in den Wagen, der umlenkte, um rasch nach Buchau zu rollen. Zwanzig Minuten später stieg sie aus, ließ den Kutscher warten und eilte dem Häuschen zu. Es war Dämmerung. Das junge Mädchen, fast athemlos vor Erwartung, öffnete zitternd die kleine Thür.

„Albert muß zu Hause sein!“ dachte sie.

Die Thür des Stübchens stand offen. Else, die Wirthschafterin, saß bei der Zinnlampe am Tische und las in der Bibel. Erschreckt legte sie das heilige Buch nieder, als sie das Geräusch der Ankommenden hörte. Louise war keines Wortes mächtig; die Hand auf den wogenden Busen gepreßt, stand sie an der Schwelle. Else sprang freudig überrascht auf.

„Sie bringen wohl Nachrichten, liebes Fräulein?“

„Nein, nein! Ich glaubte —“

„Was glauben Sie denn? Du lieber Gott, wie Sie aussehen — ach, und wie Sie zittern! Sagen Sie nur, was Sie wissen. — Sie haben etwas erfahren!“

Else führte Fräulein Gerold zu dem großen Lehnstuhle, der am Fenster stand. Es kam bald zu gegenseitigen Erklärungen. Louise erzählte unverholen die Geschichte von der Weide, und Else versicherte, daß sie bis jetzt nicht ein Sterbenswörtchen über Albert erfahren habe. Die Braut weinte, die Wirthschafterin weinte mit, Else war der festen Meinung, daß Albert gewiß nach Hause gekommen wäre, wenn er den Zettel aus der Weide geholt hätte.

Die Dämmerung war der Dunkelheit gewichen. Die beiden Frauen saßen immer noch beisammen. Else erzählte mit tiefer Wehmuth, wie Albert sich schmuck gemacht, die Mappe unter den Arm genommen habe und dann gegangen sei, um nimmer wiederzukehren. Er müsse wohl nicht daran gedacht haben, auszubleiben, denn er habe Alles, Alles zurückgelassen. Und nun zeigte sie der weinenden Louise die Habseligkeiten des Verschwundenen. Der Wandschrank, in welchem er seine Papiere aufbewahrte, war verschlossen.

„Hat er denn gar Nichts gesagt?“

„Nichts!“ versicherte Else.

„Hat er denn Nichts hinterlassen? Keinen Brief, keinen Zettel?“

„Nichts! Das ist es ja, was mich so ängstlich macht.“

„Ach, ich bin recht unglücklich!“ jammerte Louise.

Else wollte trösten.

„Vielleicht,“ sagte sie, „hat er rasch verreisen müssen, wer kann das wissen. Der fremde Herr hat es immer sehr

eilig gehabt — Albert, ich laſſe es mir nicht nehmen, iſt vornehmer Leute Kind — warten Sie, warten Sie!“

Da ward draußen die Hausthür geöffnet. Beide Frauen hörten deutlich das Geräuſch. Zuerſt hatte das Schloß geklirrt, dann hatte ſich die Thür in den Angeln gedreht.

„Man kommt!“ flüſterte Louiſe erſchreckt.

Nach ihrer Anſicht konnte nur Albert kommen.

„Ich werde nachſehen,“ ſagte Elſe.

Aber ſie verblieb an ihrem Platze und lauſchte. Wenn Jemand eingetreten war, ſo mußte er nun über die Hausflur gehen. Es blieb Alles ſtill. Kein Laut, kein Tritt ließ ſich vernehmen. Und doch ſtand die Stubenthür offen.

„Sie haben es doch gehört?“ fragte Elſe leiſe.

„Sehr deutlich.“

„Auch ich.“

„Ein Irrthum iſt nicht möglich!“ verſicherte Louiſe, die langſam aufgeſtanden war und eine freudige Ueberraſchung hoffte.

Eine Minute verfloß. Die beiden Frauen ſahen ſich an. Ihnen war doch ängſtlich zu Muthe.

„Sie wollten nachſehen!“ flüſterte Louiſe.

Elſe ſchien ſich zu fürchten.

„Kommen Sie mit!“ bat ſie, indem ſie aufſtand und die Lampe nahm.

Ihre braune Hand zitterte. Beide lauſchten noch einige Augenblicke. Tiefe Stille herrſchte in und außer dem Hauſe. Die Schwarzwälder Uhr pickte in gleichmäßigen Schlägen fort. Elſe faßte ſich zuerſt; ſie ging langſam zur Thür. Louiſe folgte. Nun ſtanden ſie auf der Schwelle. Das Licht

der Lampe, die Elſe in der ausgeſtreckten Hand hielt, beleuchtete die ganze kleine Hausflur. Die Thür, die in das Freie führte, war feſt verſchloſſen. Es zeigte ſich auch ſonſt keine Spur davon, daß ein Fremder das Haus betreten hatte. Mit forſchenden Blicken ſah Elſe nach den einzelnen Geräthen; alle ſtanden an den gewohnten Plätzen.

„Wir müſſen uns doch wohl getäuſcht haben!“ meinte Louiſe.

Die Wirthſchafterin ſchüttelte das Haupt.

„Nein, nein! Ich habe zu oft das Oeffnen der Thür gehört; ich unterſcheide genau, wer kommt. Vater Brand griff anders auf den Drücker als Albert.“

„Und Sie glauben —“

„Gerade wie vorhin machte Albert die Thür auf.“

Elſe weinte; ſie nahm den Zipfel ihrer Schürze und trocknete die herabrieſelnden Thränen.

Louiſe zitterte heftig. Sollten ſich hier die geheimnißvollen Erſcheinungen fortſetzen, die bei der Weide begonnen hatten?

„Hat Albert ein beſonderes Zimmer bewohnt?“

„Ja,“ antwortete Elſe ſchluchzend; „in der letzten Zeit, als der Vater nicht mehr lebte.“

„Wo denn?“

„Im Giebel.“

„Vielleicht hat er ſich hineingeſchlichen.“

„Nun, wir können ja nachſehen.“

Beide ſtiegen die ſchmale Treppe hinan. Elſe betrat zögernd das Giebelſtübchen. Da lag noch Alles, wie es der Bewohner verlaſſen hatte. Das Reisbrett mit einem unvol-

lendeten Grundriſſe lehnte an der Wand. Darüber befand ſich die kleine ſauber gehaltene Bibliothek, meiſt aus Lehrbüchern beſtehend. An den Wänden hingen Zeichnungen von Städten, Landſchaften und Gebäuden, die Albert verfertigt hatte. Einzelne Kleidungsſtücke lagen auf den Stühlen. Man hätte meinen ſollen, der Bewohner ſei nur ausgegangen, um gleich wiederzukommen. Nichts deutete an, daß er ſich auf eine längere Abweſenheit vorbereitet. Louiſe betrachtete alle Gegenſtände mit einer heiligen Scheu; ihr war, als ob der Geiſt des Geliebten ſie umſchwebte.

„Er iſt nicht hier!“ flüſterte Elſe. „Gott weiß, ob er je wiederkommt.“ Sie gingen in das Stübchen des Erdgeſchoſſes zurück.

„Ich bleibe dabei,“ ſagte nun Elſe, „Vater Brand hat ſeinen Liebling nachgeholt. Albert war zwar nicht der leibliche Sohn des Alten; aber Sie hätten nur ſehen ſollen, wie Beide an einander hingen. Was der Eine dem Andern an den Augen abſehen konnte, das that er. Mich wundert nur, daß Vater Andreas nie geſagt hat, wie er zu dem prächtigen Jungen gekommen iſt und woher er ſtammt. Er hat zwar von Papieren geſprochen, ehe er ſtarb; aber dabei iſt es geblieben. Ich möchte wetten, daß die alte Wiprecht, dieſes ſchreckliche Weib, dieſe boshafte Schweſter — Gott verzeihe mir dieſe Sünde — mehr weiß, als wir Anderen wiſſen. Ach Gott, daß es hier ſo enden ſollte, hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Wer mir das vor einem Jahre geſagt hätte? Dieſen Nachmittag war ich auf dem Friedhofe — da lag ein ſchöner Kranz auf dem Grabe, ſchon halb verwelkt, aber immer noch ſchön. Ich möchte wetten, daß Albert

den Kranz dort niedergelegt hat. Wer anders sollte sich denn um den Zimmergesellen kümmern."

„Sie meinen," fragte die arme Braut, „daß der vornehme Herr ihn nicht abgeholt habe?"

„In diesem Falle hätte mir Albert davon gesagt. Die Nachbarin, die zugleich Todtenfrau ist in unserem Dorfe, weiß davon zu erzählen, daß Verstorbene Menschen nachgeholt haben, die ihnen lieb waren. Und jetzt glaube auch ich daran. Die Beiden haben sich zu lieb gehabt. Wenn man jetzt das Grab des alten Brand öffnete, so würde man ganz gewiß Vater und Sohn in einem Sarge finden. Das hat mir die Nachbarin versichert. Aber es ist eine schwere Sünde, das Grab zu öffnen; man darf die Todten nicht in ihrer Ruhe stören. Ich habe mich schon darein ergeben; noch kurze Zeit will ich hier bleiben, dann aber gehe ich meine Wege. Ach, liebes Fräulein, Sie sind recht zu bedauern, ich sehe es wohl, Sie haben Albert recht lieb. Merken Sie nur auf, daß die Thür vorhin ging, hat etwas zu bedeuten. Ich wollte Ihnen Anfangs nicht Alles sagen; aber warum denn, es kommt ja von selbst."

Louise gab nicht viel auf das Geschwätz der abergläubischen Bäuerin, sie war zu aufgeklärt, zu gebildet, als daß sie sich derartige Dinge zu Herzen nehmen konnte; sie hoffte vielmehr immer noch, daß ein Familiengeheimniß den Geliebten entfernt habe. In diesem Sinne wollte sie das Gespräch fortsetzen und die Bäuerin ausforschen.

Da ward geklopft.

„Mein Gott!" rief Else.

Louise schrak heftig zusammen.

„Diesmal haben Sie es doch gehört, Fräulein?“

„Sehr deutlich.“

„Warum er nur klopft, die Thür ist ja offen! das galt Ihnen, Mamsell Gerold.“

„Warum mir?“

„Albert hat Sie lieb; er hält sich auf in der Nähe des Hauses, wo sie sind.“

Louise dachte: „Mir wäre es recht, daß ich stürbe, wenn er nicht mehr am Leben ist!“

Nun klopfte es zum zweiten Male in drei Schlägen.

„Eins! Zwei! Drei!“ zählte Else.

Sie faltete die Hände und begann ein Vaterunser zu beten.

Nun ward die Thür geöffnet. Das Schloß erklang, die Angeln kreischten. Else betete immer lauter als sie langsam tappende Schritte auf dem Vorplatze hörte. Der armen Louise war seltsam zu Muthe. Das Unheimliche, das die Erzählung der Bäuerin angefacht, bemächtigte sich ihrer. Die tappenden Schritte erklangen wirklich geisterhaft. Das durch Sehnsucht und Schmerz erschöpfte Mädchen faltete die Hände. Ihr war, als Albert nun eintreten müsse.

„Guten Abend! grüßte die melancholische Stimme eines Mannes, der in der Thür erschien.

„Ach, Gott sei gelobt!“ seufzte die Wirthschafterin.

„Kennen Sie mich noch?“

„Ich glaube, gnädiger Herr.“

„Sie heißen Else?“

„Ihnen zu dienen, gnädiger Herr.“

Der Fremde, den der Leſer unter dem Namen Ignaz kennt, trat ein. Er war heute ganz ſchwarz gekleidet und ſein Geſicht war ſehr bleich.

„Freuen Sie ſich, liebes Fräulein," flüſterte Elſe ihr zu, „das iſt der gnädige Herr; er bringt auf jeden Fall Nachrichten."

Dem armen Mädchen ſchlug das Herz fieberhaft; es wähnte in dieſem vornehmen Herrn den Vater oder mindeſtens doch einen Verwandten Alberts zu erblicken.

„Wer iſt die junge Dame?" fragte Ignaz wohlwollend.

„Fräulein Louiſe Gerold, gnädiger Herr, die Tochter des reichen Zimmermeiſters, bei dem unſer Albert lange in Arbeit geſtanden hat."

„Ah, Louiſe! Albert hat ſtets mit großer Vorliebe von Ihnen geſprochen."

„Gott ſei Dank! Sie bringen alſo Nachricht —"

„Von wem?"

„Nun von Albert."

„Was iſt das? Ich ſuche den jungen Mann hier —"

Elſe erſchrak; mehr aber noch Louiſe, die ſich nun zur Fortſetzung des Geſprächs entſchloß.

Sie wollte ſondiren, da ſie, wie wir wiſſen, Verdacht in die vornehme Familie ſetzte. Wie jede Frau, die um den theuerſten Schatz ihres Herzens zittert, ſo hat auch Louiſe jetzt ſo viel Muth und Entſchloſſenheit, die Frage auszuſprechen:

„Sie ſuchen Albert Brand?"

„Ja, mein Kind. Aus dem, was ich gehört, muß ich leider ſchließen, daß ich den Geſuchten hier nicht treffe, ein Umſtand, der mir mehr als unangenehm wäre.“

Louiſe ſah den Mann forſchend an; ſie glaubte einen Zug von Gutmüthigkeit in ſeinem Geſichte zu finden.

„Gnädiger Herr, Albert iſt auf eine räthſelhafte Weiſe verſchwunden. Wiſſen Sie darum, ſo beruhigen Sie mich — jene Frau und ich, wir ſind wohl die Einzigen, denen das Schickſal Alberts am Herzen liegt. Im Namen Gottes beſchwöre ich Sie —“

Ignaz war tiefer in das Stübchen getreten.

„Ihre Angſt, mein Kind, erfüllt mich mit ernſter Beſorgniß. Albert iſt verſchwunden?“

„Ja.“

Der gnädige Herr war wirklich beſtürzt.

„Ich bitte,“ ſagte er mit zitternder Stimme, „theilen Sie mir mit, was Sie wiſſen. Mir liegt viel, viel daran!“

Louiſe war ſo bewegt, daß ſie nicht ſprechen konnte. Elſe übernahm es zu berichten mit der Weitſchweifigkeit, die der braven Frau eigen war.

Der fremde Herr war nicht nur noch ernſter, er war auch noch bleicher geworden. Das konnte keine Verſtellung ſein. Louiſe, die ihn ängſtlich beobachtete, begriff es wohl.

„Wiederholen Sie mir,“ bat Ignaz — „Albert iſt von dem Zimmermeiſter nach der Zuckerfabrik geſchickt?“

„Ja, nach der Fabrik des Fürſten von Selbach. Und dafür, daß er wirklich hingegangen iſt, kann ich einſtehen. Als ich Nachfrage hielt, wollte ihn freilich Niemand geſehen haben.“

Ignaz ſtarrte düſter zu Boden. Plötzlich fuhr er auf und trocknete mit dem Seidentuche die Stirn. Seine Lippen zuckten, als ob er einen bittern Groll unterdrücken wollte; er ſchien mit ſich ſelbſt zu reden. Seine Hände drückten krampfhaft das Taſchentuch. Die Nachricht ergriff ihn furchtbar. Länger als eine Minute war er keines Wortes mächtig.

„Dies Alles können Sie verbürgen?“ fragte er endlich mit großer Anſtrengung.

Elſe verſicherte es.

Der gnädige Herr ging einige Mal durch das Zimmer, als ob er ſeine Erregung dadurch bekämpfen wollte. Man ſah, daß er ſchwankte.

„Liebe Frau,“ bat er, „reichen Sie mir ein Glas Waſſer!“

Die Wirthſchafterin ging hinaus.

„Gnädiger Herr,“ begann Louiſe, „Sie ſind ſo tief ergriffen, daß ich Ihrer Theilnahme an dem ſchrecklichen Ereigniſſe gewiß ſein darf. Ich flehe Sie an — helfen Sie uns forſchen — die Ungewißheit über das Schickſal des Entſchwundenen tödtet mich. Sie mögen es nur wiſſen, wir haben uns recht innig geliebt!“ fügte ſie leiſe hinzu.

Der Fremde ergriff ſanft ihre Hand.

„Ich habe es längſt gewußt, mein liebes Kind!“ ſagte er treuherzig. „Albert hing ſtets in treuer Liebe an Ihnen, und wenn er ſich nach einer achtbaren und ſichern Selbſtſtändigkeit ſehnte, ſo geſchah dies, weil er ſich dem Stande Ihres Vaters gleichſtellen wollte. Von unſerer Seite iſt ihm das Verſprechen geworden, ihn in ſeinen Beſtrebungen zu unterſtützen — das ſchreckliche Ereigniß vereitelt einen

wohl überlegten Plan. Wie Ihnen liegt auch mir daran —“

Der Schmerz ſchloß ihm die Lippen.

Nach einer Pauſe fügte er hinzu:

„Sie ſind die Braut des armen Zimmermanns geweſen, Sie, die Tochter des wohlhabenden Mannes, haben ihn geliebt — gelingt es mir, Albert zu finden, ſo empfangen Sie ihn aus meiner Hand. Gott wird ja gnädig ſein und ein Unglück von dem Haupte des jungen Mannes abwenden, der mein Intereſſe im hohen Grade erregt.“

„Wer ſind Sie denn, gnädiger Herr?“ wagte die arme Braut zu fragen, die durch das liebreiche Benehmen des Fremden zutraulich geworden war.

„Erlaſſen Sie mir jede weitere Erklärung. Die Zeit kommt, die Ihnen Aufſchluß bringt. Sie lieben einen wackeren Arbeiter!“

Elſe kam zurück.

Ignaz trank von dem friſchen Waſſer, drückte ſchmerzlich dem jungen Mädchen die Hand, grüßte die Wirthſchafterin und entfernte ſich.

„Kommen Sie!“ flüſterte Elſe.

„Wohin?“

„Sie werden es ſchon ſehen.“

Beide ſtanden an dem Gartenzaune; ſie ſahen, wie eine Equipage mit zwei muthigen Pferden beſpannt raſch abfuhr. Jetzt erinnerte ſich Louiſe ihrer Droſchke. Traurig nahm ſie Abſchied.

„Da der gnädige Herr Nichts von Albert weiß,“ ſagte Elſe weinend, „ſo wird der arme Menſch wohl umgekommen

ſein. Ich laſſe es mir nicht nehmen; freiwillig hat er den Tod nicht geſucht.“

Dieſer Anſicht war auch Louiſe, denn, ſo viel ſie auch nachdachte, ſie fand keinen Grund, den ſie Alberts Verſchwinden unterlegen konnte. Von ſeiner treuen Liebe war ſie zu feſt überzeugt, als daß ſie ihn des Wortbruchs beſchuldigen konnte.

Der Beſuch des Häuschens in Buchau hatte ſie noch trauriger geſtimmt. Neun Uhr war längſt vorüber, als ſie das väterliche Haus erreichte. Die Eltern, und mit ihnen Frau Wiprecht, ſaßen bei Tiſche. Beide Frauen überſchütteten ſie mit Vorwürfen wegen des langen Ausbleibens. Louiſe half ſich mit einer Nothlüge, der erſten in ihrem jungen Leben. Sie ſprach von einem Spaziergange, den ſie mit einer zufällig gefundenen Freundin gemacht, und zeigte ſo viel Ruhe, als ihr zu erkünſteln möglich war, um die Wahrheit ihrer Worte zu bekräftigen. Die Mutter war übler Laune. Der Vater war betrunken.

Mit Entſetzen ſah die arme Tochter das bleiche, und doch glühende Geſicht deſſen, den ſie kindlich verehren und lieben ſollte. Meiſter Gerold war wirklich ſchwer berauſcht. Stöhnend blies er große Rauchwolken aus einer langen Pfeife. Frau Wiprecht ſtellte ſich, als ob ſie den Zuſtand des wackern Meiſters nicht bemerkte. Aber Cöleſtine, die fromme Frau — ziſchend wie eine Schlange — forderte ſie die Tochter auf, raſch zu eſſen, da man ſchon zu lange gewartet habe.

Louiſe fühlte kein Bedürfniß; aber ſie genoß doch von den Speiſen. Um zehn Uhr ſchied Frau Wiprecht, nachdem

ſie zärtlich Mutter und Tochter geküßt hatte. Herr Gerold rief regungslos „Gute Nacht!“

„Abſcheulich!“ flüſterte Cöleſtine auf dem Vorſaale.

„Dein Mann iſt zu beklagen!“ meinte die Mama.

„Hätte ich ihn nie geſehen!“

„Habe chriſtliche Nachſicht, mein Kind.“

„Auch dieſe hat ihre Grenzen. Der Trunkenbold ver-
eu det den letzten Reſt meines Vermögens. Der ſelige Wi-
precht hätte ihn beſſer kennen müſſen — Mein Gott, wie unglücklich bin ich! Wenn Sie nicht helfen, Mama, bin ich verloren und mit mir die arme Louiſe!“

„Ich werde ſchon helfen; gute Nacht!“

Und die Mama ließ ſich von der Magd heimführen.

„Das zähe Weib!“ flüſterte grollend Frau Gerold. „Kann es ſich wohl entſchließen, mich ſicher zu ſtellen? Ich muß andere Saiten aufſpannen, und dabei ſoll mir das Geheimniß zu ſtatten kommen, das ich neulich belauſcht habe.“

Louiſe ging in ihr Stübchen, das an das Schlafgemach der Eltern grenzte. Eine dünne Wand ſchied beide Räume. In der Nachtſtille hörte ſie folgendes Geſpräch:

„Du biſt ein Thier, Gerold!“ ſagte die Mutter, die ihren Aerger nicht länger verbergen konnte. „Wo haſt Du getrunken? Wo biſt Du geweſen? Ich muß mich meines Mannes ſchämen!“

„Thue das, mein Kind!“ ſtammelte der Meiſter.

„Und mit Hohn behandelſt Du mich noch?“

„Bete, alte Betſchweſter, bete!“

„Nichtswürdiger! Wenn Einer der Verzeihung des

Himmels bedarf, ſo biſt Du es. Sünder, frecher Sünder! Bete Du ſelbſt für das Heil Deiner Seele! Ich verachte Dich!"

Nun ward es ſtill. Louiſe entkleidete ſich und ſuchte das Bett auf. Weinend verrichtete ſie ihr Nachtgebet.

Der Tod Alberts erſchien ihr nun nicht mehr zweifelhaft. Der gräßliche Gedanke, der eigene Vater habe dazu beigetragen, den Geliebten zu beſeitigen, ſchnürte ihr die Bruſt zuſammen. „Aber warum? warum?" fragte ſie ſich. „Glaubt man vielleicht, daß er gerechte Erbanſprüche auf das Vermögen der alten Wiprecht habe? Er iſt ja der Sohn des verſtorbenen Brand gar nicht!" Soviel ſie auch nachdachte, ſie fand keinen Grund; das aber ſetzte ſie als ſicher voraus: „der Vater trinkt aus Verzweiflung, er trinkt, um ſich zu betäuben."

Der Schlaf floh die arme Braut, die ſich die ſchönſten Pläne für die Zukunft entworfen hatte; nun waren alle zertrümmert.

„Ach Gott," betete ſie, „was ſoll ich hier noch auf der Erde? Und wenn mir die Eltern Millionen hinterlaſſen, ich kann nicht mehr glücklich werden. Nimm mich zu Dir, lieber Gott, hier iſt meines Bleibens nicht!"

Jetzt begann das Geſpräch in dem angrenzenden Zimmer wieder.

„Konrad," fragte Frau Gerold, „weißt Du um Albert? Sage es mir, es iſt nöthig, daß ich Alles erfahre."

„Ich habe ihn nach der Fabrik geſchickt! O, ich hätte auch einen Andern ſchicken können."

„Konrad, iſt der Geſelle verunglückt?"

„Frage nicht, Frau ... laß' mich ſchlafen! O, ich bin recht müde!“

„Trunkenbold, ſieh' Dich vor! Du haſt Worte fallen laſſen, die auf Mancherlei ſchließen laſſen. Mir iſt es ſchon recht, daß der freche Menſch beſeitigt iſt. ... Erzähle doch, Konrad!“

„Was kümmert's mich?“ ſtammelte der Betrunkene. „Ich habe nicht Hand an ihn gelegt ... der Intendant wollte ... ich konnte auch einen andern Geſellen ſchicken ... Cöleſtine, bete und laß mich ſchlafen! Was andere Leute thun, geht mich nichts an!“

„Die Polizei wird nach dem Verſchwundenen forſchen.“

Die Worte, die nun folgten, konnte Louiſe nicht verſtehen. Dann ward es ſtill. Lange nach Mitternacht wachte die Braut noch, die den Bräutigam verloren. Als gegen Morgen der Schlaf ſie mit ſanfter Gewalt umfing, zauberte ihr der Traum gräßliche Bilder vor; ſie ſah Albert mit Vater Brand in einem Grabe und Elſe flüſterte ihr zu: Der Vater hat den Sohn nachgeholt. Dann wieder ſah ſie ihn zwiſchen den Büſchen des Zauns, ſein Geſicht war zwar geiſterhaft bleich, aber er lächelte, ſprach von Liebe bis über das Grab hinaus und deutete auf die hohle Weide, durch die ſie den Briefwechſel befördern wollten. Ich bleibe Dir ewig treu! hörte ſie ihn flüſtern. Dann verſchwand das bleiche Geſicht wie ein Schattenbild.

Die Sonne ſchien klar durch das Fenſter, als Louiſe erwachte; ſie fühlte ſich ermattet, geiſtig abgeſchwächt. Aber doch erinnerte ſie ſich lebhaft der Vorgänge der Nacht und beſonders der Traumgebilde. Mühſam erhob ſie ſich und

machte Toilette. Ihr Köpfchen brannte in Fieberhitze. Die Mutter kam bald und fragte besorgt nach der Tochter, deren langes Schlafen ihr aufgefallen war. Louise selbst sprach ihre Verwunderung darüber aus und folgte der Mutter in das Wohnzimmer, wo das Frühstück aufgetragen stand. Der Vater war, seiner Gewohnheit gemäß, längst auf den Zimmerplatz gegangen.

„Du wirst diesen Morgen nicht im Hause bleiben," sagte Frau Gerold; „gehe in den Garten, gegen Mittag komme ich mit der Mama, um Dich abzuholen. Deine bleiche Gesichtsfarbe gefällt mir nicht."

Der Vorschlag war ihr schon recht. Sie nahm Hut und Mantille und ging. Der Garten war ihr ja der liebste Aufenthalt, denn dort hatte sie mit dem gesprochen, an dem ihre ganze Seele hing. Das stille Plätzchen war geheiligt; Albert, der Gestorbene, hat es betreten. Bald war sie am Ziele; sie verschloß die Gitterthür und begann zwischen den duftenden Beeten zu lustwandeln. Der Thau perlte noch an den Blättern, in frischen Farben prangten die Blumen, die der Strahl der Sonne noch nicht welk gemacht, und die fleißigen Bienen begannen summend ihr Tagewerk. Im heitersten Blau spannte sich der Himmel über dem kleinen Paradiese aus, das durch hohe Hecken vor den Blicken der neugierigen Nachbarn geschützt ward. Louise kam, ohne es recht zu wollen, bei der Weide an. Wie gebannt blieb sie stehen. Schmerzlich wehmüthige Erinnerungen durchzitterten ihren Busen. Sie dachte auch daran, daß das Blatt Papier verschwunden war, das einen Vorwurf für den Geliebten enthielt. Vielleicht rief ihr krankhafter Zustand, ihre Gereiztheit die Frage hervor: „Ob

Albert mein Blatt geholt hat? Will er mir nicht treu bleiben bis über das Grab hinaus? Soll ich ihn vernachläſſigen? Es iſt Pflicht, daß ich nachſehe, ob er mir Antwort geſchickt hat.“

Sie trat der Weide näher.

Jetzt zwitſcherte der Zeiſig, der in der Nähe ſein Neſt hatte. Es war der armen Braut, als ob das zarte Thierchen ihr Muth zuflüſtern wollte. Im Unglücke iſt man ja geneigt auf Alles zu hören, Alles zu deuten und Troſt daraus zu ziehen.

Louiſe brachte die Hand in den Baum. Erſchreckt fuhr ſie zurück; ſie hatte ein Papier berührt.

„Es iſt nicht möglich!“ ſtammelte ſie.

Beſtürzt ſah ſie um ſich. Nichts regte ſich in der Umgebung; die Sonne ſchien freundlich vom Himmel herab, die Blumen dufteten und der Zeiſig ſang. Ein ſchwarzer Schmetterling flatterte an der Waide vorüber, hob ſich empor und verſchwand zwiſchen den Zweigen.

„Gewißheit! Gewißheit!“ flüſterte Louiſe.

Raſch holte ſie das Papier hervor. Es war feucht und beſchmutzt: aber deutlich ließen ſich die Worte leſen, die eine feſte Hand geſchrieben; „Vertraue auf Gott, er führt uns wieder zuſammen. Zürne mir nicht, die Hand des Höchſten leitet mich. Mein Geiſt umſchwebt Dich ſchützend und liebend — ach, Louiſe, ich ſehe Dich ja immer! Komme täglich zu der Weide, übergib ihr Deine Briefe und empfange von ihr die meinigen. Der Baum ſei der Vereinigungspunkt unſerer Herzen, ſo lange das Schickſal uns getrennt hält. Mein Mör-

der lebt herrlich und in Freuden; Du wirst ihn einst anklagen."

„Sein Mörder!" rief schluchzend das arme Mädchen. „Also hat man ihn doch verfolgt, er hat sich nicht freiwillig von mir getrennt!"

Sie las weiter: „Sei stark, Louise, Du wirst mein Weib, ich komme bald, Dich zu holen. Die Braut des Armen empfängt der Treue Lohn — ewig Dein Albert."

Zwei und dreimal las sie die Zeilen, die von der Hand des Geliebten geschrieben waren; sie kannte seine Hand zu gut. Dann verbarg sie das Papier unter dem Kleide auf dem Busen. Wunderbar gestärkt und getröstet ging sie durch den Garten; ihr war, als ob sie einen Talisman trüge, der vor Gram und Verzweiflung schützte. Albert war todt; sie konnte ihn nicht mehr sehen, aber sie konnte sich mit ihm unterhalten, konnte ihm ihre Wünsche und Empfindungen zu erkennen geben. Sie riß ein Blatt aus ihrem Taschenbuche und schrieb darauf: „Hole mich, Albert, der Tod soll mich mit Dir vereinen, ich kann ohne Dich nicht leben. Hole bald Deine treue Louise."

Das Papier warf sie in den Baum.

„Ich sterbe gern!" dachte sie. „Was soll ich auf der Erde, wo Habsucht, Geiz und alle Laster herrschen? In der ewigen Heimat werde ich ruhig und glücklich sein."

Und nun sah sie sehnsüchtig durch den unendlichen Raum, den das strahlende Licht der Sonne ganz erfüllte! sie ging oft an der Weide vorüber, die geisterhaft zwischen den grünen Blättern stand. Dort war die Grenze zwischen dem Irdischen und dem Ewigen; von dort streckte sich ihr die Hand des

Geſtorbenen entgegen, die Hand, die ſie heimführen ſollte. Ob ſie wohl das Papier ſchon geholt hatte, das ſie vor einer Viertelſtunde dem Baume übergeben? Sie kehrte zurück und brachte die Hand in die Höhlung — das Papier war verſchwunden.

„Heiliger Gott! Heiliger Gott! Es iſt doch keine Täuſchung?“

Und es war wirklich keine Täuſchung, die Hand fand nichts in dem kleinen hohlen Raume. Der Zeiſig ſang laut, er wollte wohl beſtätigen, was Louiſe zu glauben ſich ſcheute.

Da ſaß das graue Vögelchen munter und luſtig auf dem knorrigen Stamme, dann hüpfte es weiter, kam aber immer wieder zurück, als ob es an den Ort gebannt wäre.

Louiſe ging wie eine Träumende durch den Garten; ſie gehörte der Erde nicht mehr an, ſie lebte ſchon in anderen Räumen mit ihrem Albert. Konnte ſie denn noch zweifeln, daß eine Verbindung zwiſchen hier und dort exiſtirte? Lagen nicht unumſtößliche Beweiſe vor?

Die Mutter kam mit Frau Wiprecht. Louiſe ſaß vor der Laube, ſtill den Garten betrachtend.

„Mit unſerer Louiſe iſt etwas vorgegangen,“ meinte die Witwe.

Cöleſtine war allerdings auch der Meinung, aber ſie ſuchte es zu verbergen.

„Wie?“ fragte ſie.

„Das gute Kind ſieht blaß und unruhig aus.“

„Sie iſt beſorgt wegen der Zukunft.“

„So!“ rief die Alte gedehnt.

„Ja!“ meinte Frau Gerold, die an der Seite der Mama ging.

„Und warum denn?“

„Der Vater hat ihr kleines Heiratsgut in das Geschäft gesteckt oder stecken müssen, und das Geschäft geht schlecht.“

Das war unklug, meine Liebe.“

„Allerdings; aber die Nothwendigkeit gebot es. Mama, nehmen Sie sich des armen Kindes an!“

„Gewiß! Gewiß!“

Nun schwiegen die beiden Frauen; sie waren in die Nähe der Laube gekommen.

Louise, die regungslos auf der Bank saß, bemerkte sie noch nicht. Frau Gerold rief den Namen der Tochter. Diese schrak heftig zusammen.

„Du, Mutter!“

„Woran dachtest Du denn, mein Kind?“ fragte die alte Witwe.

„An die Zukunft, an Alles, was dem Menschen noch bevorsteht.“

„Ich sagte es Ihnen wohl!“ flüsterte Cölestine.

„Beruhige Dich, liebe Louise. Deine Aussteuer habe ich sichergestellt, das Dokument darüber liegt in meinem Sekretär.“

„Soll ich mich denn verheirathen?“ fragte Louise, schmerzlich lächelnd.

„Ei, das versteht sich, Du sollst eine recht glückliche Frau werden. Beruhige Dich und laß mich sorgen.“

„Nein, nein!“ flüsterte das junge Mädchen wie im

Selbſtgeſpräche. „Hier auf Erden iſt meines Bleibens nicht —“

Die erſchreckte Mutter ziſchte ihr zu:

„Sprich nicht ſo dumm, albernes Geſchöpf!“

Dann rief ſie laut:

„Ach ja, wir Alle ſind nur arme Pilger hier auf Erden, wir bereiten uns hier vor für die ewige Heimath. Der Eine geht früh, der Andere geht ſpät.“

„Aber Alle gehen!“ fügte die Alte hinzu. „Das hat ſeine Richtigkeit. Louiſe, pflücke mir einen Strauß!“

„Sprich mit dem Arzte, Cöleſtine, das Mädchen iſt wirklich krank.“

„Der Arzt kann nicht helfen.“

„Wer denn?“

„Sie, Sie, und Sie werden helfen. Ach, meine Ehe iſt ſehr unglücklich. Fände ich nicht Troſt in der heiligen Religion und in dem Worte Gottes, ich wäre längſt eine Beute der Verzweiflung geworden. Mein Kind liegt mir am Herzen, mein Kind —“

„Ich glaube Dir, Cöleſtine.“

„Gerold iſt ein roher, unvernünftiger Mann, der ein rohes Bauernmädchen hätte heiraten müſſen. Sie haben viel gut zu machen, Mama!“

Man wußte nicht, ob Frau Gerold vor Zorn oder vor Schmerz weinte; aber ſie weinte, das ſah die Alte wohl, die in große Verlegenheit gerieth. Sie wandte ſich ab und betrachtete die Blumen an der Laube.

„Das Weib hat ein zähes Fell!“ flüſterte Cöleſtine grollend vor ſich hin. „Ich verſäume keine Gelegenheit, um

ihr den Standpunkt klar zu machen, und doch rührt und regt ſie ſich nicht. Meine Geduld iſt nun bald zu Ende — dann rücke ich mit dem Kellergeheimniſſe heraus.“

„Das iſt mir recht fatal!“ dachte die Witwe. „Ich muß dazu thun, um mich mit meinem Schwager abzufinden, der ſeine Forderungen ſehr hoch ſpannt. Da ſitze ich nun wie eine arme Seele zwiſchen zwei Feuern. Für Louiſe werde ich wohl etwas thun können, ohne den Teufel zu verletzen, den ich Schwager nennen muß.“

Cöleſtine hatte durch die Blätter geſtugt.

„Der Ausdruck des Weibes iſt recht bösartig!“ dachte ſie. „Der Schwager hat ſich mit ihr verbunden — wahrhaftig, ich würde wahnſinnig, wenn mein ſchlau angelegter und mühſam verfolgter Plan kurz vor dem Ziele ſcheiterte! Ich laſſe alle Minen ſpringen!“

Von dieſem Augenblicke an ward das Verhältniß zwiſchen den beiden Frauen ein geſpanntes, wenn ſie äußerlich auch fromm und freundlich erſchienen.

Als Louiſe der Alten den Strauß überreichte, deſſen einzelne Blumen ſie ſorgfältig gewählt hatte, dachte Frau Gerold:

„Louiſe thut mir leid! Es iſt nicht leicht, einem ſo dummen Weibe zarte Aufmerkſamkeiten zu beweiſen.“

Man trat den Rückweg an. Frau Wiprecht nahm für heute die Einladung zum Mittagseſſen nicht an, ſie ſchützte Unwohlſein vor. Frau Gerold ſpielte immer noch die Beſorgte; ſie brachte die Mama nach Hauſe und half ihr beim Auskleiden. Auf der Hausflur traf ſie die Magd.

„Grete!“

„Was denn, Frau Gerold?“

„Iſt der alte Kerl wieder hier geweſen?“

„Nein. Wäre er es, ſo hätte ich es Ihnen ſchon geſagt.“

„Haſt Du erfahren, wer er iſt?“

„Auch das nicht.“

„Seltſam!“

„Madame Wiprecht ſpricht mit keiner Silbe von ihm.“

„Grete, jetzt müſſen wir aufpaſſen.“

„So? Warum denn, Frau Gerold?“

Die alte Magd ſchielte bei dieſer Frage ſo entſetzlich, daß man von ihrem rechten Auge nur das Weiße ſah, das übrigens in's Gelbliche ſpielte. Cöleſtine ſchauderte nicht zurück, ſie hatte ſich an dieſes Schauſpiel ſchon gewöhnt.

„Der Fremde in dem fadenſcheinigen Rocke gehört zur Sippſchaft.“

„Iſt's möglich!“ flüſterte Grete.

„Ich habe es herausgebracht.“

„Das Volk ſchießt aus der Erde wie Pilze. Soll ich ihn einlaſſen, wenn er wiederkommt?“

„Ja; aber bereite nun das vor, von dem wir geſprochen —“

„Glauben Sie, daß es Zeit iſt?“

„Die höchſte Zeit.“

„Gut, Frau Gerold. Es iſt Alles ſo weit fertig; Sie haben zu beſtimmen.“

„Merke auf, Du kannſt jeden Abend darauf rechnen, daß Du das verabredete Zeichen ſiehſt.“

„Recht ſo. Ich werde auf meinem Poſten ſein.“

Cöleſtine flüſterte der ſchrecklichen Magd in das Ohr: „Der Garten und das Haus in Buchau werden bald Dein Eigenthum ſein.“

Grete lächelte ſo holdſelig, als es ihr möglich war. Und als Cöleſtine hinzufügte: „Ich habe dafür geſorgt, daß das ſchöne Grundſtück, das für Dich wie geſchaffen iſt, bei der Maſſe bleibt —“ da drückte die Magd die Gattin des Zimmermeiſters gerührt an die Bruſt.

„Sie ſorgen ſchon für mich!“ ziſchelte ſie. „Wenn Sie nicht wären, müßte ich leer ausgehen für meine langjährigen treuen Dienſte. Weiß der Teufel, unſere alte Frau wird mit jedem Tag zäher und trifft neue Einſchränkungen.“

„Laß Dir Alles gefallen, gute Grete, ſei verſchwiegen, und habe Geduld — der Lohn wird nicht ausbleiben. Du bekommſt das Häuschen in Buchau, wie es liegt und ſteht, auch nicht ein Stuhl ſoll verrückt werden. Daß Du es weißt — Mama hat ſchon Beſitz davon genommen. Sobald die Reihe an mich kommt — Nun, Du weißt, was zu thun iſt.“

So ſchied Frau Gerold von der Magd.

„Eine ſchlaue Frau!“ dachte Grete. „Ich aber bin auch nicht auf den Kopf gefallen. Von dem alten geizigen Weibe iſt Nichts zu hoffen, ihr iſt der Lohn zuviel, den ſie mir zahlt — darum muß ich es mit Frau Gerold halten. Des Dienens bin ich überdrüſſig, will meine alten Tage gemächlich verleben. Habe ich das Haus, den Garten und die Wieſe, natürlich ſchuldenfrei, ſo werde ich ſchon durchkommen. Ich baue Gemüſe und handle mit Käſe und Butter.“

Die verlockende Ausſicht hatte die Magd ſo gereizt,

daß sie der abscheulichsten That fähig geworden, wenn Cöleſtine ſie verlangt hätte. Frau Gerold, die fromme Chriſtin, kannte die Menſchen.

In dem Hauſe Gerolds verfloß der Nachmittag traurig. Louiſe, obgleich ſie mit weiblichen Arbeiten beſchäftigt am Fenſter ſaß, gab der Mutter dennoch Anlaß zu Beſorgniß; ſie ſprach wenig und ſah recht leidend aus.

Die Abenddämmerung hatte ſich eingeſtellt. Es war ſchwül, von Zeit zu Zeit zuckte ein Wetterleuchten auf, das das ganze Zimmer erhellte. Die arme Braut dachte recht lebhaft an den Bräutigam.

„Von Allen, die ihn gekannt haben," flüſterte ſie, „iſt er nun ſchon vergeſſen; es regt ſich keine Hand, die ſeinem Schickſale nachforſcht. Ach, und kann ich Schritte thun ohne den Vater anzuklagen? Ich muß ja das Aergſte befürchten."

Eine Hand legte ſich ihr auf die Schulter.

„Louiſe."

„Mutter! Wie Du mich erſchrickſt!"

„Biſt Du krank, mein Kind?"

„Nein, Mutter!"

„Dann leidet Dein Gemüth."

„Nein, nein!"

„O, ich habe es längſt bemerkt, ſuche mich nicht zu täuſchen. Theile Dich mir mit, Louiſe."

Ein Blitz zerriß das Dunkel.

„Du haſt geweint," rief Frau Gerold. „Der Herr ſandte ſein Licht, daß ich Dein Auge ſehe. Und ich habe es deutlich geſehen — Du haſt geweint! Mädchen, bekenne

Deiner Mutter, die Gehorsam und Achtung von Dir zu fordern berechtigt ist. Siehst! wir sind allein. Niemand wird uns stören — Du hast etwas auf dem Gewissen!"

Louise schwieg einige Augenblicke; dann sagte sie:

„Mein Gewissen ist rein, Mutter, es kann sich jeden Augenblick vor Gott stellen —"

„Sprich nicht so frevelntlich, Louise; bete, daß Dir Gott gnädig sein möge, denn wir sind allzumal Sünder. Steht Dir ein Mensch in der Welt näher als die Mutter? Ich sorge für Dich, habe Tag und Nacht nicht Ruhe —"

„Mutter, da wir allein sind, richte ich eine Bitte an Dich."

„Sprich, sprich!"

Frau Gerold hatte sich der Tochter gegenüber niedergelassen, um neugierig zu lauschen.

„Zwinge mich nicht, die alte Wiprecht als Großmutter zu betrachten und sie demgemäß zu behandeln — ich kann es nicht, ich kann es nicht mehr!"

„Mädchen!"

„Die ungebildete Frau versteht mich nicht, und mir ist es eine gräßliche Qual, Gefühle zu äußern, die mir fremd sind."

„Das Ei will klüger sein als die Henne."

„Frau Wiprecht ist uns ja eine ganz fremde Person, sie gehört unserer Familie nicht an."

„Wer sagt Dir das?" rief zitternd die Mutter.

„Ich weiß es!"

„Du weißt Nichts, naseweises Kind!"

„Und doch, Mutter!"

„Bin ich nicht in Wiprechts Hauſe erzogen?“

„Dafür haſt Du bezahlt.“

„Iſt der verſtorbene Wiprecht nicht mein Vormund geweſen?“

„Er hat ſeinen Gewinn dabei gehabt.“

„Und will die wackere Frau Dich nicht zur Erbin einſetzen?“

„Ich will ihr Geld nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil ich kein Vermögen brauche.“

„Ei, ſeht doch!“ rief höhniſch Frau Gerold. „Du brauchſt kein Geld?“

„Es ſind arme Seitenverwandte da, die rechtliche Anſprüche auf Frau Wiprechts Hinterlaſſenſchaft haben. Dieſe, Mutter, würden wir bevortheilen — dazu biete ich die Hand nicht.“

„Gut, ſo ſollſt Du es erfahren: wir beſitzen Nichts, gar Nichts! Merke Dir das! Der Vater hat Unglück gehabt, hat Alles verloren. Kommt uns die Großmama nicht zu Hülfe, ſo gehen wir unter. Haben wir es nicht um die alte Frau verdient, daß ſie ſich uns gegenüber dankbar zeigt? Mädchen, was ſoll aus Dir werden, wenn Du keine Ausſteuer beſitzeſt? Du willſt Dich wohl auf Dein glattes Lärvchen verlaſſen, auf Deine ſchlanke Taille? Louiſe, ich weiß, was recht, weiß, was zu thun iſt. Sei ein undankbares, ſchlechtes Kind und richte Deine armen Eltern zu Grunde. Siehſt Du nicht, daß der Vater aus Verzweiflung zur Flaſche greift? Rettet ihn die Großmama nicht, ſo geht er unter. Und weißt Du, wie groß das Vermögen iſt, um das

wir durch Deine Albernheit kommen können? Hunderttausend Thaler! Bringe mir die Großmama nicht auf, oder Dich trifft der Fluch der Eltern. Gott verzeihe mir die Sünde — Da bin ich in Zorn gerathen."

Meister Gerold trat taumelnd in das Zimmer; er war wieder berauscht. Die Frau rief nach Licht, das eine Magd sogleich brachte. Dann setzte sich die Familie zu Tische.

„Warum ist kein Wein da?" fragte der Meister.

„Ich denke, Konrad, Du hast genug getrunken. Begnüge Dich heute."

„Hältst Du mich für berauscht?" rief der Hausherr, aus seinen Augen schossen Blitze. „Willst Du mich auf magere Kost setzen? Soll ich nur trinken, wenn Du es erlaubst? Ich habe zu befehlen, und darum will ich Wein haben!"

Frau Gerold zitterte am ganzen Körper.

„Mann, Du wirst nicht trinken!" rief sie mit schneidender Stimme. „Schäme Dich vor Deiner Tochter, schäme Dich vor den Domestiken, denen Du zum Spotte wirst."

Konrad hob beide Fäuste empor.

„Frau! Frau!" rief er.

„Sei ein Christ, denke an Gott!"

„Possen!"

„Konrad!"

„Ich will trinken, weil ich Durst habe. Louise, laß eine Flasche Wein kommen, ich befehle es!"

Die arme Tochter wußte nicht, was sie beginnen sollte.

„Du gehst nicht von der Stelle!" zischte die Mutter.

„Wein!“ brüllte der Vater. „Willſt Du ihn mit den Pfaffen trinken, Frömmlerin?“

Cöleſtine neigte das Haupt, faltete die mageren Hände und flüſterte ſo laut, daß es deutlich zu hören war:

„Gott, vergieb ihm, er weiß nicht, was er thut.“

„Ich bin der Kopfhängerei überdrüſſig,“ fuhr der erregte Meiſter fort. „Was hat ſie denn eingebracht? Bis Dato noch nicht einen Kreuzer. Wein, Wein, oder ich zerſchlage den Tiſch!“

„Gehe!“ flüſterte Cöleſtine der Tochter zu. „Bringe Du ſelbſt die Flaſche.“

Und Louiſe ging. Kaum hatte ſie die Thür geſchloſſen, ſo erhob ſich Cöleſtine und ſagte:

„Konrad, Du kannſt Deine Natur nicht verleugnen, biſt zum Thiere herabgeſunken. Bezähme Dich doch, ſei ein Mann und liege Deinem Geſchäfte mit nüchternem Verſtande ob. Heute habe ich erfahren, daß die Großmama ein Vermögen von hunderttauſend Thalern beſitzt.“

Der Meiſter erſtarrte zur Bildſäule.

„Hunderttauſend Thaler!“ wiederholte er ſtammelnd. „Das iſt nicht wahr!“

„Ich habe es Schwarz auf Weiß geſehen!“ verſicherte die Frau.

„Wie ſoll der alte Wiprecht zu dieſer Summe gekommen ſein?“

„Er beſitzt ſie, verlaß Dich darauf, und ſie wird uns werden, wenn Du vernünftig biſt und nicht mehr trinkſt. Dann biſt Du wieder ein gemachter Mann und ſtehſt als der erſte Zimmermeiſter der Stadt da. Denke das

Siegesgeschrei Deiner Mitmeister, wenn Du zu Grunde gehst — Und, Konrad, ich verlange ja nur wenig von Dir — Ueberlaß Dich getrost meiner Leitung, dann wird Alles gut werden!"

Der Meister reichte der Meisterin schweigend die Hand.

„Still, Louise kommt zurück!"

Louise brachte den Wein. Meister Gerold trank einige Gläser, aß rasch und ging in sein Schlafzimmer, ohne Frau und Tochter zu grüßen.

„Da siehst Du es!" sagte Cölestine. „Dein armer Vater ist der Verzweiflung nahe. Mehr sage ich Dir nicht. Es kommt auf Dich an, ob Deine Eltern noch einmal glücklich werden sollen."

„Kann es denn nur auf diesem Wege geschehen? Bedürfen wir denn zu unserem Glücke des Geldes?"

„Dein Vater ist Geschäftsmann. Die Sünde, die Du zu begehen wähnst, nehme ich auf mich. — Nun sei auf Deine Gesundheit bedacht und pflege Dich."

Die Mutter brachte die Tochter zu Bett.

Der nächste Morgen brachte trübes Wetter. Es drohte zu regnen. Louise ließ sich dadurch nicht abhalten in den Garten zu gehen. Die Mutter billigte es. „Kürze heute den Spaziergang ab!" rief sie ihr nach. Louise versprach es und ging.

„Ich werde schon erfahren, was dem Mädchen fehlt!" dachte Cölestine. Eine Herzensangelegenheit kann sie nicht darniederdrücken, denn ich wüßte nicht, wo sie die Bekanntschaft eines Mannes gemacht haben sollte. Vor der Hand will ich über das Heiratsprojekt schweigen."

Sie ſtattete Frau Wiprecht den gewohnten Morgenbeſuch ab.

Die Alte lag im Bette. Ein weißes Tuch hüllte ihren Kopf ein.

„Mama, was iſt das?“ rief Cöleſtine erſchreckt.

„Ja, was iſt das!“ ſagte matt die Alte. „Es hätte mich ein ſchweres Unglück treffen können.“

„Um des Himmels willen, Mama!“

„Ich bin noch ſo alterirt, daß ich kaum ſprechen kann.“

„So ſprechen Sie doch nicht!“

Grete ſtand neben dem Bette.

„Erzähle Du, Grete!“

Die Magd erzählte:

„Frau Wiprecht war ſchon angekleidet und wollte in das Erdgeſchoß gehen. — Ich hatte in der Nähe zu thun — da hörte ich plötzlich einen ſchrecklichen Fall —“

„Gerechter Himmel!“ ſtammelte Cöleſtine.

Sie hielt die Hände vor das Geſicht.

„Ich laufe hin und finde meine gute Frau am Boden liegen — ſie war von oben an die Treppe herabgefallen. Ihr Kopf blutete ſehr ſtark — ich habe ſie hinauf, in's Bett gebracht und ein naſſes Tuch um den Kopf gelegt.“

„Sie ſind wieder unvorſichtig geweſen, Mama, haben nicht raſch genug gehen können.“

Die Kranke bewegte verneinend das Haupt.

„Ich habe mich ſchon vorgeſehen!“ flüſterte ſie. „Langſam, wie gewöhnlich, ſtieg ich hinab — da glitten die Füße unter mir aus —, ich begreife nicht wie das möglich war

— ich ging wie auf Eis — der Schwindel hat mich wohl wieder erfaßt — das alte Leiden."

„Darum iſt es nicht gut, daß Sie allein wohnen!" rief Cöleſtine entrüſtet. „Warum denn auch? Was treibt Sie dazu an? Sie müſſen ſtets in Geſellſchaft von Leuten ſein, die Sie mit liebenden Augen bewachen. Wenn Grete das Haus beſorgen ſoll, kann ſie nicht ſtets um Sie ſein. Herr Gott, wir vergeſſen ganz und gar den Arzt — Grete hole raſch den Doktor — ich bleibe hier — nein, ohne Arzt können wir nicht fertig werden. Fort, fort!"

Die Magd eilte davon.

„Mama, ich begreife Sie wahrhaftig nicht!" begann nun Cöleſtine. „Ihr Eigenſinn iſt mir unerklärlich. In unſerm Hauſe hätte Ihnen ſo etwas nicht begegnen können. Da haben Sie den Fingerzeig des Himmels — Sie ſind nicht mehr jung, bedürfen der Stütze kräftiger Leute — was wäre geworden, wenn der Fall ein noch ſchwererer geweſen wäre? Ach, es iſt unverzeihlich! Mama, Sie machen mir das Herz ſchwer — da ſitze ich zu Hauſe in einer wahren Todesangſt —"

Sie verhüllte das Geſicht.

„Gute Cöleſtine, weine doch nicht!" bat die Alte.

„Soll ich denn ruhig ſein, während Sie ſo entſetzlich leiden? An dem weißen Tuche ſehe ich Ihr koſtbares Blut ſchimmern — Ihr liebes Geſicht iſt leichenblaß — Mama, wenn Sie auf ſich keine Rückſicht nehmen wollen, ſo denken Sie wenigſtens an Andere, die Sie lieben! Ach, es iſt unerhört, daß Sie mir ſo ſchweren Kummer bereiten! Kommt

denn der Arzt noch nicht? Der träge Mann wird doch bezahlt! Die Angst tödtet mich!

„Wie fühlen Sie sich denn, Mama? Es ist eine auffallende Veränderung in der kurzen Zeit mit Ihnen vorgegangen — wenn der schwere Fall nur nicht eine Gehirnerschütterung hervorgebracht hat. Die Folgen kommen stets nach. Wie fühlen Sie sich, Mama?"

Cölestine kniete an dem Bette nieder, ergriff die Hand der Kranken und sah ihr ängstlich in's Gesicht. Es rollte ihr wirklich eine Thräne über die hageren Wangen.

Da kam der Arzt. Er untersuchte, gab Verordnungen und antwortete auf Cölestinen's dringende Fragen ausweichend. Nachdem er die weitläufige Erzählung von dem traurigen Falle angehört, entfernte er sich mit dem Versprechen, im Laufe des Tages wiederzukommen.

„Da haben Sie's, Mama! Er wird wiederkommen! Das ist kein gutes Zeichen. Ach, Sie machen mir durch Ihre Unvorsichtigkeit große Sorgen!"

„Ich werde noch nicht sterben!" sagte die Alte. „Das fühle ich. Der Schmerz am Kopfe geht vorüber."

Dann verblieb sie still und schlummerte nach einiger Zeit ein.

„Man möchte den Verstand verlieren!" flüsterte Frau Gerold. „Das Weib hängt mit einer seltenen Zähigkeit am Leben. Wenn mich nicht Alles täuscht, so will sie deßhalb nicht testiren, weil sie den Schwager fürchtet. Wüßte ich nur, welche Dokumente sie in jenem Sekretär aufbewahrt. Daß sie für uns schon etwas gethan hat, ist sicher —"

Sie ſchlich zu dem Sekretär; er war feſt verſchloſſen. Jetzt trat Grete ein. Cöleſtine ſchob die Thür des Schlafgemaches an, dann zog ſie die Magd in eine Fenſtervertiefung. Beide flüſterten ganz leiſe.

„Nun?“ fragte die Frau des Zimmermeiſters.

„Ich habe Alles gethan, wie Sie es befohlen.“

„Du haſt zu wenig gethan.“

Grete holte die Pantoffeln der alten Wiprecht.

„Sehen Sie, die Sohle iſt ganz mit Seife überzogen.“

„Reinige die Pantoffeln.“

„Warum?“

„Der Vorſicht wegen. Der Arzt ſcheint Vermuthungen zu hegen, die mich ängſtigen.“

Grete that wie ihr geſagt. Cöleſtine ſelbſt brachte die Pantoffeln an das Bett zurück.

„Wo iſt der Schlüſſel zum Sekretär?“

„Die Frau trägt ihn ſtets bei ſich.“

„Auch im Bette?“

„Beim Schlafengehen ſteckt ſie ihn in die Taſche ihrer Unterjacke, die ſie nicht ablegt.“

„Könnten wir doch zu dem Schlüſſel gelangen!“

„Vielleicht iſt es im Laufe des Tages möglich. Wir werden ja ſehen.“

„In meiner Abweſenheit läßt Du keinen Menſchen zu der Kranken. Kommt der Arzt, und ich ſollte zufällig drüben ſein, ſo gibſt Du mir das Zeichen.“

„Sie können ſich auf mich verlaſſen.“

„Jetzt gilt es, gute Grete. Sind wir nicht wacker auf der Hut, ſo entgeht uns das Vermögen. Wir haben die

mächtige Einwirkung des Herrn Schwagers zu bekämpfen, der gern ein reicher Mann werden möchte. Vergiß nicht, daß Du arm bleibst, wenn ich leer ausgehe."

„Nein, die alte Frau kann nicht ſchlecht an Ihnen handeln."

„Das glaube ich auch nicht; aber ſie wird von dem vagabundirenden Schwager im Schach gehalten. Sieh', wir nehmen ja nur einen Kampf mit der Sippſchaft auf, nichts weiter. Und wenn wir als Sieger hervorgehen, ſo kommen wir der Abſicht der Alten entgegen. Ich bin ja ſo gut wie die Tochter vom Hauſe, meine Louiſe iſt die Enkelin und Pathe —"

„Still, Frau Wiprecht ruft!"

Beide gingen nach der Kammerthür. Die Kranke lag ſtill in ihrem Bette.

„Es iſt Nichts!" flüſterte Cöleſtine.

Grete lächelte, und wenn ſie lächelte, verdrehte ſich das ſchielende Auge, vorzüglich bei ſtarken Gemüthserregungen.

„Sie hat geſtöhnt!" ziſchte ſie. „Vielleicht hat ſie doch einen derben Stoß bekommen!"

„Vielleicht!"

„Und dann muß ſie ſich erklären. Es iſt kein Spaß, die Grillen der alten Frau zu ertragen — bald iſt dies, bald iſt das nicht recht. — Ich habe das Leben hier im Hauſe recht ſatt."

„Geduld, Geduld, Grete, wir werden bald am Ziele ſein. Hüte Dich wohl, ein unüberlegtes Wort zu reden."

„Bei Leibe nicht!"

„Wir bleiben gute Freundinnen ſo lange wir leben. Später, wenn Du das ſchöne Häuschen in Buchau bewohnſt, beſuche ich Dich.“

„Recht ſo! Ich werde Sie ſchon bewirthen!“

Frau Gerold ſetzte ſich an das Bett; ſie wollte den Sekretärſchlüſſel erſpähen. Grete ging, um die Wirthſchaft zu beſorgen.

Louiſe hatte indeß den Garten erreicht. Regenwolken verhüllten die Sonne, ein feuchter Wind fuhr von Zeit zu Zeit über die Beete, daß die Blumen tief ihre Kelche neigten. Die Bäume rauſchten, einzelne Tropfen fielen aus dem grauen Himmel und die Vögel flatterten unruhig von Aſt zu Aſt. Die arme Braut ſchloß die Thür und ging langſam an dem hohen Zaune hin. Wie kalt und reizlos erſchien ihr die Welt, wie klein und verächtlich kamen ihr die Menſchen vor, die aus Gewinnſucht alle beſſere Gefühle unterdrückten. Und von Allen, die mit dem Jammer des Lebens zu kämpfen hatten, war ſie die unglücklichſte, denn das, was man ihr geraubt, konnte keine Macht erſetzen. Mit jedem Tage, mit jeder Stunde fühlte ſie den Verluſt ſchmerzlicher.

Heute wartete ſie auf Antwort. Nicht mehr ſchüchtern, ſondern entſchloſſen trat ſie zu der Weide, deren ſtarre Zweige im Winde rauſchten. Die ganze Natur trug einen andern Charakter; ſie war düſter, kalt und abſtoßend. Das helle Blau des Himmels, die freundliche Sonne ſtimmt heiter, erweckt Lebensluſt — der graue Horizont, das Rauſchen des Windes erhöhen die Kümmerniſſe der Seele. Louiſens hatte ſich eine tiefe Melancholie bemächtigt, die ſelbſt der Schmerz abſtumpfte. An eine Täuſchung glaubte ſie nicht; ſie war viel-

mehr der festen Ansicht, daß Albert zu ihr kommen würde, wenn er noch lebte. Das Wunderbare des Verkehrs fand sie kaum noch auffallend, da ihr Gemüth sich völlig von dem Irdischen abgelenkt hatte. Der Schmerz gebot ihr zu glauben, und was man wünscht, glaubt man ja gern. Die menschliche Natur neigt sich leicht zum Mystischen hin, vorzüglich im Unglücke. Kommt die Verzweiflung dazu, so ist Alles wahr, selbst das Seltsamste. In Louisens reinem Herzen war die Liebe eine Religion, und jede Religion hat ihren schönen Fanatismus, ihren naiven Aberglauben.

Louise brachte die Hand in den hohlen Baum.

Sie zitterte; ihre Finger hatten ein Papier erfaßt. War es doch, als ob sie einen stechenden Schmerz in den Fingerspitzen fühlte, der sich wie ein elektrischer Strom dem ganzen Körper mittheilte.

„Von ihm! Von ihm!“ flüsterte sie schaudernd.

Da war das Papier, in Form eines schrägen Kreuzes zusammengelegt.

Sie öffnete es.

Da standen Alberts Schriftzüge. Niemand konnte sie so täuschend nachahmen.

Louise hätte laut aufjauchzen mögen; aber in demselben Augenblicke durchschauerte ein tiefes Weh ihre Seele — der Brief kam von einem Verstorbenen.

Ein grauer Schleier legte sich vor ihre Augen; sie mußte sich an die alte Weide lehnen. Regentropfen näßten ihr Gesicht, melancholisch rauschte der Wind, die Zweige schüttelnd, die auf sie herabhingen. Die Wolken zogen rasch als ob sie vor Angst weiter getrieben würden.

Louise hatte sich erholt. Sie öffnete hastig das Papier und las:

„Verlaß mich nicht, bleibe mir treu, geliebtes Mädchen! Ich kann Dir nur geistig erscheinen, aber auch Du umschwebst mich wie ein lichter Engel mit Seraphsflügeln. Die Schranken, die uns trennen, werden bald gebrochen sein, dann vereinigt uns die Liebe für die Ewigkeit. Verachte die irdischen Schätze, sie reizen zu Verbrechen; klammere Dich an das Göttliche und schöpfe Hoffnung aus der Religion. Ich klage meinen Mörder nicht an, er ist der Strafe des Himmels verfallen. Louise, arme Dulderin, bleibe mir treu. Ich komme bald, bald. Die Wolken zerreißen, der Himmel wird licht, dann komme ich und hole die Braut zu ungestörteren Freuden. Harre aus, im Namen Gottes! Der Herr wird die Braut des Armen reich machen, daß er sie belohne für treue Liebe. In alle Ewigkeit — Dein Albert."

„Er spricht noch immer von seinem Mörder!" dachte Louise. „So ist er todt, todt! Das Wort ist mir nicht mehr so furchtbar — die Wolken zerreißen, der Himmel wird licht, dann kommt er und holt die Braut zu unzerstörbaren Freuden. Ich kann schon ausharren, Albert, wir sind geistig beisammen; die wahre Liebe ist ja nur eine geistige Regung, und ich liebe Dich wahr und innig!"

Sie sah auf zum Himmel. Die jagenden Wolken hatten sich zertheilt, ein Sonnenstrahl schoß herab, die Weide und das Mädchen beleuchtend. Klarheit und Glanz erfüllte den Garten und der Zeisig ließ auf Augenblicke sein zartes Stimmchen hören, als ob er dem göttlichen Strahle entgegenjauchzte.

„Ich bleibe Dir ewig treu!“ ſtammelte Louiſe. „Sieh nur auf mich herab aus Deinem Himmel, Du wirſt mich bewährt finden. Ach, die traurige, kalte Erde, ſie birgt keine Schätze für mich!“

Der Sonnenſtrahl war verſchwunden. Nacheilende Wolken bedeckten den Himmel wieder. Düſtere Schatten lagerten auf dem Garten.

Louiſe hatte noch einmal ſtill den Brief geleſen. Da hörte ſie Schritte jenſeits des Zaunes, ſchwere und unregelmäßige Schritte. Erſchreckt lauſchte ſie. Der Mann, der die Schritte verurſachte, blieb ſtehen.

„Die alte Weide muß fort!“ murmelte eine Stimme. „Sie ſchändet den grünen Zaun, der alle Jahre prächtiger wird. Das morſche Holz kann in den Ofen kommen —“

Der Baum ward gerüttelt, daß ſeine alte Rinde knirſchte.

„Wie feſt er ſteht! Die Axt wird ihn niederwerfen. Faul, hohl und vermodert — ein wahrer Grabesgeruch. Grab, Grab — bah, mit dem Tode iſt Alles aus. Ich kann den grauen Mann nicht ſehen zwiſchen den grünen Schößlingen — er ſoll fort!“

„Mein Vater!“ flüſterte Louiſe erſchreckt.

Es war Meiſter Gerold. Wie wüthend rüttelte er an dem Baume. Der Zeiſig flog ängſtlich pfeifend davon. Einer ſchwarzen Wolke entfiel ein Hagel von Regentropfen. Die Blätter rauſchten, die Zweige bogen ſich und die Luft ward grau. Die atmoſphäriſche Veränderung ging raſch vorüber.

Louiſe bog leiſe einen Zweig zurück.

Da sah sie, daß der Vater sich taumelnd entfernte. Er war betrunken.

„Mein Gott!“ schluchzte die arme Tochter. „So weit ist es gekommen. Und die Weide will er vernichten — das darf er nicht! Die seltsamen Worte, die er gesprochen — die Gedanken, die der Baum in ihm erregte — sollte sein Gewissen erwachen? Heiliger Gott, wenn mein Vater den armen Albert —!“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

In der Natur herrschte augenblickliche Ruhe. Der Regen hatte aufgehört. Frische und Kühle entströmten dem Garten. Louise zog ihr Taschenbuch hervor und schrieb mit dem Stifte:

„Nenne mir Deinen Mörder, armer Albert, ich muß ihn kennen, das Glück meiner Seele hängt davon ab. Diesen Abend in der Dämmerung kommt zur Weide — Dein treues Mädchen.“

Sie riß das Blatt aus, faltete es flüchtig und übergab es dem Baume.

Ein eisiger Frost durchbebte ihre Glieder. Noch einmal sah sie wehmüthig die Weide an, dann verließ sie den Garten. Sie erreichte das elterliche Haus. Kaum hatte sie sich umgekleidet, als Grete erschien. Die schreckliche Magd erzählte den Unfall ihrer Herrin, und forderte Fräulein Gerold im Namen der Mutter auf, sogleich hinüberzukommen. Die erschreckte Louise zögerte nicht, sie begleitete die Magd. Als sie in das Zimmer trat, kam ihr die Mutter entgegen.

„Louise, Du bleibst hier. Die Mama ist krank.“

„Ich weiß schon Alles.“

„Wer hat es Dir gesagt?“

„Grete.“

„Desto besser. Mädchen, wie siehst Du aus?“

„Der Spaziergang hat mir wohlgethan; ängstige Dich nur nicht, Mutter, ich kann schon bei der Kranken wachen.“

„Du weißt, um was es sich handelt; benimm Dich klug — mehr sage ich Dir nicht.“

Und Frau Gerold ging hinüber, um nach der Wirthschaft zu sehen.

Louise trat leise in das Schlafzimmer. Meta Wiprecht erwachte bald aus einem unruhigen Schlummer.

„Mein Kind!“ flüsterte sie lächelnd, indem sie die Hand ausstreckte. „O wie schön, daß Du gekommen bist! Ich habe Unglück gehabt.“

„Leider! Empfinden Sie Schmerzen?“

„Nein.“

„Gott sei Dank!“

„Aber ich möchte doch ein Wort mit Dir sprechen.“

„Was ist es denn?“

„Setze Dich zu mir — hier auf das Bett. Richte mich zuvor auf.“

Meta Wiprecht saß aufrecht. Louise nahm auf dem Rande des Bettes Platz. Es schien der Alten schwer zu werden, das zu sagen, was sie auf dem Herzen hatte.

„Vielleicht muß ich doch sterben,“ begann sie. „Wer so alt ist wie ich, hat auf langes Leben nicht mehr zu rechnen.

„Louise, Du bist meine Pathe. — Ich will für Dich sorgen — da ist der junge Rose, Du kennst ihn — ein hübscher, ein gebildeter Mann — den sollst Du heirathen.“

„Sprechen Sie doch nicht von solchen Dingen!“ rief das Mädchen verwirrt.

„Warum nicht, mein Kind?“

„Nein, nein; ich denke noch nicht an's Heiraten, denn ich bin viel zu jung.“

„Du thust mir einen Gefallen, wenn Du die Partie nicht von der Hand weisest. Ich habe einen ganzen Plan entworfen, der zu Stande kommen muß. Auch Deine Mutter billigt ihn. Du bringst Georg Rosen einen Theil meines Vermögens zu.“

Die Alte sprach so gleichgültig über diese ernste Sache, als ob sie einen geringfügigen Kauf, einen Miethskontrakt abschlösse.

Nun ließ sie sich die Brille reichen. Dann holte sie einen Schlüssel aus dem Täschchen auf der Brust.

„Louise, ich vertraue Dir, wie mir selbst. Oeffne meinen Sekretär und hole mir das schwarze Buch, das im untersten Kasten rechts liegt!“

Es geschah. Louise kam mit dem Buche zurück.

„Hast Du auch,“ fragte die Kranke, „den Sekretär gut verschlossen?“

Louise versicherte es.

Meta Wiprecht öffnete das dicke Buch. Ihre mit hohen Adern bedeckten Hände zitterten heftig. Die Alte sah widerwärtig aus. Ueber dem Tuche, das die Stirn umwand, saß die dicke Hornbrille. Den Kopf hüllte eine Haube mit breiten Spitzen ein. Das plumpe Gesicht, das sich zwischen diesen Spitzen zeigte, überzog eine eigenthümliche Bläße. Und dieses klassische Haupt der Dame bebte, als ob die

Altersſchwäche ſich plötzlich geltend gemacht hätte. Dieſe Erſcheinung hatte Louiſe bis jetzt nicht bemerkt. Sollte ſie die Folge des unglücklichen Falles ſein?

„Meine Augen werden ſchon recht ſchwach!“ meinte Meta. „Die Buchſtaben tanzen wirr durcheinander wie Spinnen. Das abſcheuliche Gewürm — Louiſe, ich kann die Spinnen nicht leiden, vorzüglich die großen mit den langen Beinen, die ſich an unſichtbaren Fäden von der Decke herablaſſen. Dieſe abſcheulichen Thiere — hu, mich friert, wenn ich daran denke!“

Und ſie ſchauerte wirklich zuſammen wie von Froſt geſchüttelt. Es ſchien, als ob ſie noch bleicher geworden wäre, als ob bläuliche Tinte ihr Geſicht durchzöge.

„Mama,“ rief erſchreckt das junge Mädchen, „Sie fühlen ſich doch nicht unwohl?“

„Nein, mir iſt ganz leicht.“

„Aber Sie zittern ſo heftig —“

„Die ſchrecklichen Spinnen!“

„Es gibt hier keine Spinnen.“

„Und doch, und doch! Louiſe, ſiehſt Du?“

„Was denn, Mama?“

„Dort, von der Decke läßt ſich ein ſchwarzes Thier herab.“

Die Alte zeigte mit dem Finger vor ſich auf das Bett.

„Ich ſehe nichts, Mama!“

„Und doch. Ich ſehe das gräuliche Thier.“

„Wo denn?“

Meta ſaß erſtarrt vor Entſetzen.

„Jetzt kommt es!“ flüſterte ſie. „So, nun ſitzt es auf der Decke, das iſt ein Unglücksthier! Ich darf es nicht tödten — Es hebt ſich wieder — da fällt es auf das blutige Geſicht — es kriecht auf das ſchwarze Buch — die langen, langen Beine —“

Frau Wiprecht bog ſich zurück; ihrer Hand entſank das Buch, das mit Papieren angefüllt war. Sie ſtöhnte, als ob ein Krampf ihr die Bruſt zuſammenſchnürte. Nun ſchlug ſie mit den Händen um ſich, von Todesängſten gefoltert.

„Ich ſehe kein Thier!“ rief entſetzt Louiſe. „Mama, faſſen Sie ſich doch! Ich bin bei Ihnen — leidet denn Ihr Kopf?“

Meta antwortete nicht; ſie lag einige Minuten ſtill in den Kiſſen; ihre geſchwollenen Augenlider hatten ſich geſchloſſen. Starrkrampfartig hielt ſie die Finger ausgeſtreckt.

„Mein Gott, was beginne ich denn?“ ſchluchzte Louiſe. „Wenn ſie nur nicht geſtorben iſt! Ich werde die Mutter rufen —“

Sie wartete noch; ein Gedanke hielt ſie ab, den Entſchluß auszuführen, der Gedanke an das Buch.

Die Erbſchleicherei konnte hier den Charakter eines gemeinen Diebſtahls annehmen. Louiſe kannte den Geiz und die Habſucht der Mutter. Es waren ja noch arme Verwandte der alten Wiprecht vorhanden und dieſe zu berauben ſträubte ſich das Ehrgefühl des jungen Mädchens. Aus der Zögerung der Alten, die Teſtirung zu vollziehen, hatte ſie längſt erkannt, daß dieſe nur gezwungen ſich den Forderungen der Mutter fügte.

Die Kranke hatte ſich erholt. Die ſchreckliche Viſion, die ſie gequält, war vorüber. Es kam wieder Leben in ihre erſtarrten Glieder. Verwundert ſah ſie um ſich.

„Gott ſei Dank!“ rief Louiſe. „Sie waren in einer Sinnestäuſchung befangen, Mama; es iſt nichts vorhanden, das Sie erſchrecken könnte. Faſſen Sie ſich und ordnen Sie, was nöthig iſt; ich ſchwöre Ihnen, daß ich jedem Ihrer Wünſche pünktlich nachkomme. Vertrauen Sie ſich mir nur an, auf meine Verſchwiegenheit können Sie zählen. Sie bedürfen ja einer zuverläſſigen Perſon.“

Frau Wiprecht nickte beiſtimmend mit dem Kopfe.

„Es iſt wahr!“ flüſterte ſie. „Und Du biſt ein gutes Kind. Deine Mutter verlangt zu viel — Ich habe ja auch andere Leute zu bedenken. Was ich irgend für ſie thun kann, thue ich. Meine Augen ſind doch recht ſchwach geworden — ich kann ſelbſt mit der Brille nicht leſen. Was ſteht auf dieſem Papier?“

Louiſe las:

„Für meinen Schwager!“

Die Kranke legte das Papier bei Seite.

„Und auf dieſem?“

„Für Louiſe.“

„Das iſt das rechte.“

„Für mich?“

„Für wen ſonſt? Behalte es; mache damit, was Du willſt. Ich ſchenke es Dir; es kommt von Deiner Pathe.“

Louiſe verbarg das Papier.

„Wenn ich nur wüßte, ob ich ſterben müßte?“ fragte die Kranke.

„Warum denn, Mama?“

„Es wäre traurig, wenn ich von hinnen führe, ohne Ordnung gemacht zu haben. O, ich fürchte mich vor dem Tode nicht, aber ich habe das Leben zu lieb. Dich, mein Kind, möchte ich gern ganz glücklich wissen. Darum heirathe den jungen Rose — ich gebe Dir eine schöne Aussteuer.“

„Wie steht es mit Albert, Mama?“ fragte Louise zitternd.

„Albert?“

„Ihr einziger Bruder hat ihn als Sohn angenommen.“

„Beide sind todt. Albert hat nie für mich gelebt. Weine doch nicht, mein Kind. Wenn Du für mich betest, schenkt mir Gott das Leben noch eine kurze Frist. Und ich will es gut anwenden, wahrhaftig, das kannst Du glauben. Bete doch!“ rief sie ängstlich.

Sie hatte die zitternden Hände gefaltet.

Auch Louise betete; sie dachte dabei an Albert. Das krankhaft gereizte Mädchen litt unbeschreibliche Qualen.

„Geh'!“ rief plötzlich die Alte.

„Wohin?“

„Rufe meinen Schwager.“

„Wo finde ich ihn?“

„Frage nach Franz Wiprecht, dem alten Maurergesellen. Geh' doch!“

„Gern.“

„Er soll sogleich kommen.“

„Wo soll ich denn fragen?“

„Nein, er soll nicht kommen; aber Du mußt zu ihm

gehen. Ja, so ist's besser — ich hatte meine Gedanken nicht beisammen — gehe nach dem Wasserthore in das Haus Nummer Sieben — dort wohnt Franz Wiprecht bei einer alten Frau — aber gehe in der Abenddämmerung — es soll Dich Niemand sehen — nimm aus dem Kasten meines Sekretärs fünfzig Thaler Papiergeld — das bringe dem Franz; aber sage ihm Nichts von dem Falle und der Krankheit — ich will keine Besuche — der Arzt hat Ruhe anbefohlen —"

„Wie ist es mit dem Papiere für Ihren Schwager?"

„Das behalte ich noch; ich muß es noch behalten."

Sie legte das schwarze Buch unter das Rückenkissen. Louise holte das Geld — sie war erstaunt über die große Summe der Banknoten, die sie in dem Kasten sah — zeigte es und gab den Schlüssel zurück, den die Alte in dem Brusttäschchen verbarg. Alle diese Verrichtungen nahmen nur einige Minuten in Anspruch. Die Kranke war erschöpft; sie verblieb nun ruhig. Louise saß am Bette; das, was geschehen, kam ihr wie ein Traum vor. Sie fühlte das Papier und das Geld, das sie in der Tasche ihres Kleides trug. Vor ihr lag die Kranke, die eingeschlummert war. Sie selbst war so angegriffen, daß sie nur mühsam den Schlummer verscheuchen konnte, der sich ihrer zu bemächtigen drohte.

Da kam Frau Gerold; sie schlich auf den Zehen in die Kammer.

„Wie steht's?" flüsterte sie. „Hat Mama immer geschlafen?"

„Ja!"

„Gehe hinüber, ich werde wachen. Du kannst mit dem Vater essen.“

Louise ging. Mechanisch, ohne zu denken, erreichte sie ihr Stübchen. Hier verschloß sie das Geld und das Papier, ohne es eines Blickes zu würdigen. Geld und Gut hatten keinen Werth mehr für sie. Eine Magd rief zu Tische. Meister Gerold erwartete die Tochter in dem Wohnzimmer; er wußte schon, wo die Gattin sich befand. Das Mahl ward schweigend eingenommen.

„Bist Du krank, Mädchen?“ fragte der Vater, als er sich entfernen wollte.

„Nein.“

„Wo ist Dein Appetit, wo ist Dein Frohsinn?“

„Ich fürchte für Dich, Vater —“

„Warum?“

„Du bist nicht mehr derselbe —“

„Ja, die Geschäftssorgen!“ rief der Meister. „Sie wachsen mir fast über den Kopf. Die Zeiten sind schlecht, viele Aufträge werden zurückgenommen.“

„Vater, das seltsame Verschwinden Deines besten Gesellen macht Dir auch wohl Sorgen?“

Das junge Mädchen hatte diese Frage gewaltsam herausgepreßt.

Des Meisters Gesicht legte sich in düstere Falten.

„Was kümmert mich der leichtsinnige Patron?“ rief er zornig. „Ich mag nicht an ihn denken, er hat mein Vertrauen getäuscht —“

„Wie denn, Vater?“

„Frage nicht!“ donnerte Gerold. „Ich kann nicht über meine Gesellen wachen.“

„Er soll todt sein.“

„Wer sagt das?“ fragte der Meister, und seine Stimme bebte.

„Ich habe es als Gerücht gehört.“

„Hat man ihn aufgefunden?“

„Das weiß ich nicht.“

„Nun, so mag man auf der Fabrik suchen, wohin ich ihn geschickt habe.“

Der Meister verließ das Zimmer. Er schlug so heftig die Thür hinter sich zu, daß das Haus erbebte.

Louise brach in Thränen aus. Sie hatte zu gut begriffen, daß des Vaters Gewissen nicht frei sei von Schuld. Und die Mutter saß an dem Bette eines alten Weibes, um sich der Erbschaft zu versichern. Der Nachmittag verfloß langsam und traurig. Als der Abend zu dämmern begann, nahm Louise Mantel und Hut, eingedenkt des Versprechens, das sie der Kranken gegeben. Sie ging noch einmal in das Haus gegenüber. Frau Wiprecht unterhielt sich mit Frau Gerold über das Wiedersehen nach dem Tode.

„Bleibe einen Augenblick!“ sagte die Mutter. „Ich habe mit Greten zu sprechen.

Louise war mit der Kranken allein.

„Gehst Du nach dem Wasserthore, mein Kind?“

„Ja.“

„Der Himmel wird es Dir segnen. Bringe ja meinem Schwager das Geld.“

Das junge Mädchen versicherte es.

„Sage dem Franz, ich ſchicke ihm das Geld gern.“

Frau Gerold kam zurück. Dann entfernte ſich Louiſe, vorgebend, einen Gang durch die friſche Luft zu machen. Das Waſſerthor, eine kleine Straße in der Nähe des Gartens, war bald erreicht. Acht bis zehn Häuſer, die auf einer Seite ſtanden, bildeten dieſe Straße. Der Häuſerreihe gegenüber floß ein Bach, der die Straße von einem großen Bleichplatze trennte. Die weißen Leinwandſtücke, die von Weibern bewacht wurden, ſchimmerten hell durch die Dämmerung, die noch erlaubte, die Mauern zu erkennen. Das mit „ſieben“ bezeichnete Haus war ein altes großes Gebäude, ſchwarz und dem Anſcheine nach baufällig. Es ward von armen Arbeiterfamilien bewohnt. Die Thür desſelben ſtand offen. Louiſe hatte kaum den Muth, die ſchwarze Höhle zu betreten, aus der ein Dunſt quoll, der den Wohnungen der Armuth eigen iſt. Sie ſah ſich um, ob nicht eine Perſon käme, die ſie fragen konnte. In der Straße regte ſich nichts; aber in dem leicht gebauten Hauſe hörte man einzelne Stimmen, die ein lebhaftes Geſpräch führten. Wüſtes Lachen miſchte ſich darein.

Da ließen ſich plötzlich Schritte in dem Innern des Hauſes vernehmen. Ein Mann trat heraus. Louiſe wandte ſich raſch mit der Frage an ihn:

„Können Sie mir ſagen, mein Herr, ob hier der Maurer Franz Wiprecht wohnt?“

Nun erſchrak ſie. Der Gefragte ſchien ihr derſelbe Mann zu ſein, deſſen Geſpräch mit dem Vater ſie belauſcht hatte. Es war wirklich Fritz Blei, der ſeine Wohnung verließ, um den Abend in einem Wirthshauſe zu verbringen. Er kannte die Tochter des Zimmermeiſters nicht.

„Franz Wiprecht wohnt hier!“ antwortete er. „Steigen Sie drei Treppen hinan, wenden Sie sich rechts und klopfen Sie links an die erste Thür.“

„Danke, mein Herr!“

„Sie treffen den Alten an, mein Fräulein. Er ist mein Freund und Hausgenosse — sonst ein braver Kerl, wenn auch arm.“

Louise war schon in dem Hause verschwunden.

„Hagel und Wetter!“ murmelte Fritz. „Ein vornehmes Dämchen sucht den Maurergesellen auf, der keine Arbeit finden kann — der alte Spitzbube muß doch wohl mit der Wiprecht verwandt sein, die mit Frau Gerold auf vertrautem Fuße lebt. Wer anders als sie sollte sich um den Hungerleider kümmern? Könnte ich nur horchen — das geht leider nicht, da Franz's Kammer an bewohnte Zimmer grenzt. Thut Nichts, ich werde schon dahinter kommen.“

Er brachte die dem Erlöschen nahe Zigarre in Brand und ging weiter.

Louise verfolgte den angedeuteten Weg. Sie erstieg drei Treppen, wandte sich rechts und klopfte an die Thür links, die sich in der matten Dämmerung noch unterscheiden ließ. Die alte Frau, die öffnete, trug eine brennende Blechlampe in der Hand. Sie antwortete auf des Mädchens Frage, daß Franz Wiprecht zu sprechen sei. Dienstfertig führte sie Louisen durch eine kleine Küche in ein Kämmerchen, das außer dem Bette nur noch einen Stuhl und einen Tisch enthielt. Franz saß auf dem Bette und schmauchte gemüthlich sein Abendpfeifchen. Auf dem Tische brannte ein Talglicht. Es sah recht ärmlich aus bei dem alten Maurergesellen, der

verwundert die junge Dame anblickte. Die Wirthin hatte sich zurückzogen. Louise war erstaunt über das ehrwürdige Gesicht des Bewohners der Kammer. Sein von keiner Mütze bedecktes Haupt zeigte schneeweißes krauses Haar. Der kurze Bart war weiß wie das Haar. Der Greis trug eine Jacke von blauer Wolle, gelbe Nankinhosen und große Filzschuhe. Ein Kattuntuch von unbestimmter Farbe umschlang den Hals. Wartend auf das, was die Dame sagen wolle, saß er da; die Pfeife hielt er in der Hand.

„Ich suche Herrn Franz Wiprecht."

„Der bin ich, Fräulein."

„Errathen Sie wohl, wer mich zu Ihnen sendet?"

„Das kann nicht schwer sein, da ich nur eine Person in der Stadt kenne, die sich für mich interessirt. Die Witwe meines Bruders, Frau Wiprecht —"

„So ist es!"

„Sie wenden Vorsicht an, da Sie mich noch nicht gesehen haben — das ist recht. Nehmen Sie doch Platz; ich kann Ihnen nur den alten Stuhl anbieten, aber er ist reinlich und fest. Bitte, nehmen Sie Platz."

Louise ließ sich nieder; sie saß dem Greise gegenüber.

„Frau Wiprecht sendet Ihnen einiges Geld — hier ist es."

Sie legte die Banknoten auf den Tisch.

„Durch Sie!" sagte gerührt der Alte. „Ich hätte ja zu ihr gehen können — leider bin ich einige Zeit krank gewesen; heute ist's besser mit mir, das Pfeifchen schmeckt wieder. Danke, danke! Wer ist denn die holde Ueberbringerin —"

„Ich bin die Tochter des Zimmermeisters Gerold und Frau Wiprecht ist die Freundin meiner Mutter.“

Der Greis war sehr ernst geworden.

„Gerold, Gerold!“ murmelte er. „Und Sie, Sie kommen zu mir?“

Der Ton, in dem diese Frage gestellt wurde, verrieth daß Franz nicht die beste Meinung hatte von Meister Gerold, daß er das Verhältniß desselben zu seiner Schwägerin kennen mußte. Louise senkte verwirrt die Augen, sie fühlte eine brennende Hitze auf Stirn und Wangen. Ihr Rechtlichkeitsgefühl rief die Scham wach bei dem Gedanken: die Mutter bietet Alles auf, um diesen armen Greis zu bevortheilen. Sie wußte ja, daß Frau Wiprecht heimlich die Unterstützung übersandte, ohne Zweifel aus Furcht vor der Mutter, die großen Einfluß auf die Witwe ausübte.

„Frau Wiprecht hat mir ihr ganzes Vertrauen geschenkt — da sie nicht will, daß ihre Handlungen bekannt werden —“

„O, wie großmüthig!“ rief der Alte bitter. „Sollen die Banknoten ein Almosen sein? Dann, Fräulein Gerold, nehmen Sie das Geld wieder an sich, ich behalte es nicht. Habe ich etwa gebettelt bei meiner Schwägerin?“

„Mißdeuten Sie meine Sendung nicht, lieber Herr — Frau Wiprecht spricht mit warmer Theilnahme von Ihnen —“

„Spricht sie?“ wiederholte der Alte. „Ich will es glauben; aber daß gerade Sie mir das Geld bringen, Sie, die Tochter des Zimmermeisters —“

Er sah das junge Mädchen lange an.

„Warum weinen Sie denn?“

Louise ſprach von einem Manne, der ihr vor der Hausthür begegnet ſei und der ihn, den Franz Wiprecht, als Freund und Hausgenoſſe bezeichnet habe. Sie beſchrieb ſein Ausſehen näher.

„Ah, Fritz Blei! Ja, er iſt mein Freund.“

„Hüten Sie ſich vor ihm!“

„Fritz hat mich unterſtützt; er führt ein lockeres Leben, aber er iſt gut.“

„Sie täuſchen ſich!“ rief Louiſe erregt. „Wenn Sie der Schwager der Frau Wiprecht ſind, ſo müſſen Sie auch Andreas Brand gekannt haben.“

„Wohl habe ich Den gekannt; er iſt todt!“ ſagte Franz wehmüthig. „Sein Pflegeſohn iſt auf räthſelhafte Weiſe verſchwunden —“

„Durch dieſen Fritz!“ verſicherte Louiſe.

„O, Fräulein Gerold, Sie ſprechen da Dinge —“

„Lieber Herr Wiprecht, Ihr greiſes Haupt, Ihr offenes und ehrliches Geſicht, Ihre Sprache — Alles flößt mir ein unbedingtes Vertrauen zu Ihnen ein.“

„Das iſt mir lieb. Ich kann auch nicht hinter dem Berge halten — und darum ſage ich Ihnen, daß Sie mir gefallen.“

„Beurtheilen Sie Ihre Schwägerin nicht ſo ſtreng; ſie iſt alt und im Alter hat man wunderliche Launen. Frau Wiprecht, ich weiß es, wird Sie nicht verlaſſen. Sie hat für Sie geſorgt — behalten Sie die Unterſtützung, die Ihnen gebührt —“

Franz ergriff die Hand Louisens und sah ihr in das Gesicht.

„Hat Ihnen das Meta gesagt?“

„Nein; aber ich weiß es. Aus Ihren Worten muß ich schließen, daß Sie gereizt sind — ach, ich möchte so gern vermitteln — und darum bitte ich Sie: hören Sie nicht auf die Worte jenes Mannes, der unter der Freundlichkeit ein tückisches Herz verbirgt. Sie müssen sich mit Frau Wiprecht vollkommen aussöhnen — ich bewirke es.“

Der Greis wiegte wehmüthig sein Haupt.

„Das möchte ich schon!“ murmelte er dabei. „Ich habe ja keine verwandte Seele auf dieser Erde, außer Meta. Ach, lebte nur Brand noch!“

Nach einer Pause rief er emporfahrend aus:

„Hätte ich nur die Ueberzeugung, daß ich Ihnen ganz und gar trauen könnte!“

„Trauen Sie mir nur!“

„Beweise! Beweise! Ich habe sehr traurige Erfahrungen gemacht — sogar mein eigener Bruder, Meta's verstorbener Mann, ist nicht aufrichtig gegen mich gewesen. Der schreckliche Teufel, der Eigennutz, hatte ihn verblendet.“

„Gut, ich will Beweise liefern,“ sagte Louise hastig. „Frau Wiprecht ist meine Pathe; da hat sie mir ein Kapital von zehntausend Thalern geschenkt — hier ist die Anweisung — ich mag das Geld nicht, da es mir nicht gebührt — Sie sind der rechtmäßige Erbe — nehmen Sie und behalten Sie es!“

Sie drückte das Papier dem Alten in die Hand.

Dieser prüfte es mit sichtlichem Erstaunen.

„Von dem Gerichte bestätigt — Vorzeiger erhält zehntausend Thaler von der Erbschaftsmasse! Und Sie, Fräulein, wollen das Geld nicht erheben?“

„Weil ich es nicht brauche. Lebte Albert noch, der Pflegesohn Brand's, dann hätte ich es ihm gegeben — Nun sind Sie da — behalten Sie es. Ich fordere dagegen nur das Versprechen: lassen Sie Ihre wunderliche Schwägerin und ziehen Sie sich von dem Manne zurück, der mir den Weg zu Ihnen gezeigt hat. Ich komme schon wieder, ich besuche Sie! Aber jetzt muß ich fort — es ist fast dunkel, und ich habe noch einen Weg zu gehen. Auf Wiedersehen, Herr Wiprecht. — Vertrauen Sie mir nur, Sie können es!“

Louise verließ rasch das Kämmerchen.

„Ein seltsames Mädchen,“ dachte der Greis. „Wie bleich es aussah und wie es zitterte. Der Besuch hat etwas zu bedeuten. Und hier sind zehntausend Thaler! Immerhin, ich bleibe vor der Hand in meinem Kämmerchen — Fritz Blei — er kommt mir wohl verdächtig vor — stets hat er Geld, stets lebt er gut, ohne zu arbeiten. — Den Pflegesohn Brand's soll er haben verschwinden lassen — aufgepaßt, Franz! Wer weiß, was Dir vorbehalten ist! O, wie gut ist es, daß ich dem Manne meine Verhältnisse nicht ganz eröffnet habe! Ach, es gibt keinen wahren Freund mehr in der Welt. Darum will ich nur auf mich selbst bauen. — Da liegt Geld, viel Geld; aber ich werde doch arm bleiben.“

Franz verbarg seine Papiere in dem Bette, da ihm ein geeigneter Aufbewahrungsort fehlte. Die arme Witwe, der er

einen geringen Miethzins zahlte, konnte eine bequemere Wohnung nicht herſtellen.

Es war ſchon dunkel, als Louiſe bei den Gärten ankam. Die Sterne blinkten freundlich von dem ſchwarzen Himmel herab und ſchufen eine Art milden Scheins, der dem Auge erlaubte, alle Gegenſtände, die nicht zu fern, zu unterſcheiden. Louiſe erſchrak über die Stille, die rings herrſchte. Sie blieb ſtehen. Sollte ſie weitergehen? Zwei Gründe trieben ſie dazu an; ſie wollte die Antwort auf ihren letzten Brief haben und ein Papier dem Baume anvertrauen. So ſetzte ſie denn, wenn auch angſterfüllt, den Weg fort.

Sie erreichte das Ziel, öffnete die Gitterthür und betrat den Garten, den ſie um dieſe Zeit nie geſehen hatte. Bäume und Geſträuche bildeten dunkle phantaſtiſche Geſtalten. Das Leben, das bei Tage den Garten erfüllte, war erloſchen. Kein Vogel ſang, kein Käfer ſummte. Nur die Blumen dufteten, erfriſcht von dem Regen. Der ſüße Geruch der Nachtviolen durchzog die Wege.

Louiſe kam bei der Weide in. Ihr Herz klopfte fühlbar. Die hellgraue Borke des alten Baumes ſchimmerte durch die Dunkelheit, er zeichnete ſich deutlich ab von den grünen Nachbarn.

„Gott ſei Dank!“ dachte das ängſtliche Mädchen. „Man hat die Weide noch nicht abgehauen.“

Das war ein Troſt. Vielleicht dachte der Vater nicht mehr an den Vorſatz, den er im Rauſche gefaßt. Die arme Braut überlegte nicht lange; ſie trat keck heran und holte ein Papier aus der Weide. Da hatte ſie die Antwort. Sie überlegte. Sollte ſie ihr Briefchen hineinwerfen, ohne die

Antwort geleſen zu haben? Wie aber konnte ſie in der Nacht leſen? Noch einmal denſelben Weg machen, ſchien ihr unmöglich, und anzeigen wollte ſie doch, daß die Weide in Gefahr ſtände; ſie hatte ſelbſt einen andern Ort für den Fall genau bezeichnet, daß die Axt den Baum zertrümmern würde. Morgen, bei Sonnenſchein, konnte ſie zurückkehren und die Antwort in Empfang nehmen. Das war eine Zeiterſparniß für ihre Sehnſucht. Sie nahm das Briefchen aus der Taſche und legte es in die Weide.

„Mein Gott! Mein Gott!“ rief ſie erſchreckt.

Deutlich fühlte ſie, daß ſie eine kalte Hand berührt hatte. —

Es konnte nur die Hand Albert's ſein.

Louiſe wäre faſt zu Boden geſunken.

Aengſtlich lauſchte ſie; es ließ ſich kein Geräuſch hören.

„Und doch! Und doch!“ flüſterte ſie. „Ich habe mich nicht getäuſcht.“

Der kalte Schweiß trat ihr auf die Stirn; ſie zitterte am ganzen Körper.

„Soll ich mich vor ihm fürchten, den ich liebe?“ dachte ſie. „Ich habe ja auf der Erde nichts zu verlieren. Wenn er mich nachholen will, in Gottes Namen — hier bin ich, Albert, nimm mich hin!“

Da rauſchte es dumpf und hohl in dem Baume. Es war ein eigenes, geheimnißvolles Rauſchen, das aus der Wurzel bis zur Krone zu ſteigen ſchien.

Nun war es wieder ſtill.

Die Gedanken Louiſens verwirrten ſich.

„Deine Hand, Albert, Deine Hand; ich will ſie drücken!

Das treue Mädchen kennt keine Furcht! Gieb mir doch ein Zeichen, daß Du da biſt!“

Und wiederum rauſchte es. Die Zweige zitterten, wie von einem Lufthauche angeregt — das Zittern ging durch alle Blätter des grünen Zaunes. Louiſe empfand es mehr, als daß ſie es hörte.

Wer ihr Geſicht in dieſem Augenblicke hätte ſehen können, würde die traurige Wahrnahme gemacht haben, daß ſich ein wahnwitziges Lächeln in den ſchönen Zügen ausprägte.

„Die Mutter hat oft geſagt,“ flüſterte ſie vor ſich hin, „daß Gott ſich durch Wunder offenbare — daß die Geiſter unter ſich in Verbindung ſtehen — und wir, Albert und ich, wir lieben uns ja ſo innig.“

Sie brachte raſch die Hand in den Baum.

Das Briefchen war ſchon verſchwunden. Aber ein Papier, in Form eines Pakets machte ſich fühlbar.

Louiſe nahm es.

„Kann ich nun gehen?“ fragte ſie laut. „Oder ſoll ich bleiben?“

Es erfolgte keine Antwort.

Rings blieb es ſtill wie in einem Gotteshauſe.

„Ich komme morgen wieder!“

Sie verließ den Garten und ſchloß die Thür. Haſtig eilte ſie nach Hauſe. Athemlos betrat ſie ihr Stübchen, ohne von einer Perſon geſehen zu werden. Bei dem Scheine der Kerze, die ſie angezündet hatte, öffnete ſie das kleine Packet. Sie fand einen einfachen Goldring, der mit einem wundervoll blitzenden Steine geſchmückt war. Blaue, rothe und

grüne Strahlen schossen aus diesem Steine hervor. Aehnliches hatte Louise nie gesehen.

Die Bedeutung des Geschenks aber paralysirte jedes andere Gefühl. Sie betrachtete ihn lange und schob ihn dann an den Finger. Ein eigenes Gefühl durchschauerte ihren Körper — sie war die Braut eines Verstorbenen!

Nun las sie den Brief.

„Ich komme bald, Louise; der Ring, den Du findest, ist unser Verlobungsring — trage ihn mir zu Liebe. Sende auch Du mir den Deinigen — morgen erwarte ich ihn. Meinen Mörder kann ich Dir nicht nennen, Gott wird ihn bestrafen. Ich lebe, ich lebe für Dich! Albert."

„Er lebt!" rief Louise. „Welches Leben meint er?"

Sie konnte nicht weiter nachdenken; ein Fieber hatte sich ihrer bemächtigt. Noch einmal ging sie in das Wohnzimmer. Die Mutter war bei Frau Wiprecht; der Vater war noch nicht heimgekehrt. Wie gern hätte sie das Bett aufgesucht; um aber die Mutter nicht zu ängstigen, blieb sie auf, ließ sich auf dem Sofa nieder und schlief ein.

Spät ward sie von der Mutter geweckt und zu Bett gebracht.

Der Vater kam, schwer betrunken, gegen Mitternacht heim. Cölestine wagte nicht, dem Gatten Vorwürfe zu machen; des lieben Friedens willen schwieg sie und betete.

Louise hatte eine unruhige Nacht verbracht. Am nächsten Morgen las sie noch einmal Alberts Brief und nachdem sie alle Verhältnisse zusammengestellt hatte, kam sie zu dem Schlusse: er muß doch wohl noch leben, wenn auch unter eigenthümlichen Verhältnissen.

„Wie war er zu dem werthvollen Diamantringe gekommen? Er ist der Sohn einer reichen Familie!“ rief sie.

Die Hoffnung gab ihr Kraft und Ruhe. Baute sie auch fest auf die Treue Alberts, so fürchtete sie doch zwingende Verhältnisse, die ihr Glück zerstören könnten. Still und traurig blieb sie in ihrem Zimmer.

Gegen Mittag ging sie in den Garten. Zu ihrem Entsetzen sah sie, daß die Weide gefällt war. Der Vater stand unter den Arbeitern. Er gab den Befehl, den zersplitterten Stamm fortzuschaffen. Die Arbeiter luden das Holz auf einen Karren und fuhren ab. Ein Gärtner schloß die Lücke, die durch die Entfernung des Baumes entstanden war. Ein Glück, daß Louise einen andern Ort bezeichnet hatte, der die Briefe aufnahm.

Auf dem Rückwege trat sie in den Laden eines Juweliers. Sie bestellte einen einfachen Goldring, der im Innern ihren Namen erhalten sollte. Als sie die Buchstaben auf ein Blatt Papier schrieb, sagte der Juwelier:

„Ei, mein Fräulein, Sie haben einen wundervollen Stein am Finger.“

Er deutete auf den Ring Alberts, den Louise trug.

„Kostbar? Ist er kostbar?“ fragte sie.

„Erlauben Sie mir einen Augenblick.“

„Gern.“

Sie überreichte dem Juwelier den Ring.

„Wahrlich,“ rief dieser aus, „einen solchen Diamant bekommt man selten zu Gesicht.“

Er betrachtete ihn von allen Seiten, murmelnd:

„Das reinſte Waſſer! Vortrefflich geſchliffen und gut gefaßt! Kennen Sie den Werth, mein Fräulein?“

„Nein, der Ring iſt ein Geſchenk. Wie hoch ſchätzen Sie ihn?“

Der Juwelier rechnete, dann antwortete er:

„Dreitauſend Thaler! Der Liebhaber zahlt noch mehr.“

Das Erſtaunen des jungen Mädchens läßt ſich denken. Zitternd nahm es den Ring zurück.

„Wann kann ich das Beſtellte abholen?“

„Morgen Abend.“

Und ſomit ging Louiſe.

„Wie iſt Albert zu dem Ringe gekommen?“ fragte ſie ſich.

Das Reale trat wieder in den Vordergrund. Louiſe mußte jedoch einige Tage das Zimmer hüten, da ſie völlig abgeſpannt und im höchſten Grade erſchöpft war.

Viertes Capitel.

Der alte Fischer.

Eine Stunde südlich von der Stadt liegen zwei Häuser am Ufer des Flusses, der zwischen flachen Ufern seine blaugrünlichen Wellen fortwälzt. Das eine derselben hat für uns wenig Interesse; es wird von einem Manne bewohnt, der durch eine Fähre die Verbindung der beiden Flußufer vermittelt, da eine Brücke nicht vorhanden ist. In dem andern, fünf Minuten von dem ersten entfernt, wohnt ein Fischer mit seiner Familie. Vater Gerlach, ein rüstiger Mann von siebenundfünfzig Jahren, ist als wohlhabend bekannt; er treibt einen starken Fischhandel nach der Stadt und liefert den Gutsbesitzern den Bedarf an Fischen.

Sein Haus, ein geräumiges und gut gehaltenes Gebäude, wird durch einen Garten von dem Flusse getrennt. Mehrere Kähne und aufgehangene Netze deuten an, daß der Mann sein Handwerk mit Eifer und Erfolg betreibt. Vater

Gerlach ist Witwer; sein Sohn Johannes aber ist verheiratet und drei kleine Kinder nennen den Alten Großvater. Gertrud, seine Schwiegertochter, eine muntere, frische und kerngesunde Bäuerin, besorgt die Wirthschaft.

Es war gegen Abend, als der Fährmann einen Reisewagen von dem jenseitigen Ufer an das diesseitige brachte. Gerlach, der im Garten Netze zusammennahm, sah es.

„Der Nachbar hat heute Glück!“ sagte er zu seiner Schwiegertochter.

„Ich gönne es ihm,“ fügte Gertrud hinzu, die dem Alten half. „Der Verkehr ist den ganzen Sommer schwach gewesen; es scheint fast, als ob Fremde unsere Gegend gar nicht mehr besuchen.“

„Daran ist die Eisenbahn schuld, mein Kind. In nächsten Jahre kann der Nachbar seine Fähre eingehen lassen.“

„Vater!“

„Was gibt's?“

„Der Wagen fährt auf unser Haus zu.“

Der Fischer legte die Hand über die Augen, da die untergehende Sonne blendete, und beobachtete den Weg, der von dem Fährhause nach dem Fischerhause führte.

„Wahrhaftig!“ murmelte er.

„Und was für einen schönen Wagen ziehen die beiden Schimmel. Der Kutscher hat den unrechten Weg gewählt.“

„Element, da fällt mir was ein! Der lange Bediente auf dem Bocke —“

„Ja, ein langer Mann sitzt bei dem Kutscher.“

„Das wird Josef sein, mein Schwager.“

„Der Kammerdiener?“

„Er will mich im Vorbeigehen beſuchen. Gib Acht, ſo wird es ſein!“

Der Wagen rollte raſch heran und hielt an dem Zaune. Als Gerlach bei der Gitterthür ankam, ſtand Joſef in ſeinem amaranthfarbenen Oberrocke ſchon da.

„Gerlach!“

„Joſef!“

Dieſe beiden Rufe ließen ſich zu gleicher Zeit vernehmen. Die Männer umarmten ſich.

„Komm' in's Haus, Schwager!“

„Nur auf ſo lange, daß ich Deine Familie einmal ſehe.“

„Da iſt Gertrud ſchon, meine Schwiegertochter.“

Und Joſef grüßte herzlich die Bäuerin.

„Ich glaube ſchon,“ ſagte ſie, „der Vetter hätte uns ganz vergeſſen.“

„Sprecht nicht ſo, Kinder! Der Kammerdiener eines großen Herrn kann nicht über einen Tag verfügen; er iſt wie ein Sklave. Mein Herr iſt in der Stadt; wir ſollten ihn mit dem Wagen erwarten — da wußte ich es ſo zu drehen und zu wenden, daß ich hier auf ihn warten konnte. Hätte ſich dies nicht zufällig getroffen, ich würde Euch noch lange nicht haben ſehen können. So iſt denn mein Wunſch erreicht. Vor ſechs Jahren war ich das letzte Mal hier —“

„Wie die Zeit vergeht!“ rief der Fiſcher. „Lauf', Trude, ſetze etwas auf den Tiſch. Kannſt auch eine Flaſche aus dem Keller holen. Joſef ſoll mit mir anſtoßen.“

Die Frau eilte in das Haus. Die beiden Männer

setzten sich auf eine Bank, die der Thür gegenüber unter einer Linde stand.

„Es ist gut, daß Du gekommen bist," sagte der Fischer.

„Warum denn, Schwager? Hast Du was auf dem Herzen, so rücke heraus; Du weißt, ich helfe gern, wenn ich kann. Aber beeile Dich, denn mein Herr kann jeden Augenblick eintreffen."

„Ich brauche nur Deinen Rath, Schwager!"

„Der soll Dir werden."

„So höre denn: Du weißt, daß ich die Fischerei von dem Bruder Deines Herrn gepachtet habe. Mein Revier geht also bis in die Nähe der Zuckerfabrik. Vor einigen Tagen wollte ich jene Gegend ausfischen. Ich fuhr schon Früh den Strom hinauf. Nun will ich Dir eine kleine Sünde bekennen. Ich wußte, daß an jenem Tage der Teich im Garten abgelassen ward. Da entwischt denn mancher Karpfen, der eigentlich hätte bleiben sollen. Wer so viel Pacht bezahlt, als ich bezahlen muß, nimmt jeden Vortheil wahr. Ich lege also mit meinem Kahne vor dem Kanale an, der das Wasser aus dem Teiche in den Fluß führt. Die Oeffnung, die durch ein eisernes Gitter geschlossen ist, sieht aus wie eine Thür. Das Gitter ist so eng, daß die Fische nicht durchschlüpfen können. Ich schlug das alte verrostete Schloß mit einem Beile entzwei und spanne das große Grundnetz aus. Was nun kam, mußte in dieses Netz. Um neun Uhr sollte das Wasser anfangen zu laufen. Aber es blieb aus. Erst eine Stunde später ging's los, und zwar so heftig, daß ich Mühe hatte, meinen Kahn und das Netz zu halten. Eine wahre Sünd-

fluth kam heraus. Der Fischmeister des Fürsten mußte das Teichwehr zu hoch gezogen haben. Na, dachte ich, wenn das eine halbe Stunde so fort geht, ist der schöne Teich leer. Eine Menge Karpfen fingen sich in meinem Netze. Ich hatte alle Hände voll zu thun, um die prächtigen Kerls in den Kahn zu bringen. Du verstehst mich doch recht, Schwager — die Fische wären in dem Kanal umgekommen, und ich dachte, es ist doch besser, du erhältst sie am Leben."

„Gewiß, Schwager," sagte Josef. „Jeder Mensch ist auf seinen Vortheil bedacht."

„Und für dieses Jahr hat der Intendant Reinhardt, dieser Spitzbube, mir einen höhern Pacht auferlegt. Was ich in meinem Reviere fange, gehört von Rechtswegen mir. Daß ich das Gitter aufgeschlagen habe —"

„Macht Dir wohl Sorgen?"

„Nein."

„Oder geht Dir der Intendant zu Leibe?"

„Auch das nicht. Es kommt noch ganz anders. Wie gesagt, da ich allein war, mußte ich wie ein Pferd arbeiten. Alle zehn Minuten war das Netz voll. Das Teichwehr mußte geborsten sein, denn ein vernünftiger Mensch kann so viel Wasser nicht herauslassen. So fing ich denn die Fische weg. Sehen konnte mich Niemand, da ich unter dichten Erlenzweigen hielt. Auf einmal kriegt mein Netz einen so gewaltigen Ruck, daß ich es kaum noch halten konnte. Ich ziehe es auf und finde —"

„Was?"

„Rathe einmal."

„Doch wohl nicht einen Menschen?"

„Einen hübſchen blutjungen Mann, der mit dem Strome in mein Netz geſchoſſen war.“

„Todt?“

„Das wußte ich noch nicht. Ich zog ihn bei den Haaren in den Kahn. Da lag er leichenblaß, ohne ſich zu regen. Er war vornehm gekleidet. Während ich ihn noch anſah, trieb der Strom meinen Kahn mitten auf den Fluß und immer weiter hinab. Ich rüttelte den Menſchen, richte ihn auf und thue Alles, was ich kann. Dabei flog der Kahn immer den Fluß hinab. Als ich dort unten ankam, ſchlug der Ertrunkene die Augen auf. Ich brachte ihn in's Haus und zu Bett. Trudchen ließ es an nichts fehlen — eine halbe Stunde ſpäter ſprach der Menſch, aber Dinge, von denen ich kein Wort verſtand. Er hatte wohl Fieber. Dann ſchlief er bis gegen Abend. Nun fragte ich ihn; aber er verſtand mich nicht, mit großen Augen ſtarrte er mich an. Wenn er ſchlief, faſelte er von einem Mörder und am andern Morgen, als mein Sohn Johannes an's Bett kam, rief er: „Das iſt mein Mörder!“ Du kannſt Dir denken, Joſef, wie mir dabei zu Muthe war. Ich hatte die Gitterthür eingeſchlagen, hatte die Karpfen weggefiſcht — o, wie bereute ich meine Dummheit. — Was ſollte ich anfangen? Wenn ich die Geſchichte der Obrigkeit anzeigte, durfte ich doch nichts verſchweigen; und der Kranke rief, ſo oft Johannes kam: „Das iſt mein Mörder!“ Wir redeten ihm zu, aber er blieb dabei. Hätte ich doch die verwünſchten Karpfen fahren laſſen! Johannes meinte, wir ſollten nur einige Tage warten, daß die Krankheit gebrochen ſei, dann würden wir von dem Kranken ſchon erfahren, was ihm begegnet wäre und es ſei dann

immer noch Zeit, Anzeige zu machen. Meine Sympathie, die ich anwendete, ſchlug auch ganz gut an; der Kranke wurde nicht ſchlechter, aber er ſprach kein Wort mehr, als ob er die Sprache verloren hätte. So iſt es bis zu dieſem Augenblicke geblieben."

Joſef hatte geſpannt zugehört.

„Ehe ich entſcheide," ſagte er, „muß ich den Kranken ſehen und ſprechen."

„Du wirſt kein Wort von ihm herausbringen, Schwager!" —

„Hält er den Johannes immer noch für ſeinen Mörder?"

„Mein Sohn iſt den ganzen Tag nicht bei ihm geweſen, weil er unten auf dem Fluſſe fiſcht."

„Führe mich zu dem Fremden."

„Joſef," ſagte ernſt der Fiſcher, „meine ſelige Frau war Deine Schweſter — ich habe Dir mein Herz ausgeſchüttet — wem ſollte ich mich denn anvertrauen? Es iſt ein Glück, daß Du gekommen biſt! Aber nicht wahr, Du wirſt dieſe Karpfengeſchichte nicht wiedererzählen, wirſt mir ſagen, wie ich den Menſchen los werde, den ich aus purer Barmherzigkeit in den Kahn gezogen habe. Hätte ich ihn ſchwimmen laſſen, wäre abgefahren und hätte keinem Menſchen ein Wort geſagt —"

„Du haſt als Chriſt gehandelt, Schwager. Die Karpfengeſchichte, die Dir ſo große Sorgen macht, iſt Nebenſache. Hätteſt Du das Gitter nicht aufgeſchlagen, ſo wäre der arme Menſch im Kanale umgekommen."

„Das iſt wahr!" rief Gerlach, ſeine Mardermütze rückend.

„Und wärst Du mit Deinem Kahne nicht dageweſen, ſo hätte der Unglückliche im Fluſſe vollends ertrinken müſſen, wenn er aus dem Gitter herausgekommen wäre.“

Der Fiſcher erfaßte beide Schultern ſeines langen Schwagers.

„An dieſe Dinge habe ich bei meiner armen Seele nicht gedacht!“ rief er vergnügt. „Du nimmſt mir einen ſchweren Stein vom Herzen! Ja, ſo wäre es gekommen! So mußte es kommen, wenn ich nicht dageweſen wäre! Ich habe alſo wirklich ein gutes Werk vollbracht?“

„Das haſt Du, Niemand kann das Gegentheil behaupten.“

„Sieh', Joſef, ich habe mich über die ſchönen Karpfen nicht freuen können, die dort in dem Behälter liegen. Vorhin, als ich ſo allein arbeitete, fragte ich mich: warum hat man ſo viel Waſſer aus dem Teiche gelaſſen? Das war gar nicht nöthig, um einmal aufzuräumen —“

„Gewiß! Doch nun führe mich.“

„Komm, Schwager! Welch ein Glück iſt es, daß Du mich beſuchſt! Du wirſt mir ſchon ſagen, wie ich mich mit Ehren herauswickle. Durch die Karpfengeſchichte iſt ein Menſchenleben gerettet.“

„Das iſt wahr!“

Beide gingen über die Hausflur, die mit Fiſchergeräthſchaften angefüllt war. In der Küche, deren Thür geöffnet, brannte ein großes Feuer.

Trudchen, die beſchäftigte Hausfrau, rief den Männern nach:

„Bleibt nicht ſo lange, ich ſiede einen prächtigen Karpfen.“

„Recht ſo, Trude! Bewirthe den Schwager ſo gut Du kannſt! Vergiß den Wein nicht.“

„Er ſteht ſchon auf dem Tiſche!“ rief die Frau aus der Küche.

Die Männer erreichten den ſchmalen Vorſaal des erſten Stockes.

„Ich habe den Kranken in die Giebelſtube gebracht, wo ein gutes Bett ſteht. Ueberzeuge Dich, daß es ihm an nichts gefehlt hat. Wenn er nicht mit dem Leben davonkommt, ſo trage ich die Schuld nicht.“

Gerlach hatte leiſe die Thür geöffnet. Das Stübchen, einfach eingerichtet, war überaus freundlich. Die rothen Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch das Fenſter, das halb von Weinblättern bedeckt ward. Dem Fenſter gegenüber ſtand ein altmodiſches Himmelbett mit einem Vorhange von blaukarrirter Leinwand. Dieſen Vorhang zog Gerlach zurück.

Ein bleicher junger Mann ſaß halb aufrecht in den Kiſſen.

„Herr Albert!“ rief Joſef beſtürzt.

Es war Albert. Düſtern Blickes ſtarrte er den Bedienten an. Dann legte er die Hand an die Stirn, als ob er ſich beſinnen wolle.

Nicht minder beſtürzt als Joſef war der Fiſcher.

„Du kennſt ihn, Schwager?“ fragte er flüſternd.

„Armer Herr Albert!“ fuhr Joſef theilnehmend fort. „Was iſt Ihnen geſchehen? O, ſprechen Sie, ſprechen Sie doch!“

Er wollte die Hände des Kranken ergreifen.

Dieſer ſchrie laut auf:

„Zurück! Zurück! Verfolgen Sie mich noch immer? Iſt Ihnen mein Leben zur Laſt? Der, der iſt mein Mörder! Er handelt im Auftrage ſeines Herrn — die Kugel hat mich nicht getroffen, als ich auf dem Thurme ſchwebte — da wollte man mich ſtürzen — Schickt den Mörder fort.“

Albert ballte die Fäuſte und ſtreckte ſie drohend empor. Kraftlos ſank er in das Kiſſen zurück.

„Sie irren, armer Albert, ich bin Ihr erſter Freund. Sehen Sie mich nur an, Sie werden mich erkennen und bald einſehen, daß ich es gut mit Ihnen meine. Die Vorſehung hat Sie gnädig beſchützt, und daß ich gerade heute hier ankommen mußte, iſt nicht das Werk des Zufalls —“

„Mörder, Mörder!“ ſtöhnte der Kranke. „Du betrügſt mich nicht.“

Er ſchleuderte unheimliche Blicke auf den Bedienten.

„Das Fieber ſpricht aus ihm!“ meinte der Fiſcher. „Nun ſoll mein Schwager wieder der Mörder ſein. Geſtern war es mein Sohn. Wir müſſen ihm noch Ruhe gönnen.“

Joſef ſtand mit gefalteten Händen neben dem Bette; er ſetzte ſich furchtlos den zornfunkelnden Blicken des Kranken aus. Seine Züge verriethen mehr als Theilnahme, ſie verriethen auch Schmerz und Zorn.

„Ich errathe Alles!“ murmelte er ganz leiſe. „Der Unglückliche muß mich wohl für ſeinen Feind halten, muß das ärgſte Mißtrauen in meine Annäherung ſetzen. O könnte ich jetzt ſprechen, wie es mir um's Herz iſt! Die Bosheit unſerer Gegner kennt keine Grenzen.“

Albert murmelte wie geiſtesabweſend:

„Bleibe mir treu, Louiſe! Ich baue für uns ein ſchönes Haus, Du wirſt wohnen wie eine Fürſtin. Der Riß iſt ſchon fertig! Dort, Dein Boudoir mit zwei Fenſtern nach dem Parke hinaus — daneben der Empfangsſalon, dreißig Ellen lang, zehn Ellen breit — und hier iſt mein Arbeitszimmer mit der Bibliothek — der chineſiſche Pavillon im Garten ſoll ein Meiſterſtück werden. Louiſe, ich verſtehe meine Kunſt! Bleibe mir treu, ich bin nicht ſo arm als Du denkſt. Vater Brand hat mir Nichts geſagt; aber der Fürſt, der Fürſt, der mich in das Waldſchloß hat kommen laſſen — es iſt ein großes Vermögen da — ich habe Anſprüche —“

Das unheimliche Lächeln war plötzlich von ſeinem Geſichte verſchwunden. Ein jäher Schreck ſchien ihn zu befallen.

„Sie wollen mich ermorden!“ murmelte er düſter. „Hätte ich nur eine Axt! Dem zerſpalte ich den Kopf, der die Hand nach mir ausſtreckt. Laßt mich, laßt mich doch — ich will kein Vermögen, will keinen Rang — Louiſe liebt den Zimmerman, den Armen. — Ach, Louiſe, meine Braut! Und Dein Vater hat mich nach der Fabrik geſchickt — der Intendant ſtieß mich hinab. —“

Er brach in ein Wuthgeheul aus, das er ſo lange fortſetzte, bis die Schwäche ihm die Kraft dazu raubte.

„Gerlach!“ flüſterte Joſef.

„Laß mich allein mit dem Kranken.“

„Wer iſt er denn?“

„Das ſollſt Du ſpäter erfahren.“

„Aber, Joſef, nimm Dich in Acht; dem Raſenden iſt nicht

zu trauen. Was für Dinge hat er vorhin gesprochen! Er ist noch recht krank. Ich werde wohl die Sympathie noch einmal brauchen müssen.

Josef führte den Fischer zu der Thür.

„Habe Acht auf die Equipage, Schwager; kommt mein Herr, so meldest Du es mir auf der Stelle.“

„Aber der Karpfen, Schwager?“

„Wir verzehren ihn später. Gehe und thue, Gerlach, wie ich Dir gesagt. Sei ohne Furcht, Du wirst keinerlei Unannehmlichkeiten haben, sollst sogar noch eine Belohnung für die bewirkte Rettung empfangen.“

„Eine Belohnung?“

„Ja, ja!“

Ich kann sie brauchen und habe sie nach der gräßlichen Angst auch wohl verdient. Josef, Du bist ein guter Schwager. Wenn Du Hilfe brauchst, rufe nur aus dem Fenster.“

„Gebe Gott, daß die Krankheit gehoben werde.“

„Meine Sympathie, Schwager —“

„Es ist gut. Laß' mich allein!“

Der Alte schloß die Thür und ging seelenvergnügt die Treppe hinab. Er trat sofort in die Küche, wo Johannes bei seiner Frau stand, der von der Arbeit zurückgekehrt war.

„Josef kennt den Fremden!“ rief er, sich die Hände reibend. „Nun ist Alles gut, Kinder!“

Er erzählte, wie der Kranke sich benommen hatte.

„Morgen führst Du einen Theil der Karpfen zu Markte, Johannes. Mache den Wagen zurecht und bringe die Fische in die Tonnen. Der Schwager kommt gleich — wir essen zusammen.“

„Vater," fragte Johannes, „wie hängt denn das Alles zuſammen."

„Noch weiß ich es ſelbſt nicht; aber wegen der Karpfen brauchen wir nicht mehr ängſtlich zu ſein. Ich werde noch obendrein eine Belohnung erhalten. Es war auch ein ſauer Stück Arbeit, den Menſchen aus dem Waſſer zu ziehen."

Der alte Fiſcher ging in das Freie, unterhielt ſich mit dem Kutſcher und wartete auf den gnädigen Herrn, der immer noch nicht kommen wollte. Es war dunkel. Da erſchien auch Joſef, der berichtete, daß der Kranke ſchlafe. Trudchen rief um Eſſen. Die Männer gingen in die Stube und verzehrten das Mahl, während Johannes auf Poſten ſtand. Der alte Gerlach drang beharrlich in ſeinen Schwagrr, er wollte durchaus den Stand und den Namen ſeines Gaſtes wiſſen, wollte erfahren, wie der junge Menſch in den gemauerten Kanal gekommen ſei. Joſef gab ausweichende Antworten und verſicherte, daß er mit dem Kranken habe wenig ſprechen können, da ihn der Schlaf übermannt hätte, das, was er geſprochen, ſei Fieberwahn geweſen.

„Willſt Du," fragte Joſef, „den Gaſt ſo lange behalten, bis er geſund iſt? Ich bürge dafür, daß Du ein ſchönes Stück Geld erhältſt."

Gerlach ſah fragend ſeine Schwiegertochter an. Trudchen ſtimmte bei; ſie verdiente gern Geld.

„So bin auch ich damit einverſtanden," meinte der Alte. „Natürlich unter der Bedingung, daß Du die Verantwortlichkeit übernimmſt. —"

„Gewiß; aber auch unter der Bedingung, daß der Kranke

gut gepflegt werde, daß ihn Niemand sieht und daß er selbst mit Fremden nie in Berührung komme."

„Wenn er aber fort will?" fragte Gerlach. „Wenn er sich weigert, bei uns zu bleiben?"

„Es wird schon bleiben."

„Ich bezweifle es."

„Warum?

„Die Louise, die ihm im Kopfe liegt, treibt ihn fort. Er muß dem Frauenzimmer recht gut sein."

„Das ist er."

„Da hat er sich wohl aus Verzweiflung in den Kanal gestürzt?"

„Getroffen, Schwager!" rief Josef. „Da Du das Geheimniß errathen hast, magst Du es bewahren. Sei also verschwiegen, quäle den Armen nicht mit Fragen und sorge für ihn."

Trudchen trug dem Kranken eine Suppe hinauf. Als sie zurückkam, sagte sie fröhlich: „Er hat sie verzehrt; und das wundert mich, da er sonst die Speisen unberührt gelassen."

„Meine Sympathie ist wirksamer als die Deinige, Schwager!" rief Josef lachend.

Es war schon spät und immer noch kam der Erwartete nicht.

Josef ward unruhig; er ging von dem Hause zu dem Kutscher, von diesem nach dem Hause. Gegen zehn Uhr endFabian, ein Wagen heran. Von dem Bocke desselben sprang Fabian, der stumme Diener, den der Leser in dem Waldschlosse kennen gelernt hat. Gewandt öffnete er den Schlag des Wagens. Ignaz stieg aus. Er kam von Buchau, wo er

durch Louiſe, die er bei Elſen vorgefunden, länger aufgehalten worden, als er gewollt hatte. Die Begebenheiten, die der Verfaſſer ſchildert, ereigneten ſich alſo an dem Abende, an dem Louiſe das Häuschen in Buchau aufgeſucht hatte. Wir wiſſen, daß Louiſe ihr Briefchen in der hohlen Weide nicht mehr vorgefunden, und daß ſie, hiedurch veranlaßt, zu Elſe geeilt war. Um dies zu erklären, ſchalten wir folgende kleine Szene ein.

Johannes, der Sohn des Fiſchers, war den ganzen Tag abweſend geweſen. Während Joſef und Gerlach bei Tiſche ſaßen, hatte er ſich in das Krankenſtübchen geſchlichen und eine brennende Lampe auf den Tiſch neben dem Bette geſetzt. Albert ſah ihn kommen; er wollte auffahren.

„Still!“ ſagte Johannes.

„Fort, fort!“ rief Albert.

„Sie halten mich noch immer für Ihren Feind,“ ſagte treuherzig der Fiſcher, „und ich bin es doch wahrhaftig nicht. Um Ihnen zu zeigen, wie gut ich es meine, habe ich den Garten und die hohle Weide aufgeſucht, von der Sie geſprochen haben.“

Albert ſtarrte den Fiſcher an.

„Die Weide? Ach ja — habe ich denn davon geſprochen?“ fragte er traurig.

„Freilich. Der Garten des Meiſters Gerold war leicht zu finden und der alte Baum auch. Sie ſagten, es müſſe ein Briefchen darin liegen?“

„Ja, ja!“

„Ich griff von außen in den Baum —“

„Und dann?“

„Fand ich dieſes Papier.“

„Herr, mein Gott! Aber iſt es denn auch von ihr?“

Mit dieſen Worten entriß er dem Fiſcher das Papier und begann zu leſen. Johannes leuchtete dazu.

„Von ihr! Von ihr!“ rief er jauchzend. „Sie hat mich nicht vergeſſen, Sie liebt mich noch! Aber iſt denn auch wahr, haben Sie das Papier aus der Weide geholt?“

Johannes legte die breite Hand auf die Bruſt.

„Warum ſollte ich Sie denn belügen? fragte er gutmüthig. „Ich bin ein ſchlichter Fiſcher; mein Vater hat Sie aus dem Fluſſe gerettet — hätte er es gethan, wenn er Ihnen ſchaden wollte? Geſtern Abend ſaß ich hier an Ihrem Bette — da ſprachen Sie im Traume von Louiſe und von der Weide — das ließ mir die ganze Nacht keine Ruhe, denn Sie dauerten mich — heute fiſchte ich oben auf dem Fluſſe — da ging ich nach der Stadt, fand die Weide und das Papier. — Dann fuhr ich in meinem Kahne nach Hauſe und freute mich ſchon im Voraus, Ihnen zu zeigen, daß wir keine ſchlechten Menſchen ſind. Das habe ich gethan, ohne daß eine Seele darum weiß. Werfen Sie nur keinen Groll auf mich und den Vater, der Ihretwegen in großen Sorgen lebt. Sind Sie nun zufrieden?“

Der Kranke reichte dem Fiſcher die Hand.

„Sie haben mir einen Troſt gebracht, der mich bald aufrichten wird!“ ſagte er gerührt. „Ich fühle jetzt ſchon, daß eine Umwandlung mit mir vorgegangen iſt. Es ſah recht wirr aus in meinem Kopfe — doch ja, ich muß Sie wohl für meinen Freund halten! Kennen Sie den Mann, der vorhin bei mir war?“

„Ja, lieber Herr.“

„Wer ist er?“

„Fürstlicher Kammerdiener.“

„Wie kommt er hieher? Wer hat ihm gesagt, daß ich hier krank liege?“

„Er ist der Bruder meiner verstorbenen Mutter, und da besucht er uns, wenn er gerade kann. Der Vater mag ihm wohl erzählt haben, daß wir einen Gast beherbergen. O, er ist ein guter Mann, vor ihm brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Ich, der Johannes, stehe für ihn ein.“

Nun brachte Trudchen die Suppe, die Albert, in dem die Lebenslust von Neuem erwacht war, verzehrte. Der gute und einfältige Johannes verließ mit seiner Frau das Stübchen; er wollte sich nun seiner Kinder erfreuen, die unten des Vaters und des Abendessens warteten.

Wir kehren zu den beiden Wagen zurück, die an der Thür des Gartens halten. Kaum war Ignaz ausgestiegen, so gab er dem Kutscher, der ihn gebracht hatte, Befehl, nach der Stadt zu fahren. Der Wagen fuhr ab. Ignaz wollte den zweiten Wagen besteigen.

„Ich bitte, gnädiger Herr, warten Sie noch!“ sagte Josef.

„Was willst Du?“

Beide traten in den Garten.

„Haben Sie Albert gefunden, gnädiger Herr?

„Nein!“ antwortete Ignaz düster. „Deßhalb möchte ich rasch weiterfahren. Mir scheint, es ist ein Verbrechen verübt.“

„Es scheint nicht so, gnädiger Herr, es ist wirklich verübt.“

„Du weißt es?“

„Der Intendant Reinhardt hat den jungen Mann in den großen Teich der Zuckerfabrik geſtoßen.“

„Meine Ahnung! Meine Ahnung!“ rief Ignaz. „Wie haſt Du dieſe ſchreckliche That erfahren, die man ohne Zweifel mit großer Schlauheit ausgeführt?“

„Durch eine Fügung von Verhältniſſen, die an das Wunderbare grenzt. Was ich berichte, iſt in Wahrheit feſt begründet. Reinhardt, dieſer Schurke, iſt zu Allem fähig. Ich will nicht davon ſprechen, daß Sie meine Warnungen überhört haben —“

„Laß das! Meine letzte Hoffnung iſt vernichtet!“

„Nein, nein!“

„Wenn Albert todt iſt —“

„Er lebt, gnädiger Herr.“

„Joſef, Joſef! Suche mich nicht durch Hoffnungen zu täuſchen — ich bin auf Alles gefaßt.“

„Sie können Albert ſogleich ſelbſt ſprechen.“

„Wo?“

„Hier, in dem Hauſe meines Schwagers, der ihn gerettet hat. Der arme Albert iſt freilich krank.“

Joſef berichtete nun kurz die Rettung Albert's; er verſchwieg auch nicht, daß der Kranke im Fieberwahne jeden für ſeinen Mörder halte, der ſich ihm nahe. Während dieſes Geſprächs waren Beide an das Fiſcherhaus gekommen.

„Ich werde ihn beruhigen,“ ſagte Ignaz; „es iſt dies zu ſeiner Geneſung nöthig.“

Joſef nahm die Lampe aus der Hand ſeines Schwagers, der mit entblößtem Haupte auf der Hausflur ſtand,

und leuchtete seinem Herrn voran. Eine Minute später betrachteten Beide das Giebelstübchen. Albert saß aufrecht im Bette; er betrachtete wiederholt die Zeilen seiner Louise. Ignaz zuckte schmerzlich zusammen, als er den todtbleichen jungen Mann sah.

„Sie, auch Sie?“ rief der Kranke, der sein Briefchen verbarg.

„Erregen Sie sich nicht, mein lieber Freund! Ich komme, um zu trösten und zu beruhigen, um Alles zu thun, was Ihnen nützt. Man hat Ihnen, mit Entsetzen und Schmerz habe ich es vernommen, nach dem Leben getrachtet — der Verbrecher, der meuchlings die Hand nach Ihnen ausgestreckt, wird seiner Strafe nicht entgehen.“

„Lassen Sie mich, gnädiger Herr; ich kann Ihnen ferner nicht trauen!“ sagte Albert mit schwacher Stimme, indem er abwehrend die Hand ausstreckte. „Was wollen Sie denn? Warum kümmern Sie sich um mich? Nehmen Sie an, ich existire gar nicht. — Ich will der arme Zimmermann bleiben und den ehrlichen Namen meines guten Pflegevaters führen. Mein Leben hat zweimal in Gefahr geschwebt —“

„Von jetzt an werde ich es schützen!“ rief Ignaz eifrig. „Ich muß es schützen, da böse Menschen Sie zu verderben trachten.“

„Und ich habe Niemandem ein Leid zugefügt! Was ist es denn? Was will man von mir?“

„Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen mein Ehrenwort verpfändet, daß ich Ihnen feierlich gelobt habe, für Ihre Zukunft zu sorgen?“

„Sie haben Ihr Wort ſchlecht gehalten.“

„Ich bin zu ſorglos geweſen. Dieſen Fehler werde ich energiſch gut machen. Mein Arzt ſoll Sie behandeln, ein zuverläſſiger Diener ſoll für Sie ſorgen — Fabian bleibt hier!“ befahl Ignaz ſeinem Kammerdiener. „Sie kennen die treue Seele, Albert —“

„Fabian, der ſtumme Diener?“ fragte der Kranke.

„Derſelbe, der Sie in dem Waldſchloſſe bedient hat. Albert,“ flüſterte Ignaz, indem er ſich zu dem Kranken neigte. „ich habe dieſen Abend Ihre Louiſe geſprochen —“

„Wo? Wo?“

„In dem Häuschen Ihres verſtorbenen Vaters. Sie iſt untröſtlich über Ihr Verſchwinden — halten Sie ſich hier verborgen — erſcheinen Sie in der Stadt, ſo iſt Louiſens Vater bedroht, der Sie nach der Fabrik geſchickt hat. Sorgen Sie für Louiſe, indem Sie für ſich ſelbſt ſorgen. Es iſt unbedingt nöthig, daß Sie für todt gelten — Ihre Feinde müſſen an Ihren Tod glauben, damit ſie Sie ferner nicht verfolgen. Noch darf ich Ihnen die Aufklärung nicht geben, die Sie folgerichtig von mir fordern können; nur ſo viel ſage ich heute! es handelt ſich um Ihre Eltern, um Ihre unglücklichen Eltern!“

Der gnädige Herr hatte mit bewegter Stimme geſprochen.

Geſpannt erwartete er die Antwort des Kranken.

Albert ſaß wie ein Träumender in ſeinem Bette.

„Meine Eltern!“ murmelte er.

„Ich ſchwöre es Ihnen zu.“

„So bin ich kein Findelkind?“

„Nein, nein!“

„Aber Beweiſe, Beweiſe! Wer gibt ſie mir, gnädiger Herr?“

„Ich kann ſie Ihnen geben, wenn Sie mich unterſtützen.“

„Wodurch?“

„Daß Sie ſo lange hier in der Einſamkeit leben, bis ich Ihnen ſagen werde: Jetzt treten Sie in die Welt und führen Sie Ihre Louiſe heim.“

„Das verſpreche ich Ihnen!“ rief Albert, deſſen Augen glühten.

„Wollen Sie mein Geheimniß ehren?“

„Ich will es!“

„Der brave Fiſcher wird ſich mit mir zu Ihrem Schutze vereinigen.“

So endete das Geſpräch.

Ignaz verließ das Stübchen.

„Sie ſehen mich bald wieder!“ rief Joſef dem Kranken zu.

Er drückte ihm die Hand und folgte ſeinem Herrn.

„Ich bin kein Findelkind!“ murmelte Albert vor ſich hin. „Das iſt ein Glück, ein großes Glück!“

Bald meldete ſich Fabian zur Dienſtleiſtung; er trat an das Bett und gab durch Zeichen zu erkennen, daß er ſich glücklich ſchätze, bei dem Kranken zu bleiben. Durch Küſſe auf die Hand und mitleidige Blicke drückte er ſeine innige Theilnahme aus. Dem armen Albert war, als ob er in ein längſt bekanntes Geſicht ſchaute. Der kurze Aufenthalt in

dem Waldschlosse hatte genügt, ihm den treuherzigen Stummen werth zu machen.

„Fabian," fragte er, „meint man es böse mit mir?"

Und Fabian hob schwörend drei Finger empor, indem er mit dem Kopfe schüttelte.

Der kleine Mann bediente ihn nun mit der ihm eigenen Gewandtheit; für die erste Nacht richtete er sein Lager auf dem Fußboden ein. Am folgenden Morgen bereitete er in der Küche das Frühstück; er war ein vortrefflicher Koch. Gertrud konnte von ihm lernen. Die Unterhaltung mit ihm war freilich nur einseitig; aber Albert lag nicht viel daran, die Gemüthserregung hatte ihn erschöpft und ein leichtes Fieber schüttelte ihn. Schon den Nachmittag kam ein Arzt, den Fabian kannte. Der Doktor examinirte den Kranken.

Aus seinen vorsichtigen Fragen ließ sich schließen, daß er das Schicksal seines Patienten zum Theil kannte, aber die unglückliche Katastrofe nicht berühren wollte. Er verschrieb Medizin, die Johannes aus dem nahen Flecken holte. Nun lag Albert daran, den Briefwechsel mit Louisen zu unterhalten. Er theilte sich Fabian mit. Der gute Bursche jauchzte auf vor Freude über das ihm geschenkte Vertrauen. Albert zeichnete die Gänge und Gärten und deutete genau den Plan an, wo die Weide stand. Nun ward Fabian der treue und verschwiegene Liebesbote; in dem Stalle des Fischers stand ein Pferd, das ein Reitknecht dem Diener gebracht hatte. Fabian, ein vortrefflicher Reiter, legte den Weg nach der Stadt gewöhnlich in einer Stunde zurück. Jauchzend brachte er das vorgefundene Papier, das Albert an die Lippen drückte, ehe er es las. Die Korrespondenz ward pünktlich besorgt.

Der Leser kennt die zwischen den Liebenden gewechselten Briefe. Wenn die Zeilen Alberts einen starken Anstrich religiöser Schwärmerei hatten, so war dies ein natürliches Ergebniß seiner Gemüthsstimmung, und wenn er später ausweichend auf die Frage nach seinem Mörder antwortete, so folgte er hierin dem Rathe des gnädigen Herrn, der ihn zweimal besucht hatte.

Albert konnte bald das Bett verlassen und seinen Platz am Fenster einnehmen. Fabian hatte ihm einen bequemen Lehnsessel aus der Stadt geholt. Das Giebelfenster gewährte eine schöne Fernsicht. Dem Hause zunächst breitete sich der Gemüse- und Obstgarten aus, den Vater Gerlach im besten Stande erhielt. Dann zeigte sich die blinkende Fläche des Flusses mit der Fähre. Oft auch schwebten Lastkähne vorüber, die Steinkohlen nach der Fabrikstadt brachten. Jenseits des Flusses dehnte sich ein Feld aus, das von einem kräftigen Eichenforste begrenzt ward. In weiter Ferne zog sich eine blaue Bergkette hin, dieselbe, in der das Waldschloß lag. Neigte sich Albert aus dem Fenster, so konnte er rechts die Spitzen der Thürme der Stadt sehen.

Einst kam Nachmittags Ignaz zu Pferde an. Albert sah ihn absteigen. Gleich darauf öffnete Fabian die Thür und ließ ehrfurchtsvoll den gnädigen Herrn eintreten, der bewegt seine Freude darüber ausdrückte, den Patienten außer dem Bette zu sehen. Er nahm ihm gegenüber Platz.

„Mein junger Freund," begann er, „heute bitte ich Sie, mir die Einzelnheiten des Verbrechens mitzutheilen, das man in so gräßlicher Weise an Ihnen verübt hat. Ich muß sie wissen, wenn ich Ersprießliches für Sie wirken soll."

Albert erzählte einfach, was geſchehen.

„Ich ward rücklings in den Teich geſtoßen,“ ſchloß er. „Ein Feſthalten war mir nicht möglich. Der ſtarke Stoß kam unerwartet wie ein Blitz aus den Wolken. Ein furchtbares Toſen umfing mich; ich ward fortgeriſſen von einer kreiſenden Waſſermaſſe. Zwar bin ich ein guter Schwimmer; aber gegen die Gewalt des toſenden Elements konnte ich nicht ankämpfen.

„Es war tiefe Nacht um mich. Meine ausgeſtreckten Hände erfaßten kalte Steinwände. Bald ward ich rechts, bald links geſchleudert. Endlich konnte ich feſten Fuß faſſen, ich fühlte, daß ich im Schlamme ſtand. Nur mein Kopf ragte über das Waſſer empor, das im ruhigen Strome an mir vorüberzog. Da ſtand ich überlegend, was ich thun ſollte. Gewohnt, der Gefahr kalt in's Auge zu ſchauen, dachte ich an meine Rettung. Gegen den Strom konnte ich nicht ſchwimmen. Ich ging mit dem Strome. Das Waſſer ſtieg immer höher. Schwimmend legte ich eine kurze Strecke zurück. Plötzlich folgte mir ein ſtarkes Brauſen. Neue Waſſermaſſen kamen mit furchtbarer Gewalt an. Ich ward rechts und links an die Wände geſchleudert. Der ganze Raum füllte ſich mit Waſſer — da ſchwand mir die Beſinnung — als ich zu mir kam, fand ich den alten Fiſcher vor mir. Warum verfolgt man mich? Was habe ich gethan, wen habe ich beleidigt?“

Dem gnädigen Herrn ſtanden die Thränen in den Augen.

„Sie haben ſchwer gelitten!“ ſagte er empfindungsvoll. „Aber wie nach der Nacht der Tag folgt, ſo wird auch

Ihnen nach dem Jammer Freude erblühen. Der Intendant, mein armer Freund, hat nicht aus eigenem Antriebe gehandelt; er war das Werkzeug in der Hand eines Mannes, den wir, trotz seiner Bosheit, zu schonen die triftigsten Gründe haben. Käme es auf mich an, ich zerrisse den Schleier, der über der unheimlichen Angelegenheit ruht, und zöge die Verbrecher zur Rechenschaft. Die Verhältnisse sind so delikat, so verworren, so eigenthümlicher Art, sie gestalten sich selbst mit jedem Tage seltsamer, daß ich mich zu einer Rolle bequemen muß, die ich im Innersten der Seele verabscheue. Nennen Sie den Mann nicht, der Sie morden wollte; die Vorsehung hat den scheußlichen Plan vereitelt, und dafür danken wir ihr aus vollem Herzen. Fabian ist in dem Besitze von Waffen; verwenden Sie dieselben zu Ihrer Vertheidigung, wenn es nöthig werden sollte. Sie werden den alten Brand, der Sie als seinen Sohn angenommen, tadeln, daß er vor seinem Tode Ihre Angelegenheiten nicht geordnet hat — wissen Sie es ihm Dank und erkennen Sie die Vorsicht des braven Mannes, dessen Andenken ich stets in Ehren halten werde. Sie sind nun außer Gefahr, der Arzt hat es mit Bestimmtheit erklärt — tragen Sie diesen Ring zur Erinnerung an den heutigen Tag —"

Und Ignaz überreichte dem jungen Manne einen kostbaren Diamantring, den er von seinem Finger genommen hatte. Dann erhob er sich, als ob er seine Rührung verbergen wollte und verließ mit den Worten „wir sehen uns bald wieder" das Stübchen.

„Ich fange an, zu begreifen!" dachte Albert. „Mein eigener Vater verleugnet mich und will mich beseitigen! Das-

ist's! Das ist's! Warum aber thut dieser Herr Ignaz so geheimnißvoll? Warum sucht er mich zu erhalten, während eine andere Partei mein Verderben will? Sobald ich gesund und kräftig bin, werde ich selbständig handeln."

Fabian kam zurück. Er brachte ein Briefchen, in welchem Louise die Angabe des Mörders verlangte. Albert antwortete ausweichend und fügte der Antwort den Ring bei. In einem zweiten Briefe zeigte Louise die Gefahr der Weide an und bezeichnete die Steinschwelle unter der Gartenthür als den Ort, der in Zukunft die Briefe aufnehmen sollte.

Zwei Tage später machte Albert den ersten Spaziergang. Fabian begleitete ihn durch den Garten. Die Familie des Fischers äußerte die lebhafteste Freude, vorzüglich Johannes, der dem Rekonvaleszenten innig die Hand drückte. Gertrud brachte ihm einen Strauß der besten Blumen, die in dem Garten zu finden waren.

„Ah," rief Vater Gerlach, der mit Netzen beladen vorüberging, „nun wird's bald wieder werden. In acht Tagen kann der junge Herr mit uns Fische fangen."

An Geld fehlte es in dem Fischerhause nicht, Fabian hatte stets eine gefüllte Börse, die er mit großer Bereitwilligkeit öffnete.

Einige Tage später kam eines Morgens der lange Josef an. Hastig trat er in das Stübchen, wo Albert beschäftigt war, einen Brief an Louisen zu schreiben.

„Herr Albert," rief er, „Sie müssen mir auf der Stelle folgen."

„Wohin?"

„Nach einem Landhause."

„Und warum?“

„Weil der Intendant Ihren Aufenthalt entdeckt hat.“

„Gibt es denn keine Obrigkeit, die mich schützt?“

„Sie werden sich eines kräftigen Schutzes bald erfreuen; bis dahin aber fügen Sie sich, denn ohne Ihnen ist es uns unmöglich, das gesteckte Ziel zu erreichen. Denken Sie an Vater Brand, denken Sie an Louise, denken Sie an die tückischen Angriffe auf Ihre Person. Weder Muth noch Kraft nützen Ihnen, Vorsicht und List sind die einzigen Waffen, die Sie zu Ihrer Vertheidigung anwenden können. Fabian mag bestätigen, daß ich recht habe.“

Der stumme Diener nickte mit dem Kopfe und bat durch lebhafte Gesten, daß Albert der erhaltenen Weisung folgen möge.

„Wie weit werde ich künftig von der Stadt entfernt sein?“ fragte Albert.

„Nicht weiter als Sie jetzt es sind. Die Verbindung mit der Stadt bleibt dieselbe.“

Jetzt trat Johannes ein.

„Unten auf dem Flusse liegt ein Kahn mit zwei Männern,“ berichtete er, „die Erkundigungen über unser Haus einziehen. Sie wollen einen Fischhandel abschließen; aber wir kennen das schon. Der Vater hält sie hin und sucht sie abzuweisen.“

Fabian packte schon die wenigen Habseligkeiten des Rekonvaleszenten zusammen.

„Man darf weder Sie noch mich hier sehen,“ sagte Josef. „Es ist nothwendig, daß man an Ihren Tod glaube.

Beeilen wir uns, der Wagen harrt unter der Buche. Du weißt Bescheid, Johannes?"

„Vollkommen, Vetter!"

„So gehe und stehe Deinem Vater bei. Nach zehn Minuten kannst Du die Leute in das Haus führen, damit sie sehen, daß es keine fremde Person beherbergt."

Johannes lief davon. Man hörte seine polternden Schritte auf der Treppe.

Albert hielt es für gerathen, sich zu fügen. Die Bosheit seiner Feinde kannte er, Kraft zur Vertheidigung hatte er noch nicht, es war also das Beste, daß er den Rückzug antrat. Von Gertrud, die auf der Hausflur stand, nahm er Abschied. Die junge Frau weinte. Die drei Männer gingen durch den Hof, eilten an einer Hecke von Taxus hin und erreichten den Wagen, der rasch mit ihnen davon fuhr. Diesmal saß Albert in einer alten, aber gut erhaltenen Reisekalesche, und nicht in einer glänzenden Equipage, wie früher. Der Kutscher trug gewöhnliche bürgerliche Kleidung und die Pferde zeichneten sich weder durch Nettigkeit noch durch elegantes Geschirr aus. Reisegelegenheiten, wie diese, sah man täglich und stündlich auf der Landstraße.

Gehen wir zurück, an dem Hause vorüber, vor dessen Thür die Kinder des Fischers spielten, und suchen wir den Landungsplatz auf. Vater Gerlach, auf einem Brette am Ufer stehend, unterhielt sich mit zwei Männern, die in einem leichten grün angestrichenen Kahne saßen. Der eine der Männer war der Intendant Reinhardt, der andere — Fritz Blei. Ein dritter Mann in gewöhnlicher Arbeiterkleidung führte das Ruder.

„Ihr wißt also wirklich nicht, Gerlach, wer das Kanalgitter aufgerissen hat!“ fragte der Intendant.

Der Alte antwortete unbefangen:

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Reinhardt, daß ich es nicht weiß.“

„Ihr habt an dem Tage, als der Teich abgelassen wurde, in dem obersten Flußreviere gefischt.“

„Das will ich gerade nicht leugnen. Ich habe auch Tags zuvor und Tags darauf dort gefischt. Morgen werde ich wieder dort fischen. Wenn ich nicht arbeite, lieber Herr, kann ich den schweren Pacht nicht bezahlen.“

„Ihr habt also keine Karpfen?“

„Für den Augenblick nicht ein Stück. Vielleicht kann ich in einigen Tagen dienen.“

„Uns sind alle Fische durch das Wasser fortgerissen.“

„Das Wasser wird auch wohl das Gitter fortgerissen haben. Ihr Fischmeister führt eine schlechte Zucht, das muß ich gestehen — der dumme Teufel legt den ganzen Teich trocken — die Karpfen werden wohl in dem Kanale stecken. Nun, Johannes, wie steht's?“

Der Fischer trat auf das Brett und zog die Mütze.

„Aale und Hechte sind da, Bratfische in Menge; Karpfen nicht. Wenn die Herrschaften diese wollen —“

„Kann man sie sehen?“ fragte Reinhardt.

„O ja. Dann müssen Sie sich aber nach dem Hause bemühen, die Fische sitzen dort in dem kleinen Teiche.“

Reinhart und Blei stiegen aus. Sie folgten den Fischern nach dem Hause. Unterwegs fragte der Intendant: „Wohnt Ihr mit der Familie allein in dem Hause?“

„Ei gewiß, Herr; wer sollte bei mir wohnen? Ich möchte gern vermiethen, es findet sich kein Miether.“

„Vielleicht kann ich Euch einen schaffen.“

„Das wäre mir schon recht; habe eine Stube und eine Kammer übrig.“

„Zeigt mir zuvor das Haus.“

„Gern, Herr!“

Gerlach führte die Männer durch das ganze Haus und zuletzt in das Giebelstübchen. Trudchen hatte rasch aufgeräumt. Nichts verrieth, daß der Raum bewohnt gewesen war. Fritz Blei meinte, die Einrichtung gefalle ihm nicht, er werde wohl in der Stadt bleiben. Auch die Fische, die Johannes in einem Netze hervorzog, gefielen nicht, und so entfernten sich die beiden Männer.

„Ihr kommt morgen oder übermorgen!“ rief der Intendant, als er im Kahne saß.

„Ich werde kommen!“ antwortete Gerlach.

Der Kahn fuhr ab.

„Die können lange suchen,“ flüsterte der Vater dem Sohne zu. „Heute habe ich geschwiegen, aber zur rechten Zeit werde ich sprechen. Ja wohl, ich bin an dem Gitter gewesen.“

Fünftes Capitel.

Ein armer Fürst.

Der Leser erinnert sich wohl der Villa, in der Albert auf seiner Reise die erste Nacht zubrachte und die Josef als Station bezeichnete. In dieser Villa wohnte seit zwei Tagen der Fürst Balduin, derselbe kranke Herr, den wir in dem Waldschlosse kennen gelernt haben. Man hatte ihn nach der schrecklichen Szene in dem Atelier aus der düstern Umgebung in die freundliche gebracht, und Balduin, der nach außerordentlichen Erregungen in eine Art Lethargie verfiel, war willenlos gefolgt wie ein krankes Kind. Der Fürst verließ selten sein Zimmer, und geschah es, so begleitete ihn ein alter Diener, den er Felix nannte.

Wir betreten Morgens gegen zehn Uhr den Salon des Erdgeschoßes, dessen Glasthüren nach dem Garten zu geöffnet sind. Benigna, heute in helle Farben gekleidet, und Ignaz gehen im Gespräche auf und ab.

„Es wird, es muß zur Entscheidung kommen;“ sagte die Dame. „Balduin ist ruhiger, es scheint eine Krisis bei ihm eingetreten zu sein —“

„Nein, ich halte seinen Zustand für völlige Abspannung.“

„Gleichviel, Bruder, gleichviel; ich werde offen mit ihm reden!“

„Dort kommt der Arzt.“

Aus einer der Thüren trat ein bejahrter Herr mit schneeweißem Haupte. Seine Wangen waren fein geröthet und seine großen Augen glänzten klug und hell. In dem Knopfloche seines schwarzen Fracks schimmerte ein rothes Ordensbändchen.

„Wie steht's, Herr Medizinalrath?“ fragte Ignaz.

„Gut, über Alles Erwarten gut. Ich hoffe von dem freundlichen Aufenthalte das Beste.“

„Meine Schwester beharrt auf ihrem Vorsatze.“

„Und ich stimme bei,“ sagte der Rath. „Wir dürfen die günstige Zeit nicht verstreichen lassen. Durchlaucht befindet sich körperlich wohl, und außer Ihnen, gnädige Fürstin, kann Niemand auf das Gemüth des hohen Herrn einwirken. Ich empfehle Ihnen jedoch Vorsicht, Schonung und Milde. Finden Sie, daß Ihre Eröffnungen einen andern Eindruck hervorbringen, als den gehofften, so brechen Sie die Unterredung ab. Heftige Erregung möchte ich jetzt noch vermieden wissen. Sondiren Sie — ich werde den Ausgang erwarten.“

Benigna athmete tief und schwer auf. Sie faßte den weißen Schleier, der durch eine goldene Nadel in dem schwe-

ren Flechtenkranze ihres Haares befestigt war, zusammen und ging festen Schrittes der Thür zu, aus welcher der Arzt eingetreten war.

„Gott gebe seinen Segen!“ flüsterte der Arzt.

„Wir dürfen nicht mehr zögern,“ sagte Ignaz; „es liegt große Gefahr im Verzuge. Die Absicht meines Schwagers kenne ich nun genau.“

„Wie weit die Ehrsucht des Menschen treiben kann.“

„Sagen Sie richtiger, lieber Rath, die Herrsch- und Geldsucht. Ewald wird von den unlautersten Motiven geleitet.“

Beide ließen sich schweigend auf einem Divan nieder.

Benigna war durch ein kleines Vorzimmer geschritten, in welchem Felix, der alte Diener, auf- und abging. Er grüßte ehrfurchtsvoll die Dame und öffnete leise die Thür.

Balduin, in einem eleganten Sommeranzuge, stand mit einer Windbüchse am Fenster. Wenn der Leser ihn heute gesehen hätte, er würde in laute Verwunderung ausgebrochen sein. Das lange grauweiße Lockenhaar stand dem schönen bleichen Gesichte vortrefflich. Nicht einen Fürsten, der ein zwar kleines, aber sehr reiches Land besitzt, sondern einen genialen Künstler, einen Dichter, der unter der Last geistiger Arbeit zeitig ergraut, glaubte man zu sehen. Und eine milde, schmerzliche Freundlichkeit prägte sich in den welken Zügen aus.

„Balduin — guten Morgen!“ rief die Dame.

Der Angeredete lehnte das zierliche Gewehr an ein Möbel.

„Benigna! Benigna!“ rief er herzlich. „Guten Morgen! Du haſt Dich in freundliche Farben gekleidet —“

„Biſt Du doch freundlich, mein lieber, lieber Mann! Wenn Du trauerſt, trauere ich mit Dir —“

Er legte ſanft ſeinen Arm um ihren Nacken und drückte ihr einen Kuß auf die weiße Stirn. Sie zitterte unter dieſem Kuſſe. Ihr großes Auge hing mit unendlicher Liebe an dem armen Manne. Eine ſchöne, eine wunderbar ſchöne Gruppe bildete das unglückliche Paar. Ach, und er war unglücklich, unglücklich durch die ſeltſamſten Verhältniſſe.

„Ich werde reiſen,“ ſagte der Fürſt, „morgen ſchon! Die alten Städte Flanderns enthalten Schätze der Skulptur, die ich nicht genug ſtudieren kann.“

„Morgen ſchon?“

„Die Zeit vergeht, und ich bleibe unthätig. Ach, die Zeit vergeht raſch, das Leben iſt ſo kurz! Der Menſch, der nichts für die Unſterblichkeit thut, hat nie gelebt. Und ich will unſterblich ſein in meinen Werken.“

„Du biſt aber auch Fürſt, Balduin — die Vorſehung hat Dir Unterthanen anvertraut, für deren Wohl zu ſorgen Deine Pflicht iſt. Verzeihe mir, wenn ich Dich heute daran erinnere. — Du verlangſt es ja von mir!“

„Und ich weiß es Dir Dank! Wahrlich, Du erwirbſt Dir große Verdienſte! Habe ich denn dieſe Pflicht verſäumt?“

„Bis jetzt nicht!“

„Gut, gut! Deſſen freue ich mich. Die Leute ſollen mich ſegnen, wenn ſie von meinem Tode hören.“

„Du wirſt noch nicht ſterben, Balduin. Der Arzt räth, daß Du Dich jeder Sorge entſchlägſt, daß Du nur Deiner ſchönen Kunſt lebſt und die gewöhnliche Arbeit Anderen überläßeſt.“

Der Fürſt hatte die Arme gekreuzt. Er dachte nach. Sein Geſicht ward ernſt.

„Kann das ohne Gefahr geſchehen?“ fragte er plötzlich.

„Wenn Du Deine Familienangelegenheiten ordneſt, ja, mein beſter Freund. Und ich ſelbſt werde Dir dabei behilflich ſein, damit Du meine Liebe erkennſt.“

„Deine Liebe, Benigna!“ rief der Fürſt im Tone des Zweifels. „Liebſt Du mich denn wirklich?“

„Ich will es Dir beweiſen.“

„Wie? Wie? Ich habe bis jetzt nur an Deine Freundſchaft geglaubt, und, bei meiner Ehre, ich glaube noch daran!“

Der bleiche Mann war ſehr ernſt geworden. Ein unheimliches Feuer ſprühte aus ſeinen Augen.

Die Fürſtin ergriff ſanft die Hand des armen Gemals.

„Balduin,“ ſagte ſie bewegt, „willſt Du es nicht dulden, daß ich Dich liebe?“

Er zuckte zuſammen.

„Glaube doch nur,“ fügte ſie hinzu, „daß ich uneigennützig liebe! Setze mich doch nicht herab, halte mich einer edlen Neigung fähig, werth Dir zur Seite zu ſtehen — ſchenke mir Dein Vertrauen, und die Sonne des Glücks erſcheint wieder, die Zweifel und Mißtrauen düſter verhüllen!“

„Forderſt Du Gegenliebe?“ fragte Balduin feſt.

„Nein!“ antwortete ſie eben ſo feſt.

„Was ſonſt?“

„Nur Deine Freundſchaft.“

„Ich habe ſie Dir nicht vorenthalten, Benigna.“

„Und doch, und doch! Eine Freundſchaft ohne Vertrauen iſt ein leerer Schall, ein Nichts! Balduin, ich bin Deine Dir angetraute Gattin, nehme eine Stellung ein, die, ſo wunderbar ſie auch iſt, ich doch zu ſchätzen weiß — lege die Stirn nicht in düſtere Falten, ſieh' mich offen, ſieh' mich freundlich an! Balduin, Du haſt mir oft geſagt, Du könnteſt mir nur ein Bruder ſein — nimm mich als Deine Schweſter hin! Die Welt mag mich, die Fürſtin, beneiden — Deinem Herzen will ich nur die Schweſter ſein. Willſt Du mich denn nicht verſtehen, Balduin?“

Balduin wiegte das ergraute Haupt; Rührung ſchien ihn zu übermannen. Aber immer noch ſprach er nicht, wie von einem heftigen Schmerze gefoltert preßte er die bleichen Lippen zuſammen.

„Balduin,“ fuhr Benigna bebend fort, „ich habe es oft verſucht, Dir mein Innerſtes auszuſchütten, darzuthun, daß ich in Dir den edeln, vortrefflichen Mann ehre, aber auch den unglücklichen Fürſten —“

„Das iſt das rechte, wahre Wort!“ rief er aus. „O, wäre ich doch kein Fürſt! Benigna, trenne den Mann und Künſtler von dem Fürſten — der Fürſt gehört Dir an, weil er es muß — den Mann gib auf!“

Balduin ſtreckte wie befehlend die rechte Hand aus.

„Ich wende mich auch nur an den Fürſten, Balduin! Und dieſer muß die Fürſtin hören —“

„Er will es auch! O, Balduin kennt ſeine Pflicht!“

Der Fürst strich das Lockenhaar aus der bleichen Stirn und machte erregt einen Gang durch das Gemach. Plötzlich blieb er stehen. „Benigna," bat er, „mache mir meine Stellung leicht, sei eine milde Fürstin! Ich dulde, ich leide entsetzlich!"

Sie erfaßte seine Hand und führte ihn liebreich zu der Ottomane, die sich dem Fürsten gegenüber befand.

„Was will ich denn?" rief sie schluchzend. „Deine Ruhe, Dein Glück! O, verkenne mich nicht, Balduin! Du sollst erfahren, daß ich ohne Dein Wissen für Dich gesorgt habe! Aber nun höre mich auch an, unterbrich mich nicht, mißdeute meine Worte nicht und schenke mir, Deiner Schwester, volles Vertrauen."

Sie hatte das Wort „Schwester" scharf betont.

Beide saßen auf dem Divan.

Die Fürstin seufzte tief auf; ihr war eine Last vom Herzen genommen, denn so geneigt zu einer vertraulichen Besprechung hatte sich Balduin noch nie gezeigt. Die Ansicht des Arztes, wonach die Geistesverstimmung des Fürsten seit dem letzten schrecklichen Vorfalle in dem Waldschlosse zu einer gewissen Ruhe gelangt sei, war also die richtige. Es mußte sich nun zeigen, ob diese Ruhe auch ungestört bleiben würde.

„Balduin, Du bist von Verräthern umgeben gewesen!"

„O, ich weiß es, Benigna!"

„Und diesen Verräthern bin auch ich zum Opfer gefallen."

Du? Du?" fragte der Fürst verwundert.

„Hätte ich Dein Geheimniß gekannt, ich würde der Konvenienz getrotzt haben —“

„Mein Geheimniß!“

„Und immer noch bist Du von Verräthern umgeben; darum habe ich Dich nach der Villa meiner Mutter geführt. Hier sollst Du zum Leben erwachen, hier sollst Du Dein Gemüth der Freudigkeit eröffnen, die zum Schaffen Deiner Kunstgebilde erforderlich. Schwermuth soll den Künstler ferner nicht niederdrücken. — Sei ruhig, sei ruhig, Balduin, die Fürstin, Deine Schwester, spricht zu Dir. Sie hätte längst sprechen sollen, aber sie konnte es nicht, weil ihr die Beweise dessen fehlten, was mit Gewißheit darzuthun sie sich vorgenommen. Jetzt besitze ich die Beweise, und ich verwende sie zu Deinem Glücke.“

Sie ergriff beide Hände des Fürsten und flüsterte an seinem Ohre:

„Charlotte lebt!“

Der Fürst stieß einen durchdringenden Schrei aus.

Er wollte sich losreißen.

Sie hielt ihn gewaltsam fest.

„Was hast Du mir versprochen? Bin ich nicht Deine Schwester? Habe ich nicht das Recht, selbst die Pflicht, Dich glücklich zu machen? Balduin, Charlotte, das edle Weib, ist Dir nicht einen Augenblick untreu gewesen!“

Seine Augen hatten sich vergrößert; mit starren Blicken sah er die Fürstin an.

„Das sagst Du, Du mir? Benigna selbst reißt eine Wunde auf —“

„Um sie zu heilen! Im Namen Gottes, Balduin, fasse

Dich — Glaube mir, der Fürstin, der Schwester! Bist Du nicht der ruhige Mann, der das schwere Unglück lange getragen? Und jetzt, da die Sonne des Glücks zu scheinen beginnt, jetzt verschließest Du feig Dein Auge?"

Der Fürst ließ schlaff die Hände herabsinken.

„Wähnst Du, daß mich Deine Versicherung tröstet?"

„Dann hast Du Charlotten nicht aufrichtig geliebt."

Ein wahnwitziges Lächeln glitt über die leichenblassen Züge des Fürsten.

„Sie war meine erste Liebe!" murmelte er. „O, die schöne, schöne Zeit! Ich ließ mich heimlich mit ihr trauen, um sie für ewig an mich zu fesseln — der Priester sprach feierlich den Segen — da war Charlotte meine Gattin, sie war Fürstin geworden. Und als sie mir den Sohn gebar, den holden, reizenden Knaben mit dem blonden, krausen Haare — da war ich glücklich wie kein Sterblicher. Ich lebte in höchster Seligkeit — das düstere Waldschloß war mir ein Paradies. — Und während ich mich glücklich wähnte, ward Charlotte Verbrecherin."

Balduin ließ das Haupt tief auf die Brust herabsinken.

„Was hat sie verbrochen?" fragte Benigna leise.

Der Fürst antworte wie im Traume:

„Ich habe es wohl gesehen —"

„Was, was denn?"

„Sie hat Ewald, meinen Bruder, empfangen."

„Ewald?"

„Niemand wußte, daß Charlotte sich im Schlosse befand; Ewald war wie zufällig angekommen. — Was wollte

er? Mich um mein Glück betrügen. — Und es ist ihm gelungen! Ich hätte sie ermordet, wäre sie nicht so schön, wäre sie nicht die Mutter meines Sohnes gewesen. Formen wie diese konnte ich nicht zerstören. — Und als man ihr das Kind geraubt hatte, als sie vor Schmerz vergehen wollte, da verzieh ich ihr — ach, ich mußte es, ich liebte sie ja immer noch. — Dann glaubte ich an ihre Schuldlosigkeit — aber es zog das wahre Glück nicht wieder bei uns ein! Später sah ich meinen Sohn, man hatte ihn aus der Erde geholt, und ich zimmerte ihm den neuen Sarg! Hinweg mit dem Bilde, es erfreut mich nicht mehr. Ich habe Charlotte in seinen Armen gesehen —"

„Wen hast Du gesehen?"

„Ewald!"

„Man hat Dich betrogen, Balduin. Ewald hast Du gesehen, aber nicht Charlotten. Man hat durch unerhörte Mittel Dich gereizt und betrogen. Reinhardt, dem Du so rückhaltslos vertraut, hat die gräßliche Kabale geschmiedet! Ein Weib, in Gestalt und Haltung Charlotten ähnlich, lag in den Armen Ewald's, als der Verräther Dich auf die Galerie führte, von wo aus Du beobachten solltest. Charlotte hatte längst das Schloß verlassen — sie hatte der Welt ein Töchterchen geschenkt und lag krank bei einer Verwandten, die sich ihrer angenommen. Arm, wie sie gekommen, war sie gegangen. Nach dem, was Du wähnen mußtest, hattest Du einen gerechten Zorn auf sie, die scheinbar Untreue, geworfen. Dann gabst Du die Einwilligung zur Scheidung — und führtest eine ebenbürtige Gattin heim —"

„Du," rief Balduin, „Du vertheidigst Charlotten?"

„Weil ich Dein Glück will.“

„Benigna! Benigna!“

„Du haſt mich für Deine Feindin gehalten — jetzt will ich darthun, daß ich es nicht bin, und daß Ignaz, mein Bruder, Dir ehrlich zugethan.“

Balduin bedeckte einige Augenblicke das Geſicht mit beiden Händen.

Die edle Fürſtin fürchtete, daß der arme Gemal in Tobſucht verfallen würde. Sie ſank vor ihm nieder und ſah flehend auf zu ihm.

„Deine Liebe konnte ich mir nicht erringen,“ rief ſie ſchluchzend, „aber Achtung und Vertrauen darfſt Du mir nicht verſagen. Begreifſt Du auch Alles, Balduin? Bleibe ruhig, ſtelle die Dinge zuſammen — Du kannſt noch einmal glücklich werden, und Du mußt es. — Im Namen Gottes, bleibe ruhig! Ich habe gethan, was ich Dir, meiner Stellung und meinem Bruder ſchuldig bin!“

Er ließ die Hände ſinken.

„Charlotte iſt keine Verbrecherin?“ fragte er bebend.

„Nein!“

„Sie hat mich nicht betrogen?“

„Nein!“

„Dir glaube ich, Benigna!“

„Glaube mir, mein lieber Freund, mir nur! Ich hatte es mir zur Aufgabe geſtellt, die heilloſe Intrigue zu entwirren — es iſt mir gelungen. Ach, hätte ich Dein Leiden früher enden, hätte ich Dir die Gewißheit bringen können —“

Der Fürſt zog die Dame zu ſich empor.

„Dir glaube ich!“ ſagte er tief erſchüttert. „Ich faſſe die Dinge ſchon. — Edle, edle Fürſtin!“

Er küßte ihr bewegt die Hand.

„Von dieſem Augenblicke an tritt das Verhältniß ein, das herbeizuführen ich gewünſcht habe. Du biſt der Fürſt, ich die Fürſtin. Die Welt mag glauben, unſere Ehe ſei eine glückliche — ich leiſte auf das Glück Verzicht — betrachte mich als Deine Schweſter. Biſt Du zufrieden?“

„Ich bin es! Aber man ſagte mir, Charlotte ſei geſtorben?“

„Sie lebt, arm und verlaſſen, von ihrer Hände Arbeit ſich ernährend.“

„Charlotte, Charlotte — o, mein Gott!“

Er ſank erſchöpft in die Polſter zurück.

Benigna betrachtete den todtbleichen Mann.

„Es iſt genug!“ flüſterte ſie. „Weiter darf ich für jetzt nicht gehen. — Nach und nach wird ſich ſein Geiſt mit dem Gedanken vertraut machen, daß Charlotte ihm erhalten iſt.“

Zitternd drückte ſie einen Kuß auf die Stirn des Fürſten.

Nun rief ſie Ignaz und den Arzt. Die beiden Männer traten leiſe ein.

„Dort! dort!“ flüſterte ſie unter Thränen.

„Wie hat der gnädige Herr die Eröffnungen aufgenommen?“ fragte der Arzt.

„Er hat die erſte Liebe nicht vergeſſen.“

„Arme Schweſter!“ flüſterte Ignaz. „Du bringſt ein übermenſchliches Opfer!“

Der Arzt beſchäftigte ſich mit dem Kranken.

„Ich hoffe, daß eine heilsame Krisis eingetreten ist!“ flüsterte er zurück. „Die Ruhe ist ein gutes Zeichen.“

„Stören wir ihn nicht!“ sagte Ignaz, der den Fürsten mitleidig betrachtete. „Der arme Mann hat unsäglich viel gelitten.“

„Auch ich!“ flüsterte Benigna.

„Und was hast Du jetzt erreicht?“

„Mir ist die Gewißheit geworden, daß ich nur noch Fürstin bin.“

Ignaz ergriff die Hand der bleichen Frau.

„Schwester,“ sagte er bewegt, „ich trage die Schuld an Deinem Unglück, denn die Verbindung mit dem armen Balduin ist mein Werk —“

„Sprich nicht mehr davon!“ bat sie mild.

„Und doch muß ich es!“

„Hätte ich ihn nicht geliebt, die Konvenienz allein würde mich nicht bewogen haben, dem seltsamen Manne meine Hand zu reichen. Es ist geschehen und ich habe geduldet —“

„Wie eine edle, gottergebene Frau! O, wer hätte damals ahnen können, daß des Fürsten Herz nicht mehr frei war, daß er eine stille, aber tiefe Leidenschaft bekämpfte, die wir für angeborene Melancholie hielten. An Deiner Seite, hofften wir, sollte er sich dem Vollgenusse des Lebens wieder hingeben — es ist leider anders gekommen. Balduin ist also für Dich verloren?“

„Mir ist nur der Fürst geblieben!“

Benigna weinte still vor sich hin.

„Kannst Du mir verzeihen, Schwester?“

„Ich habe Dir ja nicht gezürnt. Hilf mir ferner, das

Werk der Heilung zu vollbringen, denn ich kann das ſtille Leiden des Fürſten nicht tragen. Und auch Sie, Doktor —"

„Meine Kunſt, edle Frau, iſt zu ohnmächtig! ich bewundere Ihren Heroismus, Ihre Reſignation! Sie entſagen aus Liebe zum Gemal — der Liebe!"

„Kann ich anders, um ihn zu heilen? Ich habe lange gekämpft. — Soll der Fürſt dem Jammer erliegen, den er mir zu verbergen geſucht?"

„Still, er erwacht!"

Ignaz gab ein Zeichen mit der Hand. Benigna und der Arzt zogen ſich in die Tiefe des Zimmers zurück, daß die Blicke des Kranken ſie nicht erreichen konnten.

„War es denn ein Traum?" fragte Balduin, der mit der Hand über die Stirn fuhr, als ob er ſich ermuntern wolle. „Dann war es ein ſchöner Traum. Ich habe Charlotten geſprochen, ſie war betrübt, kummervoll. — Ach, und Benigna! Ich habe zu viel, zu viel gewagt! Ich habe das hochherzige Weib betrogen! Mein Gott, mußte ich denn nicht? Mit dem feſten Willen, die Vergangenheit zu vergeſſen, habe ich ihr die Hand gereicht: aber der Wille ſcheiterte an der Schwäche des Herzens. Nun kennt Benigna das unſelige Geheimniß — Fügung, Fügung!" rief er bitter lachend. „Es fällt kein Sperling vom Dache, ohne den Willen deſſen, der ihn geſchaffen. — Mein Werk iſt nun zu Ende, das Waldſchloß, in dem ich eine glückliche Zeit verlebt, und ich war nur eingebildet glücklich, ſteht vollendet da, vollendet durch meine Hand — das hat ein Fürſt gezimmert und geſchnitzt! wird die Nachwelt ſagen. Er war Künſtler aus Neigung und hat ſeine Zeit wohl benützt. — Ich bin fertig! Was zögere

ich denn noch? Dort, in dem Sekretär, liegt mein Teſtament, man wird es ſchon finden. — Alles iſt bedacht, feſtgeſtellt — Benigna mag meinem Bruder die Hand reichen!“

Er verließ raſch ſeinen Platz und griff nach der Windbüchſe, deren Lauf er auf die Bruſt richtete.

„Balduin!“ ſchrie die hervorſtürzende Benigna.

Ignaz hatte ſich des Gewehrs bereits bemächtigt. Er ſchleuderte es durch das Fenſter in den Park.

Der Fürſt ſchien wieder in die Tobſucht zu verfallen. Er ballte die Fäuſte und ſtarrte zornig den Schwager an, der ihm die Waffe entriſſen hatte.

„Bin ich meiner ſelbſt nicht mehr Herr?“ rief er. „Wer wagt es, mich zu beherrſchen?“

Ignaz trat ihm würdevoll näher.

„Haſt Du die Worte vergeſſen, Balduin, die meine Schweſter Dir geſagt?“

„Benigna?“

„Verſchmähſt Du das Opfer, das ſie Dir bringt? Sie will Deine Schweſter ſein? Du haſt mich für Deinen Freund gehalten — nimm mich als Bruder hin. Charlotte lebt! Die unglückliche Charlotte! Du haſt ihr Verpflichtungen zu erfüllen. Erfülle ſie, denn jetzt kannſt Du es. Du, Benigna und ich, wir allein kennen das Geheimniß.“

„Charlotte wäre ſchuldlos? Sagte mir Benigna nicht ſo?“

„Ich wiederhole und beſtätige es.“

„Du, Ignaz?“

„Folge Deinem Herzen und ſei glücklich! Die Konvenienz hat Dich des Glückes beraubt; ſie mag es Dir nun zurückgeben. Ich ſelbſt werde Dir Charlotten zuführen.“

Balduin zitterte. Die Erinnerung mochte ihm ganz zurückkehren. Raſch reichte er Ignaz die Hand.

„O, wie unglücklich bin ich!“ rief er erſchüttert. „Ihr überhäuft mich mit Wohlthaten, und ich muß Euch mit Gleichgiltigkeit danken!“

„Sei ein Mann, Balduin!“

„Ich will es ſein!“ verſicherte der Kranke.

„Uebertrage der Fürſtin die Regierung, ich werde ihr zur Seite ſtehen — Du magſt reiſen mit Charlotten, Deiner erſten Frau, oder magſt ſtill in dem Waldſchloſſe wohnen.“

„Meiner erſten Frau!“ ſtammelte der Fürſt.

Ein kalter Schauder durchrieſelte ihn, indem er das Wort murmelte: „Bigamie!“

„Tröſte Dich, Freund, Du trägſt die Schuld nicht! Aber willſt Du uns Alle beruhigen, willſt Du Deinem Lande eine Wohlthat erzeigen, das unter den obwaltenden Verhältniſſen einer energiſchen Regierung bedarf, ſo ernenne die Fürſtin zur Regentin — Dein Rücktritt iſt leicht zu entſchuldigen — ſchütze angegriffene Geſundheit vor. Durch dieſen Schritt machſt Du den Agitationen Deines Bruders Ewald ein Ende, von dem die Verdächtigung Charlotte's zuerſt ausgegangen iſt. Nicht wir ſchmieden Ränke gegen Dich, wie Du wähnſt; Ewald allein iſt Dein Feind, der nach der Fürſtenkrone ſtrebt. Erkenne doch endlich Deine wahren Freunde. Wer hat ſo lange über Dich gewacht, ohne daß Du es wußteſt? Deine Gattin und Dein Schwager. Wir haben Deinen bizarrſten Launen gefröhnt, um Deine Ruhe nicht zu ſtören. Wir haben auch nach Charlotten geforſcht

und ſie endlich gefunden. Die Fürſtin hat Dir einen unzweideutigen Beweis geliefert, daß ſie Dich ſchätzt und ehrt, daß ſie Dein Glück will. Auf mich haſt Du den Verdacht geworfen, daß ich Dir nach dem Leben trachte — wollte ich Deinen Tod, mein armer Freund, ich würde Dir die Büchſe nicht entriſſen haben, deren Kugel Deine Bruſt durchbohren ſollte."

Balduin wiegte das Haupt, als wollte er ſagen: Das iſt wahr!

Ignaz fuhr fort:

„Aus meiner Hand empfängſt Du Deine erſte Gattin zurück, jene Charlotte, an der Dein Herz immer noch in Liebe hängt. Hältſt Du mich nun für Deinen wahren Freund?"

„Ja! Ja!" murmelte der Kranke.

„So ſei aufrichtig, Balduin!" rief Ignaz mahnend.

„Sprich, ſprich!"

„Wo iſt Dein Sohn?"

„Mein Sohn, der ſchöne blonde Knabe?"

„Derſelbe."

„Ich weiß es nicht! Man ſagt, Charlotte habe ihn in den Abgrund geſchleudert."

„Wer ſagt es?"

„Ein Augenzeuge."

„Und wer iſt dieſer Augenzeuge?"

„Mein Bruder Ewald, der jene Nacht in dem Waldſchloſſe verbrachte."

„Alſo Ewald! Du ſprachſt vorhin von einem Teſtamente — Balduin, übergib es mir, Deinem beſten Freunde —"

Der kranke Fürſt öffnete den Sekretär und holte ein Packet Papiere hervor, das mit einem ſchwarzen Bande umwunden war.

Dann fragte er zitternd:

„Iſt Charlotte unſchuldig, hat ſie mich nicht verrathen, hat ſie mir treue Liebe bewahrt? Ich gebe Alles hin für die Gewißheit, Charlotte hat mich wahrhaft geliebt. Sieh', Ignaz, der Zweifel nagt mit giftigem Zahne an meinem Herzen, er zerfleiſcht es nach und nach und macht mich wahnſinnig. Woran ſoll ich denken? Oft kommt eine ſchwarze Wolke, die ſelbſt die heitere Sonne der Kunſt verhüllt, die ich übe. Dann habe ich keine Ruhe — Ich ſehe mein todtes Kind mit zerſchmetterten Gliedern, ich ſehe Charlotten, die an der Bruſt eines Andern ruht — Ich bin unglücklich. Doch nun laßt mich allein. Fordert nicht auf einmal zu viel von mir. Aber habt Ihr mich betrogen, habt Ihr mir Dinge und Verhältniſſe vorgeſpiegelt, die nicht exiſtiren, dann —"

Sein Auge flammte wieder auf und ſeine Hand hob ſich drohend.

„Ich ſelbſt führe Dir Charlotte zu!" rief Benigna.

Balduin wandte ſich ſchmerzlich ab.

„Ach, ich bin doch recht elend!" rief er, ſich auf den Divan werfend.

Der Arzt bat, man möge ihn mit dem Kranken allein laſſen. Die beiden anderen Perſonen zogen ſich zurück.

„Doktor," ſagte der Fürſt, „ich werde noch nicht reiſen!"

„Gnädiger Herr, wie ſind Sie zu der Windbüchſe gekommen?" fragte der Arzt.

„Ich habe sie in diesem Zimmer vorgefunden. Glauben Sie, ich könne mit einem solchen Instrumente nicht umgehen?“

„Ich glaube nichts, ich will nichts glauben; aber ich muß Sie bitten, jede starke Erregung zu vermeiden, wenn anders ich Sie dem frohen Augenblicke erhalten soll, der Sie mit Charlotten zusammenführen soll.“

„Charlotte, Charlotte! O, dieser Name hat einen wunderbaren Klang! Mich tröstet Eins, Doktor,“ fuhr der Fürst in einem völlig veränderten Tone fort.

„Was?“

„Ich glaube doch, man trachtet mir nicht nach dem Leben.“

„Und ich bin fest überzeugt davon!“ versicherte der Greis. „Wer könnte auch ein Interesse daran haben?“

„Ignaz hat mir das Gewehr entrissen —“

„Weil er Sie noch lange erhalten will.“

„Und Benigna bringt mir Charlotten. Ja, Beide wollen mein Glück; ich bin nun überzeugt davon. Mit ihr wohne ich im Waldschlosse — sie soll die Kunstwerke sehen, die ich geschaffen habe. Aber Doktor,“ fragte er ganz leise, „wo ist mein Sohn?“

„Ihr Sohn?“

„Der schöne, blonde Knabe.“

„Er lebt bei der Mutter, die ihn erzogen hat.“

„Nun ist er kein Knabe mehr —“

„Er ist ein stattlicher Mann geworden, ähnlich seinem Vater.“

„Bringt ihn Charlotte mit?“

„Gewiß! Gewiß!“

„Ach, wenn ſie mich nur nicht verrathen hat!“

„Ich verbürge mit meiner Ehre, daß Charlotte Ihnen ſtets treu geweſen. Sie ſelbſt haben ſich mit Schreckbildern gepeinigt, die nicht exiſtiren. Nun ruhen Sie, erholen Sie ſich und geben Sie ſich den Freuden des Lebens wieder hin.“

„Führen Sie mich in den Park; ich will die freie, friſche Luft genießen.“

Man ſah den Arzt und den Kranken ſpäter in den Wegen des Gartens. Für diesmal hoffte man eine vollkommen glückliche Wendung der Krankheit, die ſchon oft ſich zum Beſſern geneigt, plötzlich aber in die alte Bahn zurückgetreten war.

Das Auffinden Charlottens befeſtigte die Hoffnung der edlen Gattin, die bis jetzt vergebens ein Mittel geſucht, die Schwermuth des unglücklichen Fürſten zu verſcheuchen. Es hatte langer Jahre bedurft, um die ſo eben beſchriebene Szene vorzubereiten.

Die Windbüchſe hatte der Arzt ſelbſt in das Zimmer gebracht; man hatte ſich ihrer bedient, um den Kranken zu überzeugen, daß ſein Schwager ihm nicht nach dem Leben trachte.

„Nun darf ich es wagen,“ ſagte Benigna zu dem Bruder. „Ich ſuche die unglückliche Frau auf, von mir ſoll ſie erfahren, wie wir ſie für das namenloſe Leid zu entſchädigen gedenken, das eine verruchte Intrigue ihr zugefügt. Von mir — die Frau ſpricht zu der Frau!“

Ignaz ergriff ſanft die Hand der Fürſtin.

„Schweſter, haſt Du Dein Herz auch ernſtlich geprüft!“ fragte er traurig. „Begreifſt Du auch ganz das Opfer, das Du bringſt? Fühlſt Du, daß Du ſpäter nicht bereuen wirſt? Iſt Charlotte einmal dem armen Balduin zugeführt, hat ſein Geiſt die Wirklichkeit nur annähernd richtig erfaßt, dann iſt er für Dich verloren.“

„Glaubſt Du, Bruder, ich ſei nicht mit mir zu Rathe gegangen? Die Milderung der Krankheit iſt nur durch das angegebene Mittel möglich, vielleicht ſogar die völlige Heilung. Dann iſt mein heißer Wunſch erfüllt. Balduin liebt mich nicht, ſein kranker Geiſt hängt immer noch an dem Gegenſtande ſeiner Jugendliebe. — Welchen Vortheil habe ich, wenn er krank bleibt? Der Jammer verzehrt mich bei dem traurigen Anblicke, und wird der Zuſtand des Fürſten bekannt, den geheim zu halten es uns bis heute durch die gewandteſten Mittel gelungen, dann trägt Ewald den Sieg davon — er, mein tödtlich gehaßter Feind! Unglücklich bleibe ich, wie es auch kommen möge. — Balduin ſoll wenigſtens nicht mit mir leiden, denn, geſtehe es nur, Bruder, wir Beide ſind nicht ganz ohne Schuld. Wir haben ſie theils geſühnt, theils ſühnen wir ſie noch. Gebe Gott, daß es mir gelinge, durch äußern Glanz den Jammer des Herzens zu erſticken. Bedenke, was ich gelitten habe! Bedenke, was ich noch leiden muß, wenn dem Gemal die Gemüthsruhe nicht zurückgegeben wird. Ich habe ihn ſchon längſt verloren; muß es mich nicht freuen, wenn ich den Armen glücklich ſehe? Mein Entſchluß ſteht unerſchütterlich feſt: ich gehe zu Charlotten. Sorge Du, daß die Doppelehe nicht bekannt werde. Vergiß auch nicht, das Verhältniß zu erforſchen, in dem Balduin

zu dem verstorbenen Zimmermann stand. Ach, dort kommt meine Mutter! Gehe, Bruder, an die Geschäfte; ich werde suchen, mich mit der alten Dame zu unterhalten."

Sechstes Capitel.

Im Forsthause.

Louise hatte ihre Korrespondenz mit Albert fortgesetzt. Statt in der Weide, fand sie nun die Briefe unter der Schwelle der Gartenthüre.

Eines Morgens erhielt sie folgende Zeilen:

„Ich muß Dich sehen, Louise, wenn ich nicht umkommen soll. Ach, die Sehnsucht nach Dir verzehrt mich. Könnte ich kommen, ich würde nicht einen Augenblick zögern — komme Du zu mir, nur für einen Augenblick. Schreibe mir, wenn es Dir möglich ist. Dann sende ich Dir einen Boten, einen zuverlässigen Mann."

„Er lebt, er lebt doch!" dachte das entzückte Mädchen. „Ich soll ihn wiedersehen! Aber mein Gott, wenn das Ganze Betrug, vielleicht eine Schlinge wäre, die boshafte Menschen mir legen? Nein, ich will nicht feig sein; jetzt liegt es in meiner Hand, die Wahrheit zu ergründen, und

ich will nicht zögern. Wie aber fange ich es an, mich für einen Tag zu entfernen, ohne der Mutter Sorgen zu bereiten?“

Der Zufall, dieser Beschützer der Liebenden, kam ihr zu Hilfe.

Mittags sagte die Mutter:

„Die Mama ist so weit wieder hergestellt, daß sie ausfahren kann. Der Arzt hat ihr frische Luft verordnet. Wir werden morgen Früh sechs Uhr nach Buchau fahren und dort den ganzen Tag in dem Häuschen verbringen, das Mama geerbt hat. Du, Louise, wirst das Haus hüten.“

Das war ihr schon recht.

„Was willst Du, mein Kind?“

„Ist denn der Pflegesohn des alten Brand wirklich verschwunden?“

„Man sagt, er habe sich das Leben genommen.“

Louise suchte ihre Angst zu verbergen.

„Wer sagt es?“

„Der Vater.“

„Das wäre gräßlich.“

„Kümmert's Dich, Mädchen?“

„Nein.“

„So schweige.“

„Ein Selbstmord bleibt doch immer ein Ereigniß, das den denkenden Menschen mit Entsetzen erfüllt. Vermuthet man nicht, was den jungen Mann dazu getrieben?“

„Vielleicht der Groll über die verloren gegangene Erbschaft. Der Bursch wollte hoch hinaus, wollte großartig den Architekten spielen und verachtete das Schurzleder. Man

kennt das. Wie der Vater gehört, hat man die verweſte Leiche eines jungen Mannes aus dem großen Teiche der Fabrik gezogen — das wird wohl der ſaubere Herr Brand geweſen ſein. Nun, Gott hat es ſo gefügt, und wir wollen den Todten weiter nicht verdammen, der ſanft ruhen möge."

Der Eindruck läßt ſich denken, den dieſe Nachricht auf die arme Louiſe ausübte. Sie ging in ihr Stübchen und weinte. Sie hatte lange nachgedacht. Endlich ergriff ſie die Feder und ſchrieb:

„Ich komme, mein Geliebter! Sende mir morgen Früh halb ſieben Uhr den Boten, der mich zu Dir führt. Er mag mich an der Gartenthüre erwarten. Louiſe."

Sie faltete das Briefchen in der gewohnten Weiſe.

„Ich muß Gewißheit haben um jeden Preis!" dachte ſie. „Iſt Albert todt, ſo gilt es mir gleich, ob ich einer Gefahr entgegen gehe oder nicht — lebt er, und die Briefe haben mich nicht betrogen, dann bin ich glücklich! Ach, ich bin doppelt glücklich, denn ich kann dann den Verdacht gegen den Vater ſchwinden laſſen. Und ſo werde ich gehen!"

Der Tag verfloß.

Abends kam der Vater, wie gewöhnlich, trunken nach Hauſe. Auch er erzählte von der aufgefundenen Leiche.

„Cöleſtine," rief er, „Du biſt bibelfeſt —"

„Laß das dieſen Abend, Konrad!" unterbrach ihn verdrießlich die Gattin. „Du profanirſt die heilige Schrift, wenn Du im erregten Zuſtande darüber ſprichſt."

„Bin ich erregt, Frau?"

„Dein Geſicht glüht wie Feuer und Dein Athem riecht nach Wein."

„Immerhin, Frau. Ich will wiſſen, ob mit dem Tode Alles aus iſt oder nicht.“

Louiſe ſchauderte zurück.

Meiſter Gerold blies große Rauchwolken aus ſeiner Zigarre und die bibelfeſte Frau, die vor Groll blaß geworden, ſtrickte ſo heftig, daß die Nadeln klapperten. Sie konnte ſich nicht beherrſchen.

„Vermeſſener!“ rief ſie nach einer Pauſe, in welcher der Groll zum Durchbruch gekommen. „Schon der Gedanke, der leiſeſte Zweifel iſt ſträflich. O, man kennt die Verderbtheit der Welt. Sie will das ewige Gericht wegphiloſophiren, weil ſie es fürchtet und ſucht einen Troſt in dem gräßlichen Satze: Mit dem Tode iſt Alles aus! Nein, mein Freund, mit dem Tode geht das Leben des Menſchen erſt an. Unſer Daſein auf der Erde iſt die Vorbereitung dazu.“

Meiſter Gerold brach in wildes Lachen aus.

„Weibergewäſch! Die Naturforſcher ſprechen anders!“

„Weil ſie Frevler, vermeſſene Sünder ſind! Nun ſchweige, Konrad, ich kann ſolche Dinge nicht hören!“

Konrad ſchwieg; aber er ſtarrte ſo düſter vor ſich hin, als ob das Gewiſſen den Nebel zerſtreute, den der Wein um ſeinen Geiſt gelegt.

Gegen neun Uhr ſchlüpfte Louiſe aus dem Hauſe; ſie brachte ihr Briefchen unter die Schwelle der Gartenthüre. Das Geſchäft war in einer Viertelſtunde abgethan.

Als ſie heim ging, betrachtete ſie die Sterne, die in köſtlicher Klarheit an dem tiefblauen Nachthimmel ſtanden. Zwiſchen ihnen zeigte ſich die Sichel des Mondes, mildes Licht verbreitend.

„Hat nicht ein weiser und allmächtiger Schöpfer alle dieſe Weltkörper hervorgebracht, die regelmäßig, nach unveränderlichen Geſetzen, ihre Bahn durchlaufen? Wer erhält, wer beherrſcht ſie? Nein, nein, der Vater hat Unrecht — es gibt einen Gott, und Gott wird den Geiſt des Menſchen nicht umkommen laſſen. Wir ſehen uns in jener Welt wieder. Guter Gott! verzeihe meinem Vater; gib, daß ich morgen Nachrichten bringe, die ihn beruhigen. Die Gewiſſensangſt, die Verzweiflung ſpricht aus ihm!“

Hätte nicht die Liebe ſchon den Entſchluß, mit dem Boten zu gehen, feſtgeſtellt, das Mitleiden mit dem Vater würde es vollbracht haben.

Louiſe erreichte unbemerkt ihr Stübchen. Nachdem ſie Hut und Mantel abgelegt, ging ſie noch einmal in das Wohnzimmer.

Der Vater ſaß feſt ſchlafend in dem Sopha, die Mutter trug die Ausgaben, die ſie in den letzten Tagen gemacht, in ein Buch. Man mußte es ihr nachrühmen, daß ſie auf Ordnung hielt.

„Zu Bett, Louiſe,“ ſagte ſie gegen zehn Uhr; „wir müſſen zeitig aufſtehen. Punkt ſechs iſt der Wagen beſtellt, der uns nach Buchau bringt.“

Die Nacht verging.

Schon vor fünf Uhr am nächſten Morgen weckte Frau Gerold die Domeſtiken. Mit dem Schlage ſechs kam der Wagen, den Frau Gerold und Frau Wiprecht beſtiegen. Nun machte Louiſe raſch Toilette. Sie ſchloß ſich dem Vater an, der um dieſe Zeit nach dem Zimmerplatze zu gehen pflegte.

„Warte dieſen Mittag nicht auf mich," ſagte er beim Abſchiede, „ich werde auf der Zuckerfabrik ſpeiſen, wohin mich ein Geſchäft führt."

Das war der armen Braut ſchon recht; ſie hatte nun für den ganzen Tag freie Hand. Bald ſtand ſie an der Gartenthür. Wie peinliche, ſeltſame und poetiſche Augenblicke hatte ſie hier verlebt! Hier hatte ſie mit einem Todten verkehrt, hatte ſelbſt, ſo wähnte ſie, ſeine Hand berührt; und nun harrte ſie eines Boten von ihm, von Albert, der noch lebte. Sie konnte es kaum über ſich gewinnen, an die Wirklichkeit deſſen, was geſchehen, zu glauben. Der leere Platz, wo ſonſt die Weide geſtanden, erfüllte ſie mit Wehmuth. An jenem Orte hatte ſie ja auch mit ihm geſprochen, hatten ſie ſich die Verſicherung ewiger Liebe gegeben.

Auf dem Thurme der nahen Pfarrkirche ſchlug es halb ſieben.

Louiſe erſchrak.

„Ob er pünktlich ſein wird?" fragte ſie ſich.

Sie zog den Schleier vor das Geſicht, denn ein kleiner Mann trat raſch in die Gaſſe und näherte ſich der Gartenthür. Es war Fabian. Er trug einen eleganten Zivilanzug. Grüßend zog er ſeinen braunen Filzhut. Dann überreichte er ein zierliches Briefchen. Louiſe war erſtaunt, daß der Bote nicht ſprach. Sie las indeß den Brief.

„Vertraue, meine Geliebte, dem Boten; er wird Dich ſicher zu mir führen. Der arme Fabian kann nicht ſprechen, aber er iſt treu wie Gold. Mit Sehnſucht zähle ich jede Stunde, jede Minute. Eile zu Deinem — Albert."

Das war wiederum eine Ueberraſchung. Albert ſandte einen ſtummen Boten. Unwillkürlich fragte ſie den Stummen:

„Sie können nicht ſprechen?“

Fabian zuckte mit den Achſeln, als ob er ſagen wollte: „Leider!“

„Ihnen kann ich mich alſo anvertrauen?“

Der kleine Mann legte die rechte Hand auf die linke Seite der Bruſt und verneigte ſich. Dann deutete er auf den Brief, der ſeine Empfehlung enthielt.

„Haben wir weit?“

Fabian verneinte es durch ein Zeichen mit dem Kopfe.

„Ich bitte, führen Sie mich!“

Der Stumme ließ ehrerbietig die Dame rechts gehen; er kannte als galanter Kavalier ſeine Pflicht. Die Zaungaſſen zwiſchen den Gärten waren bald zu Ende. Man ging noch einen ſchmalen Weg an einer Hecke hin und kam auf einen Raſenplatz. Hier hielt ein eleganter, mit zwei muthigen Pferden beſpannter Wagen. Der bärtige Kutſcher ſaß ſtolz auf ſeinem hohen Bocke, ohne ſich zu rühren. Fabian öffnete ehrerbietig den Schlag und forderte durch eine Handbewegung auf, einzuſteigen.

Louiſe ſaß in den mit gelber Seide überzogenen Polſtern.

Fabian ſchloß die Thür, der Wagen rollte federleicht davon.

Nun trat ein Mann aus der nächſten Gaſſe hervor. Er hatte Alles geſehen.

„Wetter,“ murmelte er, „die Tochter des Zimmermeiſters fährt in einem ſolchen Wagen! Und ſchon ſo früh!

Das hat etwas zu bedeuten! Ich komme doch immer zu ſpät.“

Es war Fritz Blei, der am hellen Morgen von einem Zechgelage zurückkehrte; ſein Rauſch war ſchon ſo weit verflogen, daß er hören und ſehen konnte.

„Wunderliche Dinge!“ murmelte er. „Das muß ich dem Herrn Intendanten ſagen. Die vornehme Kutſche, die ſchönen Pferde, der bärtige Kutſcher, der kleine Herr, der den Wagen öffnete — dies Alles muß ich mir merken. Die Zeche von dieſer Nacht wäre verdient. Wäre ich gut zu Fuß, ich liefe dem Wagen nach.“

Fritz taumelte weiter, dem Waſſerthore zu, wo er wohnte.

Louiſe ſaß ſinnend in dem Wagen. Sie hatte den Schleier zurückgeworfen und betrachtete durch die Spiegelſcheiben die Landſchaft, um zu wiſſen, wohin ſie gebracht wurde.

Eine Zeit lang blieb der Wagen auf der Chauſſee; dann aber bog er ab und rollte durch das Feld. Nun war es aus mit ihrer Ortskenntniß; ſie kannte keines der Dörfer, die rechts und links in den üppigen Feldern lagen. Hier und dort waren fleißige Landleute beſchäftigt, das Korn zu mähen. Auf anderen Flächen arbeiteten große Gruppen von Frauen und Kindern; es waren die zu der Zuckerfabrik gehörigen Felder, die einen Umfang von mehreren Stunden hatten. Das Schauſpiel menſchlicher Thätigkeit zerſtreute die Reiſende für einige Zeit. Pfeilſchnell flog der leichte Wagen dahin.

„Mein Gott!“ rief Louiſe plötzlich. „Man entfernt mich weit von der Stadt!“

Sie sah nach ihrer Uhr. Länger als eine halbe Stunde hatte der Wagen sie im Fluge davongetragen. Und die Arme hatte geglaubt, Albert wohne, wenn auch nicht in der Stadt, doch ganz in der Nähe derselben. Sollte man tückisch eine Entführung beabsichtigen? Dieser Gedanke fiel dem jungen Mädchen schwer auf das Herz; es fühlte sich geneigt, den Muth zu bereuen, mit dem es auf den Plan eingegangen. Sie hätte wenigstens größere Garantien für ihre Sicherheit fordern sollen, als den Brief, der nachgeahmt sein konnte.

Der Wagen rollte durch eine Allee alter Obstbäume. Zu beiden Seiten zeigten sich Arbeiter. Dann verschwand das Feld und ein herrlicher Eichenforst begann.

Der Weg ward uneben und mußte häufig von Gräben durchschnitten sein, da der Wagen leichte Stöße erhielt. Dies aber beeinträchtigte den Lauf desselben nicht. Die Hufschläge der Pferde blieben gleich rasch.

Louise sah um sich. Ueberall standen hohe Bäume, deren Zweige sich zu einem Gewölbe vereinigten. Eine angenehme Dämmerung herrschte in dem duftigen Raume. Die Reisende suchte sich durch den Gedanken zu trösten: „Albert ist wahrscheinlich der Sohn einer reichen Familie.“ Er konnte ja auf einem schönen Landsitze wohnen, konnte krank gewesen sein und sich erholen wollen. Sie betrachtete den Ring. Ein solches Geschenk konnte nur der Sohn einer reichen Familie machen.

„Du lieber Gott,“ flüsterte sie seufzend, „was werde ich erfahren! Ich reise wie eine Fürstin, und doch ist mir das Herz so schwer, als ob ich einer Gefahr entgegenginge!“

Der Wagen rollte über eine Brücke.

Louise erschrak.

Plötzlich ward es hell; der Wald war verschwunden. Heller Sonnenschein drang durch die Fenster des Wagens, der sanft über weichen Rasen rollte und dann hielt.

Louise sah nach der Uhr.

Sie war genau eine Stunde gefahren.

„Was wird nun werden?“ dachte sie. „Ob ich am Ziele bin?“

Das Ziel war erreicht.

Fabian öffnete den Schlag. Durch freundliche Mienen lud er zum Aussteigen ein. Das junge Mädchen sprang zu Boden.

„Wo bin ich denn?“

Der Stumme deutete auf ein altes, aber freundliches Haus, über dessen Thür ein riesiges Hirschgeweih prangte. Die Wände waren so dicht von Weinreben überzogen, daß man kaum die Fenster gewahren konnte. Eine ungeheuere Linde, die jenseits stand, hing ihre dichtbeblätterten Zweige über das Dach, das mit hellgrauem Schiefer gedeckt war. In der Thür stand eine große dicke Frau mit kugelrundem Gesichte. Ihre Wangen glichen rothen Franzäpfeln. Eine schneeweiße Schürze, die zugleich den hohen Busen bedeckte, schloß den starken Körper ein. Seelenvergnügt betrachtete die Frau die junge Dame, die noch ängstlich an demselben Platze stand, als der Wagen schon hinter dem Hause verschwunden war.

„Kommen Sie nur, mein Fräulein,“ rief eine wahre Mannesstimme, „kommen Sie nur, wir haben Sie erwartet!“

Louise betrat die Hausflur.

Ueberall zeigten sich Hirschgeweihe, ausgestopfte Vögel und sonstige Jagdtrophäen, die wohlgeordnet die grauen Steinwände schmückten. Ein zahmes Reh sprang heran und beschaute die fremde Dame mit großen, klugen Augen. Es war so heimisch, so gemüthlich in dem Hause, daß Louise ihre Angst schwinden fühlte. Die dicke Frau, die einer Fleischerin glich, sie trug ihre vollen und gerötheten Arme nackt, lächelte immer noch.

„Ein treues Thier!“ meinte sie, auf das Reh zeigend. „Betrachten Sie nur das Auge, mein Fräulein!“

Aber das Fräulein hatte keine Lust, das gepriesene Reh zu betrachten.

„Wo ist der Herr, der mich begleitet hat?“

„Sie meinen den stummen Fabian?“

„Ja!“

„Den lassen Sie nur laufen; aber ich rathe Ihnen, dem Rehe zu folgen, das Sie gut führen wird. Hanns, voran, in den Garten.“

Das Reh blickte auf.

Die Frau wiederholte den Befehl. Da sprang das Thier durch die entgegengesetzte Thüre in den Hof, leckte aus einem Steintroge, der neben dem Brunnen stand, und lief in den Garten.

Louise folgte. Ein schattiger Laubgang nahm sie auf, der durch die ganze Länge eines Gemüsegartens führte. Hanns sprang bald hier, bald dorthin, daß die Schelle an seinem dunkelrothen Halsbande laut erklang. Der Gang mündete in eine große Laube. Als Louise in den Eingang dieser Laube trat, sah sie einen jungen Mann in einem Lehnstuhle sitzen. Die

linke Hand desselben stützte den Kopf, die rechte spielte mit dem Reh, das sich die Liebkosungen ruhig gefallen ließ. Sollte dieser elegant gekleidete Mann Albert sein? Das war sein krauses schwarzes Haar, sein schlanker Wuchs. — Aber warum erwartete er die Geliebte nicht, von der er doch wußte, daß sie ankommen würde? Warum saß er sorglos und träge in dem bequemen Stuhle? Er mußte es doch wohl nicht sein; wäre er es, so hätte er die Minuten und die Sekunden bis zur Ankunft der Braut zählen müssen. Vielleicht war er noch krank. Louise wußte nicht, was sie beginnen sollte. Und es kam auch Niemand, der den Vermittler machte. Jetzt saß der junge Mann völlig regungslos; er hatte keine Aufmerksamkeit mehr für das Reh, das sich einige Augenblicke in der Laube tummelte und dann in den Garten hinaussprang, wo es zwischen den Büschen verschwand.

Eine peinliche Angst hatte sich der armen Braut bemächtigt. Wie anders hatte sie sich den Empfang nach der langen Trennung gedacht, nach dem Herzensweh, nach der Sehnsucht und dem Hoffen und Harren. Jener dort konnte doch wohl Albert nicht sein. Jetzt ließ er das Haupt tief auf die Brust herabsinken und schrieb mit einem Stocke Buchstaben in den Sand. Dann erhob er sich und trat an eine Oeffnung der Laube, die eine Aussicht nach dem Walde gestattete.

„Der Wagen kommt noch nicht zurück!“ murmelte er so laut, daß es Louise deutlich verstehen konnte. „Fabian muß auf Hindernisse gestoßen sein — er wartet vielleich vergebens an der Thür des Gartens. Ach, Louise, wenn Du den armen Zimmermann vergessen hättest! Oder wenn man

mir Briefe gebracht, die nicht von ihr, die eine geſchickte Hand nachgeahmt —"

Er lehnte ſich an eine der Linden, deren Zweige die Laube bildeten. Feſt und unverwandt ſah er nach dem Walde.

„Und doch iſt's Albert!" dachte Louiſe, von einem Wonneſchauer durchbebt. „Er erwartet mich!"

Sie näherte ſich ihm, der ihr den Rücken zuwandte.

„Albert!" rief leiſe das junge Mädchen.

Er zuckte zuſammen.

Nun wandte er ſich um.

Sie ſah ſein bleiches Geſicht, das ein ſchwarzes Bärtchen ſchmückte. Wie hatte er ſich verändert.

„Louiſe!" ſchrie er auf.

„Ich bin's, Albert!"

Er ſchwankte ihr entgegen. Die Kraft des Rekonvaleszenten reichte nicht aus — er brach zuſammen, er lag vor ihr auf den Knieen, die bebenden Arme emporgeſtreckt. Sie ſank neben ihm nieder — feſt umſchlang ſie ſeinen Hals — Lippe brannte auf Lippe, Herz ſchlug an Herz.

„Du lebſt! Du lebſt!" ſchluchzte endlich Louiſe. „Wie ſoll ich Gott danken für das mir gewordene Glück!"

„Biſt Du es denn auch, Louiſe?" fragte er, nachdem er ihre Wangen ſtürmiſch mit Küſſen bedeckt hatte.

„Gewiß, ich bin da!"

„Laß mich in Dein treues Auge ſehen, Deine Stirn, Deine Hand berühren! Du biſt es wirklich, Louiſe! Ich habe furchtbar gelitten; nun leide ich nicht mehr. Die Tage des Jammers ſind vorüber. Aber auch Du biſt bleich geworden

— Deine blühenden Wangen sind nicht mehr — habe ich Dir Kummer bereitet? Lege es mir nicht zur Last — ich konnte nicht kommen, ich bin schon todt gewesen. —"

„Herr Gott im Himmel!"

„Man hatte Böses mit mir im Sinne."

„Beklage Dich jetzt nicht, Albert."

„Nein, nein!"

„Freuen wir uns des Wiedersehens. Ach wie bleich Du bist, armer Freund!"

Weinend küßte sie ihm die hageren Wangen. Sie wollte nicht klagen, aber sie weinte bitterlich wie ein Kind, das sich nicht zu fassen vermag. Ihre Thränen netzten sein Gesicht.

„Ich habe Dich als todt beweint!" flüsterte sie.

„Laß das, laß das!" rief nun Albert. „Ich will Dein Lächeln sehen, Deine freudige Stimme hören, daß ich selbst mich freuen kann. Die Angst bevor Du ankamst, hat mich fast getödtet. Dorthin, nach dem Walde, starrte ich, wo der Weg ausmündet — von dort mußte der Wagen kommen, die Minuten wurden mir zu Stunden — jedes Geräusch erschreckte mich — Aber der Wagen blieb aus! Da riefst Du mich — Deine Stimme klang wie aus dem Himmel — Ich habe sie oft so im Traume gehört — Du erschienst mir im weißen Kleide, einen Rosenkranz im Haar — ich wollte mit Dir sprechen, aber Du antwortetest nicht — dann wieder lagst Du, wie jetzt, an meiner Brust —"

Sie neigte ihr Köpfchen und flüsterte: „Hier möchte ich immer ruhen; ich kann ohne Dich nicht leben!"

Wie im Krampfe hielt er das geliebte Mädchen umschlungen.

„Trägſt Du meinen Ring?“ fragte er haſtig.

„Hier! Hier!“

Sie zeigte ihm das Juwel.

„Und den Deinigen?“

„Nimm ihn, Albert, ich habe ihn mitgebracht.“

Louiſe ſteckte ihm einen einfachen Goldreif an den Finger.

„So koſtbar, als der Deinige, iſt er nicht,“ fügte ſie erröthend hinzu; „aber er iſt doch immer ein Verlobungsring.“

„Meine verlobte Braut!“ rief Albert aus. „Verbinden wir uns heute für immer —“

„Für das ganze Leben!“

Nach einer innigen Umarmung erhoben ſie ſich; Louiſe mußte den Rekonvaleszenten unterſtützen. Arm in Arm gingen Beide durch den Garten, der von einer ſtärkenden Waldluft erfüllt war. Ein wahrer Gottesfrieden lag über der ſtillen Landſchaft. Bienen und Käfer ſummten, muntere Vögel ſangen in den Obſtbäumen, deren Zweige eine Fülle von Früchten beugte. Hoch oben im blauen Aether ſchwebte ſchwirrend die Lerche, und tiefer ſchoß die Schwalbe vorüber, in zarten Tönen pfeifend vor Luſt.

Die Liebenden ſprachen nicht; ſie unterhielten ſich durch zärtliche Blicke und Händedrücke. Gab es denn auch Worte für die Seligkeit, die ſie empfanden? Louiſe ging an der Seite des Geliebten, den ſie für todt gehalten; Albert drückte die Hand des Mädchen, das ihm ein hartes Schickſal ſtreitig zu machen ſuchte. Nie hat wohl eine Trennung unter traurigern Umſtänden ſtattgefunden — wie wunderbar mußte das Wiederſehen ſein, das Beide noch im letzten Augenblicke bezweifelten.

Und nun waren sie beisammen, treu, liebend und glücklich, in einer paradiesischen Gegend.

„Du bist erschöpft," sagte Louise.

„Meine Kräfte nehmen mit jedem Tage zu."

„Wo lassen wir uns nieder?"

Albert bezeichnete einen schmalen Fußpfad, der sich zwischen Beeten, die mit türkischem Waizen bepflanzt waren, fortwand.

„Gehen wir noch zwei Minuten weiter. Dann erreichen wir mein Lieblingsplätzchen."

An das Beet grenzte ein Hügel und auf diesem Hügel stand eine kugelrunde Linde. Der Weg zog sich in sanften Windungen empor. Die Bank unter der Linde bot ein reizendes Plätzchen. Ueber den Gartenzaun hinweg sah man eine fette Wiese, die einen Einschnitt in den Eichenforst bildete. Ein Rudel Rehe graste auf dem dunkelgrünen, mit gelben Blumen durchwebten Teppich. Die schlanken Thiere zeigten keine Furcht; sorglos näherten sie sich dem Zaune, um von den Blättern zu pflücken.

„Hier habe ich oft von Dir geträumt!" sagte Albert.

Er zeigte auf eine Sprosse der braunen Bank. Mehr als zehnmal war der Name Louise eingeschnitten. Und Louise stand in dem weißem Sande geschrieben, der den Boden bedeckte.

„Warum verfolgt man Dich?" fragte sie weinend. „Warum trachtet man Dir nach den Leben?"

„Noch weiß ich es nicht," antwortete traurig der junge Mann. „Ein dichter Schleier ruht über der Vergangenheit —"

„Zerreiße den Schleier!"

„Ich habe gelobt, mich ruhig zu verhalten.“

„Wenn man Dir nun ſagt, Du biſt der Sohn einer vornehmen Familie?“

„Das hoffe ich!“

„Wenn Deine neue Stellung Dir verbietet, mich zu lieben?“

„Dann werde ich die Stellung aufgeben!“

„Albert! Albert!“

„Dann bleibe ich der ſchlichte Zimmermann, der mit Beil und Winkelmaß ſein Brod verdient. Aber, Louiſe, wenn man Dir verbietet, den Zimmergeſellen zu lieben?“

„Wer kann es mir verbieten?“

„Dein Vater iſt ſtolz, Deine Mutter will nur einen reichen Schwiegerſohn —“

„Ich aber begnüge mich mit dem Zimmergeſellen und müßte ich mit ihm — betteln gehen!“

Sie legte ihr Haupt an ſeine Schulter.

Albert drückte ſie innig an ſich.

„Und ich glaube Dir, meine liebe Braut!“ rief er gerührt.

„Ich will keinen Reichthum.“

„Auch ich gebe ihn hin, wenn ich ihn durch die Entſagung meiner Liebe erringen ſoll. Für mich gibt es nur eine Lebensbedingung — Du mußt meine Frau werden!“

„Denke an den Stand, dem Du möglicherweiſe angehören kannſt —“

„Und wäre ich der Sohn eines Fürſten!“

„Albert!“

„Ich ließe nicht von Dir! So war ich an Gott glaube, der mir das Leben erhalten hat.“

„Auch ich ſchwöre Dir!“ rief Louiſe.

Nun erzählte Albert ſeine Unglücksgeſchichte, die Louiſe zu wiſſen verlangte; er gedachte dabei des Zimmermeiſters ſo ſchonend als möglich.

„Mein Vater hat Dich geſchickt!“ ſtammelte ſie.

„Er hat gewiß nichts Arges dabei gedacht.“

„Es iſt gut, daß Du hier bleibſt, Du darfſt nicht nach der Stadt kommen. Dort lauern tückiſche Feinde. Aber ich ſorge für Deine Sicherheit, ich, Dein treues Mädchen. Und auch das Vermögen der alten Wiprecht ſoll Dir werden, denn es gehört Dir, dem Sohne Brands. Jetzt, Albert laß' Deine Braut handeln —“

„Was willſt Du thun, Louiſe?“

„Noch weiß ich es nicht. Aber beruhige Dich, lebe Deiner Geſundheit und vertraue auf mich. Der gnädige Herr, den ich in Deinem Häuschen geſprochen habe, hat mir mit ſeinem Worte gebürgt, daß er für Dein Beſtes ſorgen wolle — wir können ihm glauben. — Eine innere Stimme ſagt mir, daß wir uns ihm anſchließen dürfen. In der Stadt weiß ich keinen Menſchen, von dem ich Beiſtand erwarten kann — Und biſt Du geneſen, dann vereinigen wir uns und trotzen allen Stürmen —“

„Louiſe, Du mußt ſchweigen, ich habe es dem gnädigen Herrn verſprochen!“

„O, ich weiß nun, warum Du mir haſt Deinen Mörder nicht nennen wollen.“

„Offen geſtanden, Louiſe, ich halte Deinen Vater nicht ganz frei von Schuld! Er weiß wohl, daß Du mich liebſt?“

„Nein, nein; er hat keine Ahnung davon. Laß mich gewähren.“

Jetzt erschien Ignaz auf dem Hügel; er hatte einen Theil des Gespräches belauscht. Freundlich reichte er den beiden jungen Leuten die Hand, die ihn ehrfurchtsvoll grüßten.

„Es wird nach und nach Tag!“ sagte er tröstend. „Unternehmen Sie Nichts, Fräulein, Sie würden mir sonst einen Plan zerstören, dessen Durchführung bald vollendet sein wird. Hätte ich es der Gesundheit meines jungen Freundes wegen nicht für nöthig erachtet, ich würde Sie nicht haben kommen lassen, um nicht eine neue Mitwisserin unseres Geheimnisses zu erhalten. — Jetzt sind Sie eingeweiht, und ich fordere von Ihnen, daß Sie mein Vertrauen durch die strengste Diskretion rechtfertigen. Noch einmal wiederhole ich: eine Verkettung der seltsamsten Umstände zwingt mich so zu handeln, wie ich handle. Sie werden mich fragen, warum ich nicht offen zu Ihnen spreche? Ich weiß noch nichts. Hätte Andreas Brand gewisse Papiere vor seinem Tode Ihnen oder einer mir nahestehenden Person übergeben, so würde ich mich erklären können. Für heute eröffne ich Ihnen nur: Sie werden bald Ihre Mutter sehen.“

„O, gnädiger Herr!“ rief Albert. „Meine Mutter, lebt meine Mutter noch?“

Louise küßte ihm die Hand.

„Ich werde zu schweigen wissen!“ versicherte sie. „Ihnen vertrauen wir uns an — seien Sie unser Beschützer.“

Hiermit schloß das Gespräch über diesen Gegenstand.

Gegen Mittag erſchien Fabian und gab durch Zeichen zu erkennen, daß man das junge Paar im Hauſe erwarte. Arm in Arm gingen Beide dorthin.

Der Förſter war aus dem Walde zurückgekehrt, ſeine Gattin, jene dicke Frau, lud die Gäſte zu Tiſche ein. Man ſpeiſte in dem altmodiſch, aber freundlich eingerichteten Wohnzimmer.

Fabian bediente die Liebenden.

Die Frau hatte ein derbes Aeußere; aber ſie war von Herzen gut und mild. Auch ihr Gatte, ein ſehr breitſchulteriger Mann mit ergrautem, buſchigem Haar, zeigte ſich als ein gemüthlicher Alter. Und wie liebreich ging er mit ſeiner Frau um; Philemon und Baucis konnten nicht verträglicher gelebt haben.

„Die Waldluft ſtärkt," ſagte der Förſter ſcherzend, „Sie ſehen es an meiner Frau. Warten Sie noch einen Monat, und Herr Albert iſt ein Rieſe. Meine Friederike ſorgt für den Körper, das Fräulein ſorgt für Gemüthsruhe und ich ſorge für die allgemeine Sicherheit. In mein Forſthaus ſoll die Bosheit nicht dringen. Das verſpreche ich Ihnen, ſo wahr ich ein ehrlicher Jäger bin, der ſein Handwerk verſteht."

Dieſe Worte deuteten an, daß Jakob Körner, ſo hieß der brave Alte, hinlänglich in die Verhältniſſe eingeweiht war, um mit Umſicht und Erfolg auftreten zu können. Er erzählte, daß er ſchon fünfundzwanzig Jahre die Förſterſtelle bekleide und ſie auch nur dann erſt niederzulegen gedenke, wenn ſeine Hand die Büchſe nicht mehr führen könne.

„Bis dahin," ſchloß er, „bleibe ich meinem Herrn ein treuer Diener."

In der Laube ward der Kaffee eingenommen.

Friederike bediente mit einer koloſſalen Grazie, aber es war doch immer eine Grazie. Und dabei leuchteten ihre gutmüthigen Augen vor Freude, wenn ſie ſah, daß es den jungen Leuten ſchmeckte.

„Es war die höchſte Zeit, daß Sie kamen, mein liebes Fräulein," ſagte ſie vertraulich; „mein Patient hat heute ſchon einen beſſeren Appetit gezeigt — wiederholen Sie nur oft Ihre Beſuche, das wird die Geneſung beſchleunigen. Herrn Albert halte ich wie meinen Sohn, ich breite meine Hände über ihn."

Die Worte der Förſterin beruhigten Louiſe. Die Furcht, die ſie vor der ſtarken Frau Anfangs gehegt, war verſchwunden. Sie ließ ſich gern von ihr durch das ganze Haus führen, in dem eine muſterhafte Reinlichkeit und Ordnung herrſchte.

Zum Schluß zeigte ſie das Zimmer, das Albert bewohnte.

Louiſe ſah mit Erſtaunen die prachtvolle Einrichtung. Die Möbel, zwar nicht nach der neueſten Mode, zeugten von dem Reichthume des Beſitzers. Die Wände waren mit Seide tapezirt und den Boden bedeckte ein ſchwarzer Teppich. Gardinen von grüner Seide verhüllten halb die Fenſter. Gemälde, Bücher und Nippſachen fehlten nicht. Das Zimmer glich dem Boudoir einer vornehmen Dame. Louiſe drückte ihre Verwunderung darüber aus.

„Ja," sagte geheimnißvoll lächelnd die Alte, „hier hat vor langen Jahren eine schöne Dame gewohnt."

„Eine Dame?"

„Eine schöne und gute Dame."

„Wo ist sie jetzt?"

„Ach, wenn ich das wüßte!"

Friederike begleitete diese Worte mit einem tiefen Seufzer.

Dann zog sie den weißen Gazevorhang von einem Gemälde zurück, das zwischen Kleineren an der Wand hing.

„So hat die Dame ausgesehen, als sie hier wohnte."

Louise betrachtete erstaunt das reizende Frauenbild.

„Mein Gott!" rief sie aus, „das ist eine Aehnlichkeit —"

„Mit wem?"

„Ich erinnere mich nicht ganz genau; aber ich kenne ein junges Mädchen, welches dieser Dame auf ein Haar gleicht."

„Ein junges Mädchen — so sah die Dame vor langen Jahren aus; jetzt ist sie gealtert, wenn sie noch lebt. Sie muß wohl gestorben sein, denn wäre sie es nicht, so hätte sie mich wohl schon aufgesucht, wie sie versprochen, als sie Abschied nahm. Ich habe sie nicht wiedergesehen."

Friederike trocknete eine Thräne, die ihr die Erinnerung erpreßt.

Louise sann hin und her; sie konnte die Person nicht finden, die mit dem Bilde eine so täuschende Aehnlichkeit hatte.

Albert, der gefolgt war, trat jetzt ein. Das Gespräch nahm eine andere Richtung. Da schlug die Alabasteruhr auf dem Mahagoni-Sekretär vier.

„Nun muß ich fort!“ sagte Louise, die an ihre Eltern dachte.

Albert zitterte.

„Wann sehe ich Dich wieder?“

„Wir bestimmen den Tag durch Briefe, auf dem gewöhnlichen Wege. Du weißt, daß ich vorsichtig verfahren muß, um das Ziel der Reise nicht zu verrathen.“

Frau Friederike hatte leise das Zimmer verlassen, offenbar in der Absicht, die Unterredung der Liebenden nicht zu stören.

Jetzt betrachtete Louise ihren Geliebten.

Wie aristokratisch schön war er! Wenn nicht die starke, kräftige Hand, Nichts würde den Zimmermann verrathen haben. Der schlanke Wuchs, die edle Haltung, das schöne bleiche Gesicht mit dem schwarzen krausen Bärtchen schienen einem Offizier anzugehören, der von seinen Wunden genest. Die Umgebung trug dazu bei, die Noblesse seiner Person zu erhöhen.

Aber auch Louise paßte vollkommen in diese Umgebung; sie war eine schöne, elegante Dame, die sich natürlich einfach, aber graziös bewegte.

Ihr feines, pikantes Gesichtchen ließ durchaus nicht auf den Stand der Eltern schließen.

Man findet Anomalien dieser Art nicht selten, und wiederum gibt es Kinder vornehmer Eltern, die weder durch Charakter und Bildung, noch durch ein empfehlendes Aeußere

ihr Herkommen bekunden. Die Geburt allein adelt den Menschen nicht.

„Was geht mit uns vor, Louise?“ fragte der junge Mann. „Mir ist zuweilen, als ob ich der Held irgend eines Feenmärchens sei oder mich in einer Komödie auf dem Theater bewegte. Ich möchte dann an die Wirklichkeit nicht glauben, die mich mit bösen, aber auch mit guten Menschen in Berührung bringt. Willenlos muß ich mich der Führung von Leuten überlassen, an die mich nichts weiter fesselt, als eine unerklärliche Sympathie und seltsame Verhältnisse. Ach, hätte doch Vater Brand anders gehandelt!“

„Es ist wahr!“ flüsterte Louise. „Aber tadle den braven Mann nicht, er wird wohl nicht anders haben handeln können. Auch in mir steigt der Wunsch auf: wäre doch Alles beim Alten, wäre ich selbst die Braut des Armen geblieben. Mir ist immer, als müßte ich Dich verlieren. Albert, ich habe viel und schwer gelitten!“

„Louise, zweifelst Du schon wieder an meiner Treue?“ rief er vorwurfsvoll.

„Nein, nein! Ich fürchte nur Ereignisse, die uns trennen!“

Albert ergriff hastig ihre Hand.

„Wir haben uns vor Gott verlobt, Louise, wir tragen die Ringe, die wir gewechselt — unser Verlöbniß soll auch vor den Menschen gelten. Böte man mir unter der Bedingung Millionen, daß ich von Dir lassen sollte, ich würde sie nicht annehmen, ich würde wieder zur Axt greifen und im Schweiße meines Angesichts das Brod verdienen, das Du mit mir theilst. Louise, kann ich denn anders? Mein Denken

und Trachten, mein Hoffen und Harren biſt ja Du, nur Du! Ich bin ein Findelkind, habe keinen Namen, Vater Brand hat nicht einmal dafür geſorgt, daß ich geſetzlich als ſein Sohn anerkannt werde — nun ſuche ich ſelbſt nach meiner Familie zu forſchen — ich will, ich muß wiſſen, wer ich bin — Du ſollſt nicht einem namenloſen Manne angehören, und darum füge ich mich der Leitung des Herrn, der mir mit Hand und Mund verſichert hat, daß ich meine Eltern wiederfinde."

„Harre aus, Albert!"

„Und Du, Louiſe?"

„Ich bleibe Dein treues Mädchen."

Noch eine Viertelſtunde koſ'ten die Liebenden, dann meldete Frau Friederike, daß der Wagen vorgefahren ſei, der das Fräulein nach der Stadt zurückbringen ſolle.

Louiſe betrachtete noch einmal das Bild der unglücklichen Dame, als ob ſie die Züge derſelben ſich feſt einprägen wolle; dann nahm ſie Abſchied. Beide weinten in der zärtlichſten Umarmung.

Frau Friederike ſah wehmüthig zu.

„So habe ich einſt auch ein Paar geſehen, das ſich nicht trennen konnte, dachte ſie; das Schickſal hat es doch auseinandergeriſſen. An derſelben Stelle ſtanden die Beiden — Gott nehme dieſe in ſeinen Schutz! Ach, die vornehmen Leute, ſie müſſen oft anders handeln, als ſie wollen."

Louiſe entwand ſich der Umarmung; ſie reichte der braven Frau unter Thränen die Hand.

„Verlaſſen Sie ihn nicht," bat ſie flüſternd.

„Ich werde meine Sache ſchon machen, Fräulein. Herr

Albert ſoll bald hergeſtellt ſein. Sagen Sie ihm nur, daß er nicht immer ſo traurig iſt —“

„Von heute an werden Sie mich heiter ſehen, Frau Körner. Ach, ich muß Sie wie eine Mutter lieben und verehren! Werde ich noch einmal recht glücklich, ſo danke ich es meiſt Ihnen mit.“

„Bleiben Sie ſich einander nur treu!“ flüſterte die Alte. „Dann findet ſich Alles!“

Die drei Perſonen verließen das Zimmer, ſtiegen die Treppe hinab und traten vor das Haus. Da ſtand Fabian an dem geöffneten Wagenſchlage. Louiſe reichte Albert und Friederiken noch einmal die Hand und ſtieg raſch in den Wagen, der, nachdem Fabian die Thür geſchloſſen, leicht dem Walde zurollte.

„Ich wünſche Ihnen Glück, Herr Albert,“ ſagte die Frau. „Ihre Louiſe iſt eine ſchöne Dame, Gott erhalte ſie Ihnen. Nun gehen Sie in den Garten. Abends kommen Sie in das Wohnzimmer.“

Der Abend war da.

Albert hatte mit ſeinen freundlichen Wirthsleuten das Nachteſſen eingenommen.

„Ich muß noch einmal fort!“ ſagte der Förſter.

„Wohin, lieber Jakob?“

„In den Forſt. Ich habe einen Hirſchen geſchoſſen, der in der Nacht nicht liegen bleiben kann, da ihn ſonſt die Bauern ſtehlen. Die Burſchen wiſſen den Ort nicht zu finden, wo ich das feiſte Thier unter Laub verborgen habe. Unterhalte den Gaſt, Frau; ich werde bald zurückkehren.“

Friederike ſprach noch einige Worte mit ihrem Mann.

„Ich lasse ja alle Leute zurück," antwortete Jakob; „nur den jüngsten Burschen nehme ich mit mir. Hat Nichts zu sagen — das Forsthaus ist sicher."

Er bestieg den niederen Jagdwagen, der zugleich zum Transport von Wildpret eingerichtet war und fuhr ab.

„Nun sind wir allein," sagte Frau Friederike; „wir werden uns schon unterhalten."

Albert saß auf dem schwarzen Sopha.

Frau Friederike, die nicht einen Augenblick müssig sein konnte, saß am Tische und strickte so emsig, daß die dicken Nadeln laut klapperten.

In dem gemüthlichen Wohnzimmer war es schon dämmerig, da große und dichte Weinblätter die beiden Fenster halb verdeckten. Vater Jakob war ein vortrefflicher Weinzüchter; er hatte das ganze Haus in ein Netz von Reben eingehüllt, die im Herbste eine reiche Ernte lieferten.

„Sie wollten mir, Frau Körner, von der schönen Charlotte erzählen, deren Bild in meinem Zimmer hängt," begann Albert.

„Das wollte ich; aber es ist doch wohl besser, wenn ich schweige."

„Hat man es Ihnen untersagt?"

„Das gerade nicht."

„Je länger ich das Bild ansehe, desto größer wird mein Interesse für die Dame."

„O, das glaube ich schon."

„Sie muß sehr schön gewesen sein."

Friederike ließ die Stricknadeln einen Augenblick ruhen.

„Herr Albert, Ihre Braut iſt ſehr ſchön, das muß ihr der Neid nachſagen; aber Sie nehmen es mir nicht übel — Charlotte war noch ſchöner. Und gut, von Herzen ſo gut —“

„Wie meine Louiſe. Wer iſt denn eigentlich Charlotte?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie iſt ſie denn in das Forſthaus gekommen?“

„Ja, das iſt eine merkwürdige Geſchichte, die kann ich Ihnen wohl erzählen, um Ihnen die Langweile zu vertreiben. Der regierende Fürſt war damals noch Erbprinz und guter Freund meines Mannes. Sie müſſen wiſſen, daß mein Jakob Büchſenſpanner des hochſeligen Fürſten geweſen iſt. Er wollte gern den Förſterpoſten in dieſem ſchönen Reviere haben und da hat er ihn denn auch bekommen. Wir hätten uns ja ſonſt nicht verheiraten können. Es war auch im Sommer, gerade wie jetzt. Mein Mann war aus dem Forſte gekommen und wir ſaßen da auf dem Sopha. Das Abendeſſen hatte ich ſchon abgetragen. Da hörten wir das Stampfen von Pferden und das Bellen unſerer Hunde. Mein Mann konnte nicht bis zum Fenſter kommen. — Da trat der Erbprinz ein.

„Nein, den Mann hätten Sie ſehen ſollen! Hochroth, heiß und ſo aufgeregt, daß er kaum ſprechen konnte. Wir fragten beſtürzt, was dem gnädigen Herrn begegnet ſei. — „Körner,“ rief er, „Sie ſind immer mein Freund geweſen.“ „Ich bin es noch, Durchlaucht!“ antwortete Jakob. „Iſt das Ihre Frau?“ „Meine Friederike, die ich habe heimführen können, weil Sie mir dieſen Poſten verſchafft.“ „Jetzt erzeigen Sie mir einen Dienſt!“ „Jeden, den Sie von mir for-

dern!“ „Es kommt eine junge Dame, die Sie so lange beherbergen müssen, bis ich für sie gesorgt habe. Aber, Körner, es darf kein Mensch ein Wort davon erfahren. Das Forsthaus liegt einsam, fern von Allem Verkehre, außer mir jagt Niemand in dem Walde, Sie haben also große Vorsicht nicht zu beobachten — nehmen Sie das junge Mädchen als Tochter zu sich; ich zahle als Pension jede Summe, die Sie fordern.“ Dies forderte der Erbprinz, und wir sagten natürlich zu. Nun forderte er aber noch, daß wir seinen Namen und Stand nicht nennen sollten, den Grund dazu wollte er uns später sagen; wir sollten ihn einfach Oberförster Balduin Haak nennen. Auch das bewilligten wir, denn wir konnten doch dem Erbprinzen Nichts abschlagen. Während wir so sprachen, klopfte es an die Thür. — Ich sah nach, da trat ein junges Mädchen ein, das schüchtern „Guten Abend“ wünschte. Ein Mann war bei ihr, der ein großes Bündel trug. „Hier ist Charlotte,“ sagte der Prinz; „bleibe ruhig, bei meiner Base und bei meinem Vetter, sie werden wie Eltern für Dich sorgen.“ Dann flüsterte Balduin Haak noch eine Zeitlang mit ihr, küßte sie, stieg zu Pferde und jagte davon. Der Mann, der das Packet getragen hatte, hieß Andreas Brand.“

„Wie?“ rief Albert hastig.

„Andreas Brand.“

„Ist's möglich!“

„Kennen Sie ihn?“

„Ich glaube. Wenn er Zimmermann war —“

„Ganz recht, er war ein Zimmergeselle.“

„Weiter! Weiter! O, ich bitte Sie!“

Friederike's Luſt zu erzählen war einmal erwacht, und ſie fuhr fort: „Brand war müde, er konnte denſelben Abend den Rückweg nicht antreten und darum ließ ich ihn in dem Bette eines Jägerburſchen ſchlafen, der gerade auf einige Tag beurlaubt war. Mit Charlotten mußte er näher bekannt ſein, denn ich hörte, daß er ihr Muth zuſprach und ſie über irgend etwas zu tröſten ſuchte. Bei Lichte ſah ich mir die junge Dame näher an, ich hätte weinen mögen."

„Warum denn?"

„Sie war ſchwarz gekleidet, hatte verweinte Augen und ein recht blaſſes Geſicht. Als ich ſie fragte, ob ſie trauere, antwortete ſie, ihr Vater ſei geſtorben. Mehr konnte ich nicht erfahren. Nun brachte ich ſie in das Zimmer, das ich für Gäſte eingerichtet hatte. „Soll ich hier wohnen?" fragte ſie überraſcht. „Freilich, Balduin Haak wünſcht ja, daß wir Sie nach Kräften gut aufnehmen, und daß es Ihnen an nichts fehle. Wir bieten Ihnen das beſte Zimmer in unſerem Hauſe." Andreas brachte das große Packet, das Kleider und Wäſche enthielt, und ich half auspacken. Das arme Mädchen hatte nicht viel, aber was ſie hatte, war gut. Die Wäſche war reine Leinwand und zwei Kleider waren von Seide. Es war auch ein ſeidener Mantel dabei und der Hut, den ſie trug, war nach der neueſten Mode; aber ſchwarz, ganz ſchwarz. Am andern Morgen ging Andreas Brand; Charlotte begleitete ihn bis an dem Baum auf dem Platze — ich ſtand hier am Fenſter — ſie wollte ihm Geld geben, er aber wies es mit der Hand zurück und lief in den Wald. Das gefiel mir von den Zimmermann, und dafür habe ich ihm auch ſpäter, wenn er kam, Braten und Wein gegeben."

„Brand iſt alſo wiedergekommen?“

„Oft, ſehr oft.“

„Zu Charlotten?“

„Natürlich.“

„Und was wollte er?“

„Sie beſuchen, ſehen wie es ginge und ſich mit ihr unterhalten. War das eine Freude, wenn der Zimmermann aus dem Walde trat! Fort war ſie aus dem Hauſe, ihm entgegen; es fehlte nicht viel und ſie wäre ihm an den Hals geflogen. Wäre Andreas nicht viel älter geweſen als ſie, ich wäre auf andere Gedanken gekommen. Nein, Charlotte war zu jung, zu fein gebildet, zu ſehr Stadtdame, als daß ſie mit dem Handwerker etwas haben konnte, der ſie faſt wie ein Vater behandelte. Einmal hat er ſogar mit ihr gezankt.“

„Weßhalb?“

„Das weiß ich nicht; aber Beide verſöhnten ſich ſchnell wieder.“

„Sie vergeſſen Balduin Haak —“

„Nein, ich vergeſſe ihn nicht; warten ſie nur einige Augenblicke — mir fällt ein, daß ich die Magd in den Garten ſchicken muß; das Gemüſe zu morgen ſoll vorbereitet werden. Sehen Sie, das hätte ich über dem Erzählen bald vergeſſen. Ich bin gleich wieder bei Ihnen.“

Frau Friederike verließ das Zimmer.

„Was iſt das? Was iſt das?“ rief der erſtaunte Albert. „Mein Pflegevater hat jene Dame gekannt, hat ſelbſt wie es ſcheint, Einfluß auf ſie gehabt. — O, mein Gott, wie wunderbar iſt die Verwirrung der Dinge! Ich will ruhig, ich will unbefangen ſcheinen; vielleicht erfahre ich durch

die Redſeligkeiten der Alten ſo viel, daß ein Lichtſtrahl in das mich umgebende Dunkel fällt!“

Er ging erregt auf und ab. Tauſend Gedanken, Annahmen und Vermuthungen durchkreuzten ſeinen Kopf. Soviel nahm er als ſicher an: Brand hatte viel gewußt, hatte eine wichtige Rolle geſpielt. Warum aber hatte er, bevor er ſtarb, nicht Aufſchluß über den gegeben, den er als Sohn geliebt und erzogen? Sollte er die Papiere, die dem Ueberlebenden ſo nützlich hätten werden, die ihn auf dem kürzeſten Wege zum Ziele hätte führen können, vernichtet haben? Warum, warum das Alles?

Die Schritte Friedrikes ließen ſich hören. Albert nahm raſch ſeinen Platz ein; er ſaß ruhig, als die Alte eintrat, die eine brennende Wachskerze trug, das Fabrikat Jakobs. Sie ſetzte ſich an den Tiſch, ergriff das Strickzeug und fragte:

„Wollte ich nicht von Balduin erzählen?“

„Sie wollten es.“

„Richtig.“

„Balduin hatte ſich entfernt, nachdem er Charlotte Ihrer Obhut übergeben.“

„Aber er kam wieder, alle Tage, und was ich vermuthet, war richtig. —“

„Was denn?“

„Daß er in die ſchöne Charlotte bis über die Ohren verliebt war.“

„Und ſie?“

„Ihr ging es wie Ihnen: ſie ſeufzte und ſprach kein Wort, ſobald der Geliebte ſich entfernt hatte. Mein Gott,

war das eine Liebe. Ich habe so etwas in meinem ganzen Leben nicht gesehen. Jakob war ein stattlicher Mann, und ich habe ihn auch immer lieb gehabt — aber wie Charlotte, nein, das war doch zu arg. Der Gram und die Angst zehrten das arme Mädchen auf, wenn Balduin einmal etwas später kam, als zur gewöhnlichen Stunde. Da lief sie bald hier bald dorthin, sie sah aus allen Fenstern und fragte alle fünf Minuten, wie spät es sei. Kam nun Balduin Haak endlich an, dann stürzte sie hinaus, und er fiel vom Pferde in ihre Arme. Ja, das war ein merkwürdiges Verhältniß. Wie soll das enden? sagte oft mein Mann. Die arme Charlotte wird wahnsinnig, wenn sie erfährt, daß sie den Geliebten nicht heiraten kann, und eine Heirat ist doch unmöglich. Alles ging gut den Herbst und Winter. Im Frühjahre kam Andreas Brand einmal; er hatte mit Balduin eine lange Unterredung im Garten. Und wie vertraulich sprach er mit dem Erbprinzen, als ob er seines Gleichen wäre."

„Brand hat wohl nicht gewußt, wer Balduin eigentlich war. —"

„Das läßt sich wohl annehmen."

„Was geschah nun weiter?"

„Etwas, woran ich nie gedacht hatte."

Frau Friederike legte die Arme auf den Tisch, sah den jungen Mann mit großen Augen an und sagte:

„Am Tage vor Pfingsten kam ein Pastor und traute in der Stube, die Sie bewohnen, das junge Paar. Mein Mann, ich und Herr Reinhardt sind Zeugen gewesen. Charlotte, von der kein Mensch wußte, wer sie war, von

woher sie gekommen — das arme Mädchen, das nur ein Bündel mitgebracht hatte, war die Frau unseres Erbprinzen, den sie für einen Förster hielt. Balduin hatte bei der Trauung eine gewöhnliche Försteruniform an. „Na, sagte mein Mann, das wird eine schöne Aufwäsche geben, wenn sie bei Hofe die Geschichte erfahren! Ich wasche meine Hände in Unschuld."

„Was kümmerte uns das, nicht wahr, Herr Albert? Wir hatten gethan, was uns befohlen, und damit gut. Verräther konnten wir doch nicht spielen. Die Trauung war also richtig vollzogen. Wer war froher als Charlotte. Nun hatte sie ihn für alle Ewigkeit und sie war auch nicht mehr so ängstlich, wenn der Herr Gemal nicht auf die Minute kam. Sie half mir in der Küche, machte sich im Garten nützlich und ward eine tüchtige Hausfrau. Wenn ich ihr sagte „Sie haben das Alles nicht nöthig," so antwortete sie „Arbeit schändet nicht." Gleich nach der Trauung kam Andreas Brand und richtete den ersten Stock ein, wie er jetzt ist. Da wurde gesägt, gehauen und gehobelt, daß mir mitunter Hören und Sehen verging. Als aber die Einrichtung fertig war, hatte ich doch meine Freude daran. Der Zimmermann war ein geschickter Mensch, das muß man sagen. Wie es den Anschein hatte, sollte Charlotte noch lange bei uns wohnen; aber es kam anders. Der alte Fürst starb. „Was soll nun werden?" fragte mich mein Mann. „Nun, was wird denn?" antwortete ich ihm. „Charlotte ist Fürstin und wird es bleiben. Balduin ist so vernarrt in sie, daß er sich nicht scheiden läßt; er kann sich nach Gefallen eine Frau wählen."

„Wie ist das Bild entstanden, das oben im Zimmer hängt?“ fragte Albert.

„Das will ich Ihnen eben sagen. Balduin blieb unter dem Vorwande, daß er in Familienangelegenheiten verreisen müsse, vierzehn Tage oder wohl länger weg; in dieser Zeit kam ein Maler, der die junge Frau malen mußte. Man wollte ihr Unterhaltung schaffen. Den Maler hatte Reinhardt gebracht, der Kammerdiener des jungen Fürsten, der zugleich den Vertrauten machte. Ich habe den Mann nie leiden mögen. —“

„Den Maler?“

„Nein, diesen Reinhardt!“

„Warum, Frau Friederike?“

„Weil er mir tückisch vorkömmt. Seine Freundlichkeit war mir widrig. Er wollte immer mit mir spaßen und kniff mich in den Arm; da schlug ich ihm auf die Finger, und einmal habe ich ihn sogar gestoßen. Er hat es sich nicht wieder einfallen lassen, mich anzurühren. Mein Mann hätte ihn niedergeschossen, wenn ich ihm das gesagt hätte. Während dieser Zeit kam Ewald, der zweite Bruder des Fürsten, der weit von hier studiert hatte. Wie er eigentlich nach unserem Forsthause gekommen, weiß ich nicht. Er war da, ehe wir es uns versahen. Mein Mann, der ihn kannte, hatte gar nicht mehr an ihn gedacht. Er sah Charlotten und fragte, wer sie wäre. Wir gaben sie für eine Verwandte aus. Er kam den zweiten und dritten Tag. Und immer suchte er die junge Frau auf. Mein Mann und ich, wir wußten nicht, was wir anfangen sollten. Draußen traf er sie im Garten; er hatte lange mit ihr

geſprochen. Da kam Charlotte plötzlich wie eine Wahnſinnige hier in die Stube. „Wer iſt Balduin Haake?“ ſchrie ſie. „Um Gotteswillen ſagt es mir!“ Wir wollten ausweichen; ſie aber behauptete, Balduin wäre der Fürſt und hätte ſie betrogen, die Trauung wäre nur Täuſchung geweſen. Das konnte ihr nur Ewald geſagt haben. Die arme Frau wurde krank und ich mußte ſie zu Bette bringen. Glücklicher Weiſe kam denſelben Abend Andreas Brand, der beruhigte ſie. Am andern Morgen ritt mein Mann nach der Reſidenz, und Mittags war der Fürſt hier. Er geſtand ihr Alles und ſchwor, daß ſie Fürſtin bleiben ſolle. Ich weiß nicht mehr, was er ihr Alles ſagte. Zwei Tage ſpäter trat er eine Reiſe an und nahm ſeine Frau mit ſich. Kaum war er fort, ſo beſuchte uns Ewald, der uns mit Vorwürfen überſchüttete, daß wir zu einem ſo ſchmählichen Betruge die Hand geboten hätten. Wir ſollten geſtehen, wohin die junge Frau gebracht worden wäre. Was wir nicht wußten, konnten wir auch nicht ſagen.“

In dieſem Augenblicke ſchlugen die Hunde an.

Frau Friederike unterbrach ſich.

„Es kommt Jemand.“

„Der Herr Förſter,“ meinte Albert.

„Nein, dann bellen die Hunde anders.“

„Sollte ein Fremder —“

„Es muß ein Fremder ſein.“

Sie trat an das Fenſter, öffnete einen Flügel und ſah hinaus.

„Herr Albert!“ rief ſie zurück.

„Was gibt's?“

„Gehen Sie in unſer Schlafzimmer.“

„Warum denn?“

„Mir ſcheint es kommt Jemannd, der Sie nicht zu ſehen braucht.“

„Wer? Wer?“

„Ich weiß es noch nicht. Es ſteht ein Wagen vor der Thüre.“

Albert wollte an das Fenſter treten.

Die ſtarke Frau ergriff ihn und führte ihn gewaltſam in die Kammer, deren Thüre ſie verſchloß.

Nun nahm ſie die Wachskerze und ging hinaus.

Auf der Hausflur trat ihr ein kleiner Herr entgegen, der ſoeben den Wagen verlaſſen hatte.

„Kennen Sie mich, Frau Körner?“ fragte er.

„Nein.“

„Erlauben Sie mir, daß ich in das Zimmer trete.“

In dem Zimmer betrachtete Friederike den Fremden, der ſich ohne Umſtände auf den nächſten Stuhl niederließ. Er trug einen hellen Oberrock vom feinſten Stoffe, einen kurzen, ſpitzen Hut mit breiter Krämpe, den er auf dem Kopfe ließ, und einen Stock mit weißer Elfenbeinkrücke. Weiße Handſchuhe bekleideten die kleinen Hände, die auf dem Krückſtocke ruhten. In ſeinem kleinen zuſammengeſchrumpften Geſichte blitzten lebhafte Augen, deren Blicke mit beſonderem Wohlgefallen auf der üppigen Förſtersfrau ruhten. Das ſpitze, glatt raſirte Kinn legte ſich zuweilen auf die Hände. Feine Lackſtiefel glänzten an den Füßen.

Friederike, die Kerze in der Hand, hatte lange den ſeltſamen Gaſt angeſehen.

„Mein Gott, wie iſt mir denn?“ rief ſie plötzlich.

„Wir haben uns lange nicht geſehen.“

„Durchlaucht, der Bruder unſeres gnädigſten Fürſten —“

„Ganz recht, Prinz Ewald.“

Die Frau verneigte ſich tief. Dann ſetzte ſie die Kerze auf den Tiſch.

„Sie kommen ſo unerwartet, gnädigſter Herr, haben ſich in den langen Jahren ſo verändert —“

„Ah, habe ich mich wirklich verändert? Freilich, man wird alt —“

„Verzeihen Sie, Gnädigſter, daß ich Sie nicht auf den erſten Blick erkannt habe.“

Der Gnädigſte reichte der Förſterin ſeinen Hut, den dieſe auf das Fenſterbrett ſetzte.

Nun zeigte ſich ſein Haupt, das von einer ſchönen braunen Perrücke geſchmückt ward. Ueber der Stirne prangte ein hohes Toupet; in den eingefallenen Schläfen kräuſelten ſich die ſchönſten Locken, die das Brenneiſen des Friſeurs zu erzeugen vermag.

Ewald, der zweite Bruder des Fürſten Balduin, ſah um zehn Jahre älter aus, als er wirklich war. Ein Genußmenſch, wie es glücklicher Weiſe wenig gibt, hatte er raſch gelebt.

Im verfloſſenen Winter hatte ihn eine ſchwere Krankheit heimgeſucht, von der er ſich nicht völlig erholt. Sein Lächeln war matt, alle ſeine Bewegungen verriethen Schwäche. Der lüſterne Blick gab den welken Zügen einiges Leben.

„Mich führt der Zufall an dem Forſthauſe vorüber, ich benütze die Gelegenheit, meine alten Freunde zu ſehen.“

„O, wie gnädig ſind Sie, gnädigſter Herr!“

„Wo iſt Körner?“

„Er holt einen Hirſch aus dem Forſte.“

„Kommt er bald zurück?“

„Ich glaube es, gnädigſter Herr, da er ſchon lange fort iſt. Was kann ich denn thun, um den hohen Gaſt zu bedienen? Ach, ich bin ſo überraſcht, ſo verwirrt —“

„Bereiten Sie mir ein kleines Nachteſſen aus friſcher Milch; Sie kennen meinen Geſchmack, meine Genügſamkeit, liebe Frau.“

Friederike dachte, während ſie hinausging: „Ich wollte, dieſer Gnädigſte wäre, wo der Pfeffer wächſt; muß er gerade jetzt hier vorüberkommen.“

Sie ging zunächſt in den Hof und klopfte leiſe an ein Fenſter.

Albert öffnete. „Was gibt's?“ fragte er.

„Leiſe, leiſe!“

„Wer iſt der Fremde?“

„Prinz Ewald.“

„Der Beſitzer der Zuckerfabrik?“

„Derſelbe.“

Der junge Mann erſchrak.

„Was will er in dem Forſthauſe?“

„Ich weiß es nicht; er fragt nach meinem Manne. Aber das iſt nur Vorwand. Verhalten Sie ſich ruhig, der Prinz darf durchaus nicht wiſſen, daß Sie hier wohnen. Ich habe die Kammerthüre verſchloſſen — der läſtige Mann wird ja doch bald wieder aufbrechen. Sein Wagen

steht angespannt vor der Thüre. Das wollte ich Ihnen sagen."

Friederike verschwand.

Albert schloß das Fenster.

„Prinz Ewald!" dachte er. „Dieser gefährliche Mann, der mir nachstellt! O gewiß, es war sein Wille, daß der Intendant mich in den Teich stieß!"

Jetzt erhob sich ein Geräusch in dem Wohnzimmer. Es waren Schritte und Stimmen.

Albert trat zu der verschlossenen Thüre. In dieser Thüre befand sich ein kleines Schiebfensterchen, das durch einen Kattunvorhang verhüllt ward. Das Fensterchen selbst war zu dreiviertel geöffnet.

Nun lauschte der junge Mann mit angehaltenem Athem. Zwei Personen unterhielten sich in dem Wohnzimmer. Es waren Ewald und der Intendant.

„Deine Vermuthungen sind falsch, Reinhardt!" sagte der Prinz. „Die Tochter des Zimmermeisters muß das Forsthaus wohl nicht besucht haben. Wohnte der hier, den wir suchen, so würde der vorsichtige Förster Abends das Haus nicht verlassen."

„Der Beschreibung nach, die mir Fritz Blei geliefert, ist Louise Gerold in einem fürstlichen Wagen geholt worden. Da der Wagen die Fähre nicht passirt, muß er nach dem Forsthause gefahren sein. Da die sentimentale Louise mit dem krausköpfigen Gesellen ihres Vaters ein zärtliches Verhältniß hat, so kann sie nur zu ihm geholt worden sein. Ich glaube kaum, daß meine Folgerungen unrichtig sind. Daß Albert in dem Fischerhause gewohnt, hat mir der Knabe des Fischers aus-

geplaudert, indem er von einem Kranken erzählte, den der Großvater in seinem Kahne heimgebracht. Meine Zusammenstellungen, Durchlaucht, sind richtig. Sondiren wir mit Geschick, und wir werden das Resultat erhalten, das ich voraussetze. Man hält den Zimmergesellen hier verborgen."

Eine Pause trat ein.

„Reinhardt!" rief der Prinz.

„Was befehlen, Durchlaucht?"

„Von Charlotten wissen Sie nichts —?"

„Sie ist spurlos verschwunden."

„An ihr liegt mir auch nichts," meinte Ewald.

„Gewiß. Hätten wir nur den Trauschein."

„Ja, den Trauschein!"

„Der alte Brand, der ihn möglicher Weise an sich genommen haben konnte, hat Papiere nicht hinterlassen. Ich hatte bereits die Ehre, zu berichten, daß ich den Dorfschulzen von Buchau befragt habe."

„Wir werden unsern Plan fallen lassen müssen."

„Noch gebe ich die Hoffnung nicht auf."

„Was vermuthest Du?"

„Daß dieser Albert im Besitze des Papiers ist; wenn er —"

Frau Friederike trat ein.

„O, wäre sie noch nicht gekommen!" dachte Albert, der jedes Wort der Unterhaltung verstanden hatte.

„Milch und Brod," rief Friederike, „wie es der gnädigste Herr gern essen! O, ich weiß das noch aus früheren Zeiten! Wünsche guten Appetit."

Jetzt kam auch der Förster zurück.

Er war erstaunt über den vornehmen Besuch.

Ewald grüßte ihn wie einen alten Bekannten.

„So spät noch, Durchlaucht?“ sagte der Förster.

„Ich will zu meinem Bruder, der recht krank ist.“

„Wie, Durchlaucht ist krank? Ich weiß kein Wort davon.“

„Das glaube ich wohl. Man hält die Krankheit geheim; und doch ist sie gefährlich. Sobald ich die Regierung übernommen habe, werde ich Ihrer treuen Dienste besser gedenken als Balduin, der nur Sinn für seine Holzschnitzerei hat. Es gibt viel gut zu machen, zu verbessern und einzurichten. Verstehen Sie mich, Körner?“

„O ja, Durchlaucht!“

Der Förster ließ sich aber durch diesen Köder nicht fangen.

„Haben Sie keinen Besuch gehabt?“ fragte Ewald weiter.

„Nein.“

„Aus der Stadt meine ich.“

„Nein, gnädigster Herr. Wir stehen zu der Stadt durchaus in keiner Beziehung. Wenn nicht zuweilen ein Wildprethändler vorfrägt —“

Dem Förster war nicht beizukommen.

Ewald hatte nur wenig von dem Mahle genossen.

Er nahm Abschied, ließ sich von seinem Intendanten in den Wagen führen und reiste weiter.

Jakob rief lachend seiner Frau zu:

„Diese Durchlaucht ist zusammengeschrumpft wie ein Pickelhäring! Hätte mir der Kutscher nicht gesagt, wer im

Hauſe wäre, ich würde ihn wahrlich nicht erkannt haben. Und dieſer Kerl, der Reinhardt — ſieht er nicht aus wie ein Kammerherr? Sollte es das Unglück wollen, daß Prinz Ewald zur Regierung kommt, dann hat Reinhardt ſeine Karriere gemacht."

„Gewiß," fügte die Frau hinzu, „er hat ſie gemacht durch Ränke und Schurkereien. Es iſt gut, Jakob, daß wir uns ein Sümmchen geſpart haben, wir müßten ſonſt in unſeren alten Tagen am Hungertuche nagen. Ewald nimmt Dir ſofort dieſe Stelle und gibt ſie einem ſeiner treuen Diener."

„Hat er mir es doch ſchon zu verſtehen gegeben! Nein, Frau, wir laſſen uns nicht einſchüchtern. Wir dienen unſerer Herrſchaft treu und verſchwiegen und laſſen uns weder durch glänzende Verſprechungen anlocken, noch durch Drohungen einſchüchtern. Nimmt man mir die Förſterſtelle, ſo bleibt uns genug zum Leben — wir haben Ewald nicht zu fürchten."

Friederike öffnete die Kammerthüre.

„Sagen Sie meinem Manne nicht," flüſterte ſie, „daß ich Ihnen von der armen Charlotte erzählt habe."

„Ich kann ſchweigen."

Und Albert ſchwieg auch.

Der Förſter warf die Aeußerung hin:

„Ewald hat mehr Schulden, als ſeine Perrücke Haare enthält. Die große Zuckerfabrik, die er auf den Rath von Spekulanten angelegt, rentirt ſchlecht. Wenn nicht eine halbe Million vom Himmel fällt, ſo muß er bankerott

machen. Das sagte mir ein Kaufmann aus der Stadt, der die Dinge kennt."

Der Rest des Abends verfloß unter traulichem Gespräche.

Als die Bewohner sich zur Ruhe begaben, machte der Förster noch einmal die Runde um das Haus. Er machte drei große Hunde von den Ketten los, streichelte die zottigen Thiere und empfahl ihnen, als ob er zu Menschen spräche, Wachsamkeit.

Fabian, der längst zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß Louise glücklich die Stadt erreicht, hatte auch ein mit Bleistift geschriebenes Briefchen gebracht; Fabian legte seine Pistolen zurecht und suchte das Bett auf.

Die Nacht verfloß indeß ohne Störung. Auch die folgenden Tage brachten kein neues Ereigniß.

Der Rekonvaleszent, obwohl geplagt von Neugierde und Zweifeln, erholte sich sichtlich. Dadurch, daß er nicht arbeitete und der Sonne nicht ausgesetzt war, konservirte sich seine Hautfarbe. Sein schöner schwarzer Bart wuchs und kräuselte sich. Wer ihn jetzt wieder sah, konnte unmöglich den früheren Zimmergesellen erkennen.

Frau Friederike weigerte sich, die Geschichte von Charlotten weiter zu erzählen; sie bereuete es sogar, schon so viel geschwatzt zu haben.

Albert stand oft vor dem Bilde Charlottens; eine unerklärliche Wehmuth beschlich ihn dann und er dachte: „Wenn sie deine Mutter wäre!"

Fabian überraschte ihn in dem Anschauen des Bildes.

„Haben Sie Charlotten gekannt?“ fragte der junge Mann.

Der Diener nickte mit dem Kopfe.

„Sie war wohl eine gute Dame?“

Fabian bestätigte es durch lebhafte Zeichen.

„Sie haben sie auch wohl bedient?“

Auch dies bestätigte der Stumme.

Auf die Frage, wo Charlotte jetzt sei, schüttelte er den Kopf. Mehr war von ihm nicht zu erfahren.

Albert begnügte sich, denn die Entwicklung der Dinge konnte nun nicht mehr lange auf sich warten lassen. Er wollte nach der Stadt, wollte das Haus in Buchau besuchen; aber der Förster widersetzte sich dem entschieden, er behauptete, die Reise könne gefährliche Folgen haben. Fabian, meinte er, könne Louisen noch einmal holen, wenn seine, Alberts, Sehnsucht mach ihr so groß sei.

Durch den Briefwechsel ward der Besuch eingeleitet.

Diesmal fuhr Fabian mit der alten Kutsche des Försters ab, man wollte das Aufsehen durchaus vermeiden. Louise kam; sie blieb aber nur zwei Stunden, da sie um Mittag in das väterliche Haus zurückkehren mußte, wenn ihre Entfernung den Eltern nicht Sorgen bereiten sollte. Der Abschied war, wie das erste Mal, herzlich und thränenreich.

Louise hatte gefunden, daß der Geliebte noch schöner geworden sei.

Albert wiederholte sich: Die Geliebte ist ein Engel. Und beide wiederholten den Schwur ewiger Treue. So waren sie geschieden.

Der unermüdliche Fabian brachte das junge Mädchen nach der Stadt zurück.

Denselben Abend machte der Förster die Runde.

Es war schon spät. Er stand vor dem Hause und prüfte die Läden der Fenster, ob sie auch fest geschlossen seien.

Alles war in Ordnung.

Körner wollte um das Haus in den Hof gehen, um die Hunde loszulassen.

Da trat ihm ein Mann entgegen, der quer über den Waldplatz gekommen war.

„Guten Abend!“ sagte eine tiefe Stimme.

Der Förster dankte.

„Wo bin ich hier?“ fragte der Fremde.

„Bei dem fürstlichen Forsthause.“

„Und ich vermuthete ein Gasthaus.“

„Ein solches gibt es weit und breit nicht,“ entgegnete der Förster.

Der Fremde seufzte.

„Ich bin müde und matt, kann nicht weiter —“

„Wohin wollt Ihr denn eigentlich?“

„Nach der Stadt, lieber Herr. Ich bin ein wandernder Maurergeselle, der Arbeit sucht. Wäre ich noch jung, so sollte es mir darauf nicht ankommen, die Nacht durchzuwandern. Habe heute schon fünf Meilen gemacht — ich muß mich unter einen Baum legen.“

Der Förster war ein entschiedener, aber auch zugleich gutmüthiger Mann.

Er trat näher und sah dem Wanderer in's Gesicht. Das war ein seltsames Gesicht. Die Wangen desselben waren dunkel geröthet, die breite Nase hatte ein eigenthümliches Kolorit und das Auge glühte.

„Ihr seid müde, Freund?" sagte der Förster.

„Und wie müde!"

„Halte ich auch kein Wirthshaus, so will ich Euch doch aufnehmen, das ist Christenpflicht. Kommt, es wird sich schon ein Plätzchen für Euch finden.

Körner wies die Hunde zurück und führte den Fremden in das Haus.

In dem Wohnzimmer half er ihm das Felleisen ablegen, das eben nicht leicht und viel gebraucht war. Der Wanderer stand nun in einem blauen verschossenen Kittel da. Ein rothes Tuch umschlang den braunen Hals. Das spärliche Haar lag feucht an der schmutzigen Stirne. Ein wirrer Bart umgab das Kinn. Den mit Wachstuch überzogenen Hut hielt der Fremde in der Hand. Die bestaubten Stiefel verriethen, daß der Mann einen langen Tagemarsch gemacht hatte.

Körner betrachtete einige Augenblicke seinen Gast. Dieser zog das Wanderbuch hervor und reichte es dem Förster, um sich zu legitimiren.

„Ihr heißt Franz Wiprecht!" sagte Körner, der in dem beschmutzten Buche blätterte.

„Ja, Herr."

„Mit Speise und Trank kann ich diesen Abend nicht mehr dienen — Frau und Magd schlafen schon."

„Thut nichts, lieber Herr, Ruhe ist mir jetzt die Hauptsache.“

„Aber sobald der Tag graut sollt Ihr ein Frühstück erhalten, das Euch für den Ausfall des Abendessens entschädigt. Darauf gebe ich Euch mein Wort! Laßt nur die Sachen hier liegen, es vergreift sich Niemand daran.“

Nun brachte er den Gast in eine Kammer, deren Thür auf der Hausflur sich öffnete.

„Schlaft in Frieden, bis die Sonne aufgeht; ich stehe Euch dafür, daß Euch Niemand stört.“

„Danke Herr, und Gottes Lohn.“

Der Förster schloß die Thüre und ging.

So leise als möglich stieg er die Treppe hinan, den brennenden Wachsstock in der Hand tragend.

Auf dem Korridor des ersten Stockes öffnete er eine Thüre.

„He, Fabian!“

Der Stumme, der bereits im Bette lag, richtete sich erschreckt auf. Fragend sah er den Förster an.

„Aufgepaßt,“ murmelte dieser. „Ich habe einen Kerl eingelassen, der mir was im Schilde zu führen scheint — einen Maurergesellen, wie er sagt. Abweisen wollte ich ihn nicht, weil wir ihn ertappen müssen. Und haben wir ihn, so muß er gestehen, wer ihn gedungen hat. Täusche ich mich, desto besser. Ein guter Jäger legt seine Schlingen, es ist ja möglich, daß sich ein Raubvogel darin fängt.“

Fabian gab seine Beistimmung zu erkennen, zugleich aber deutete er auch an, daß man Alberts Ruhe nicht stören dürfe. Damit war der Förster einverstanden.

„Sind Deine Piſtolen in Ordnung?“

Der Stumme deutete nach der Wand, an der zwei Piſtolen hingen. Auf dem Tiſche lag ein Hirſchfänger.

„Ich ſchließe die Thüre nicht, ich lehne ſie nur an. Kommt der Strolch, ſo laß ihn ruhig eindringen.“

Jetzt ſprang Fabian aus dem Bette und kleidete ſich raſch an.

„Was ſoll das? Wohin?“

Der kleine Mann deutete an, daß er ſich unter Alberts Bett verſtecken wolle.

„Gut,“ ſagte der Förſter, „das iſt ſchlau. So mag einer meiner Jäger in Deiner Kammer wachen.“

Zehn Minuten ſpäter ſtack Fabian zwiſchen den Gardinen des Alkovens, in welchem Albert feſt ſchlief. Auf dem Tiſche, der in der Mitte des Zimmers ſtand, brannte unter grünem Glaſe ein Nachtlicht, das anzuzünden der treue Diener nie vergaß. Neben dem Alkoven befand ſich der Glockenzug.

Körner weckte einen Jägerburſchen und gab dieſem Inſtruktionen.

„Paul, ich zähle auf Dich!“

„Das können Sie auch, Herr Förſter.“

„Wir haben es mit einem ſtarken Kerl zu thun.“

„Meine Knochen ſind auch nicht von Stroh!“

„Nimm den Strick mit; es liegt mir daran, den Kerl ganzbeinig zu fangen, wenn mein Verdacht ſich beſtätigen ſollte. Vergreift er ſich an Dir, dann brauche nur den Hirſchfänger.“

„Gut, Herr Förſter.“

Paul, ein junger und kräftiger Mann, nahm Büchse und Hirschfänger und schlich in Fabians Kammer, die durch den schmalen Korridor von Alberts Zimmer geschieden ward. So waren nun die Sicherheitsmaßregeln getroffen.

Wir bleiben bei dem Förster. Zunächst legte er die Hunde wieder an die Ketten und schloß den Hof. Dann ging er, um seine Frau von dem zu benachrichtigen, was möglicher Weise geschehen konnte. Friederike theilte den Verdacht zwar nicht, allein sie billigte es, daß man wachte.

„Der Besuch Ewalds bedeutet nichts Gutes," meinte der Förster. „Warum kommt er gerade jetzt? und dieser Spitzbube, der Reinhardt — gib Acht, Frau, wir erleben diese Nacht einen Streich. Aber ich wende ihn ab, und soll ich Kopf und Kragen daran setzen."

Körner ging in das Wohnzimmer und stellte eine Büchse zurecht. Dann öffnete er das Schiebfensterchen in der Thür, die zu der Hausflur führte. Jedes Geräusch, das sich regte, war nun zu vernehmen. Ein ähnliches Schiebfensterchen befand sich in einem der Fenster, die nach dem Walde hinausgingen. Der Laden, der geschlossen, hatte eine Klappe, die genau zum Fensterchen paßte. Diese Klappe war geöffnet. Körner ging von der Ansicht aus, daß, wenn ein Attentat verübt werden sollte, Helfershelfer sich in der Nähe des Forsthauses befanden. Darum rückte er einen Lehnstuhl an das Fenster, ließ sich darin nieder, schmauchte aus seiner Meerschaumpfeife und lauschte.

Die Zeit verging langsam.

Mehr als eine Stunde verfloß.

Nichts regte sich. Draußen und in dem Hause blieb es stille.

Der Förster glaubte nach und nach daran, daß er wirklich einen armen Wanderer aufgenommen habe.

Die Schwarzwälder Uhr schlug Mitternacht.

„Soll ich zu Bett gehen?“ dachte Körner.

Er schlich zu dem Bette seiner Frau und berieth mit ihr.

„Bleibe noch ein Stündchen wach!“ meinte Friederike.

„Warum, Frau?“

„Ein eigenes Gefühl läßt mich nicht schlafen. Dann brummt's vor meinem rechten Ohre, und das bedeutet immer etwas. Ja, ja, der Besuch Ewalds und seines Intendanten kommt mir verdächtig vor. Ich bleibe dabei, die arme Charlotte hatte er auch unglücklich gemacht. Außerdem hast Du dem Bruder unserer Fürstin versprochen, wacker aufzupassen.“ —

„Gut, ich werde noch wachen!“

Er nahm seinen Platz wieder ein, nachdem er an der Thüre gelauscht hatte. Ihm zur Seite lag das Felleisen und der Hut des wandernden Maurergesellen.

„Wie sich die Menschen verfolgen!“ dachte der Förster. „Und warum? Des lieben Geldes wegen. Wüßte ich nur, wer den Trauschein an sich genommen hat, den der Pfarrer gleich nach der Zeremonie ausgestellt hat. Dann erbte der Sohn Charlottens.“ —

Er unterbrach sich.

Horchend ließ er die Pfeife sinken.

„War das nicht Geräusch draußen vor dem Hause?“

In dieſem Augenblicke ſchlug die Uhr Eins.

Der Förſter ſteckte ſeinen Kopf in das Fenſterchen. Da ſah er, daß ſich ein ſchwarzer Gegenſtand langſam auf dem Wege fortbewegte, der in einiger Entfernung von dem Hauſe vorüberzog. An den Bäumen ſtand dieſer Gegenſtand ſtill.

„Das muß ein Wagen ſein!“ dachte Körner. „Ich habe doch ſonſt ein gutes Auge; hier aber vermag ich nicht, näher zu unterſcheiden. Faſt möchte ich an den geſpenſtigen Leichenzug glauben, den die Bauern im Walde geſehen haben wollen. Nun iſt das Ding fort. Und mit dem Schlage Eins! Das iſt mir merkwürdig!“

Er lauſchte noch einige Augenblicke, dann zog er den Kopf zurück.

Da ließ ſich ein leiſes Kniſtern auf der Hausflur vernehmen. Körner zog die Füße aus den Pantoffeln und ging auf Strümpfen nach der Thür. Das Schiebfenſterchen leiſtete gute Dienſte. Es erlaubte dem Lauſcher die dunkle Geſtalt eines Mannes zu ſehen, der ſich vorſichtig der Thür zu bewegte. Es erlaubte ihm auch zu hören, wie der Riegel an der Hausthür zurückgeſchoben und die Thür ſelbſt ganz leiſe geöffnet ward. Sie blieb angelehnt. Es verrieth dies ein mattes Licht oder vielmehr eine ſchwache Helle, die durch die entſtandene Spalte fiel. Sollte ſchon ein Bubenſtreich verübt ſein? Nein, denn weder Paul noch Fabian hatten ſich geregt. Und auf Beide war feſt zu trauen.

„Hm,“ dachte Körner, „vielleicht habe ich einen ganz gemeinen Dieb aufgenommen. Er beſtiehlt mich und ſucht

heimlich das Weite. Dann aber bleibt das Wanderbuch und das Felleisen zurück.“ —

Der Förster sah nun, daß der angebliche Wandersmann nicht das Haus verließ, sondern daß er, ohne die Thür zu schließen, in das Innere des Hauses zurückschlich. Es sollte also ein Streich verübt werden.

„Der Dieb,“ dachte der Förster, „hat sich den Rückzug gesichert. Wir aber werden ihm diesen schlau ersonnenen Rückzug abschneiden.“

Er trat noch einmal an das Fenster. Der Waldplatz war leer; keine Gestalt zeigte, kein Laut regte sich. Die Sterne sandten ein mildes Licht auf die stille Landschaft herab. In dem Hofe krähten die Hähne, den nahenden Morgen verkündend. Die Hunde verhielten sich still.

„Jakob!“ rief Friederike in der Kammer.

„Still, Frau!“

„Geht was vor?“

„Gewiß geht was vor.“

„Da hast Du meine Ahnung.“

„Stehe leise auf und bleibe in der Stube.“

Der Förster nahm das geladene Gewehr und öffnete geräuschlos die Thür. Noch stand er auf der Schwelle, als er das verrätherische Seufzen einer Stufe der Treppe hörte, die in das obere Stockwerk führte.

„Ah, der Kerl ist doch mehr als ein gewöhnlicher Dieb! Er schleicht die Treppe hinan. Das Knarren der Stufe hat er wohl nicht vorausgesehen. Warte, Fuchs, jetzt ziehe ich die Schlinge zu.“

Er ging hinaus. Da er die Pantoffeln abgelegt hatte,

verursachten seine Schritte kein Geräusch. Gewandt und sicher verriegelte er nicht nur die Hausthür, er schloß auch zu und zog den Schlüssel ab, den er zu sich steckte. Seine Büchse in der Hand, schlich er die Treppe hinan. Vorsichtig lauschend, um den Plan des Fremden nicht voreilig zu durchkreuzen, blieb er auf einer der letzten Stufen stehen. Sein Kopf erreichte das Holzgitter, das die Oeffnung der Treppe umgab. Da sah er den Blousenmann, der mit ausgestreckten Armen nach Alberts Zimmer tappte. Drei Sekunden später öffnete er die Thür. Ein mattes Licht drang auf den Korridor. Der Fremde horchte. Als die Stille der Nacht nicht unterbrochen ward, trat er geräuschlos in das Zimmer; die Thür zog er vorsichtig an. Nun betrat der Förster den Korridor. Paul, aus seiner Kammer schleichend, kam ihm entgegen. Beide verständigten sich durch Winke. Die Gewehre in der Hand, standen sie an der Thür. Sie hatten ihre Bewegungen so geräuschlos ausgeführt, daß der Blousenmann keine Ahnung von der Nähe seiner Feinde erhielt. Er sah sich in dem schwach erhellten Zimmer um. Fabian, der wie ein Tiger lauerte, lag still zwischen den schweren Falten des halbgeöffneten Damastvorhanges. Er wollte genau die Befehle des Försters befolgen. Der Fremde bot einen widrigen Anblick. Er ging barfuß. Die Blouse, die er nachlässig über die breiten Schultern gezogen, umgab einen feisten Körper. Sein aufgedunsenes Gesicht war bleich, die fleischigen Wangen aber zeigten blaurothe Kreise. Das Tuch umschlang nachlässig den dicken Hals, die schwarzschimmernde Brust war nur halb bedeckt. Weite Drillhosen umgaben die Beine. Und nun die Fäuste des Mannes — sie waren

wahre Herkulesfäuste. Einige Augenblicke stand er in der Mitte des Zimmers, den jungen Mann betrachtend, der fest schlafend in dem Bette lag. Rekonvaleszenten erfreuen sich in dem letzten Stadium der Genesung eines überaus festen Schlafes. Albert regte sich nicht. Bleiern lastete der Schlaf auf ihm. Sein Kopf war nach vorn gebeugt, die rechte Hand hing schlaff herab.

Der Blousenmann murmelte einige unverständliche Worte.

Dann trat er an das Fenster und öffnete leise einen Flügel.

Ein feines Pfeifen ließ sich hören, das dem eines Waldvogels glich.

„Gut!“ flüsterte der Mann. „Er hat mich gesehen! Der Förster und seine Leute schlafen, die Thür ist offen — ich bin gesichert. Und dort liegt dieser Albert, den ich wie eine Stecknadel gesucht habe. Er ist also richtig dem Kanale entkommen. Die ungeschickten Teufel haben es dumm angefangen — diesmal soll's besser werden! Es ist doch auch Albert?“

Er streckte den Kopf aus, ohne den Platz zu verlassen.

„Richtig, er ist's! Seht den Zimmergesellen, wie vornehm er wohnt! Und wie der Stein glänzt in dem Ringe, den er am Finger trägt! Vorwärts denn!“

Ein Frösteln durchschüttelte den starken Körper.

„S'ist doch eine verdammte Geschichte!“ murmelte er. „Der Messerstich wäre bald gemacht, auch der Schlag mit dem Hammer. — Hagel und Wetter, der alte Brand reißt mich weiblich herum! Und nun soll ich auch noch diesen hier — Ich kann nicht mehr umkehren, wenn ich auch

wollte. Element, was ist's denn weiter; ob Einer mehr oder weniger — mögen es die verantworten, die mir den Auftrag gegeben haben. Das Messer ist das Werkzeug der Hand, und ich bin nur das Messer. Der Verdacht fällt außerdem nicht auf mich — dafür ist gesorgt. Wenn sie diesen hier begraben, schwimme ich auf dem Meere. In Australien spiele ich den großen Herrn. — Mit Geld läßt sich Alles machen. Unten im Wagen liegen zwölftausend Thaler!"

Er griff mit den Händen an die Hüften.

Ein vorsätzlicher Mord ist doch nicht so schnell ausgeführt, selbst von einem verhärteten Bösewicht. Dies bewährte sich auch bei dem furchtbaren Menschen, der, um Geld zu verdienen, ein Menschenleben vernichten wollte. Der Gräßliche bebte zurück vor dem wehrlosen Schläfer.

Jetzt ließ sich das Pfeifen wieder vernehmen. Geheimnißvoll kam es von dem Walde her durch das offene Fenster. Es mochte ein Mahnruf sein.

„Feiges Subjekt!" schalt der Mann sich selbst. „Was ist's denn weiter?"

Er holte eine Flasche unter der Blouse hervor und that einen langen Zug.

„Das gibt Feuer!" murmelte er. „Wie das Zeug' brennt! Feigling, kannst Du denn nur berauscht eine kühne That vollbringen? Ich werde so lange zaudern, bis man mich erwischt. Was kümmert mich Albert Brand?"

Er athmete, daß die breite Brust sich hoch emporhob.

„Nichts! Nichts!" zischte er, als ob er die Frage beantworten wollte. „Auf Gerold ist nicht zu rechnen, der

große Zimmermeister muß Bankerott machen. — Aber im Wagen, da liegt Geld, viel Geld! Und die ganze Summe gehört mir — ich kann sie nur zu mir stecken und entfliehen. Müßte ich nur den verwünschten Kopf nicht mitbringen, ich würde den Herrn Reinhardt betrügen, würde sagen, da schwimmt er in seinem Blute — aber der Patron sieht sich vor — hier ist die Waare, hier ist das Geld!"

Der Mann trank noch einmal aus der Flasche. „Jetzt," murmelte er, „da pfeift's schon wieder! Nun denn, in Teufels Namen — ich muß fort!"

Der Gräßliche zog die Blouse aus und breitete sie auf den Fußboden.

„Gut genug zum Einwickeln!" murmelte er. „In dem Wagen liegen andere Kleider!"

Nun stand er da mit entblößten Armen. Das weiße Leinenhemd bedeckte nur zum Theil die Brust. Ein Ledergürtel hielt die Drillhosen über den Hüften zusammen. In dem Gürtel stak ein Dolchmesser und ein Hammer. Man sah nur den Griff dieser entsetzlichen Werkzeuge, die den armen Albert zur Leiche machen sollten.

„Erst den Hammer!" murmelte der Mörder, dem das starke Getränk Muth gemacht. „Ein derber Schlag auf den Schädel bringt zwölftausend Thaler!"

Mit einer raschen Bewegung zog er den Hammer hervor. Die kräftige Faust erfaßte den Stiel. — Gebückt und den Kopf vorgestreckt schritt er dem Bette zu — der nervige Arm hob sich zu dem mörderischen Schlage. —

Ein durchdringender Schrei erfüllte das Zimmer.

Fabian schoß aus den Falten des Vorhangs hervor und hing sich an den Arm des Mörders, der bestürzt zurückwich und den kleinen Mann abschütteln wollte. Es gelang nicht sofort. Die linke Hand des Blousenmannes zog das Messer, — da ward diese Hand von den kräftigen Fäusten Pauls erfaßt, der ihm erst das Messer entriß und dann zu Boden warf. Der Förster setzte ihm den Kolben seines Gewehres auf die Brust.

Diese Gruppe traf der Blick Alberts, der von dem Schrei erwacht war und sich emporgerichtet hatte. Auch Frau Friederike eilte herbei und fragte hastig: „Sie sind doch nicht verletzt, Herr Albert?"

„Nein," antwortete der junge Mann; „aber was ist hier vorgegangen?"

Fabian versicherte durch lebhafte Zeichen, daß er auf jeden Angriff gefaßt und gerüstet gewesen sei, nachdrücklich das Leben des ihm anvertrauten Albert zu schützen.

Jetzt begann die Rolle des Försters.

„Friederike," befahl er, „hole die beiden anderen Jäger!"

Und Friederike ging.

Paul mußte ihm den Strick geben.

„Was soll das?" stöhnte der Blousenmann.

„So wie er sich rührt, Schurke, fährt ihm der Hirschfänger in die Brust, daß sein schwarzes Blut durch das Zimmer spritzt."

„Ich habe Nichts verbrochen!"

„Nein, dazu blieb Dir nicht Zeit."

„Laßt mich doch!"

„Aber Du würdest ein scheußliches Verbrechen begangen

haben, wenn der brave Fabian Dir nicht an die Kehle gesprungen wäre. Warte nur, fürstliche Jäger machen kurze Prozesse."

Paul und Körner knieten auf dem Strolche, um ihm die Hände zu binden. Dieser aber machte eine so heftige Bewegung, daß die beiden Männer taumelten. Er besaß eine Riesenkraft. Eine zweite Bewegung mit den Fäusten machte ihn völlig frei. Da stand der herkulische Mann, die Fäuste drohend ausstreckend. Sein Gesicht glühte in Fieberhitze und aus seinen großen Augen loderte eine verzweiflungsvolle Entschlossenheit.

„Den schmettere ich nieder," stöhnte er, „der sich an mir vergreift."

„Fritz Blei!" rief Albert, der das Bett verlassen und sich in den Schlafrock gehüllt hatte.

„Ah, Sie kennen ihn?" fragte der Förster.

„Leider kenne ich ihn!"

„Sein Wanderbuch führt den Namen Franz Wiprecht."

„Und er wollte mich im Schlafe —"

„Ermorden."

Der arme Albert wandte sich erschüttert ab.

Paul zeigte das Dolchmesser und den Hammer.

„Ist nicht wahr," murmelte Blei. „Ich werde mich an einem Bekannten nicht vergreifen."

„Wie nannte er sich?" fragte Albert.

„Franz Wiprecht. Unten liegt das Wanderbuch, das er mir übergeben hat, um Aufnahme für die Nacht zu finden. Ich habe ihn aufgenommen, weil er mir verdächtig vorkam."

Fritz sah sich nach dem Fenster um.

„Versuche es nur!“ rief Paul, die Büchse zeigend. „Bei dem ersten Schritte, den Du thust, trifft Dich meine Kugel.“

„Nur im äußersten Nothfalle!“ sagte Körner; „wir wollen den Schurken lebendig fangen!“

„Blei,“ rief Albert schmerzlich, „mein seliger Pflegevater hat Ihnen Gutes erwiesen, und Sie vergelten seine Wohlthaten durch Mordanschläge! Es gibt wohl kaum ein Gesetz, das streng genug ist, Sie entsprechend zu bestrafen. Ich lege kein Wort für sie ein — die Gerechtigkeit mag über Sie das Urtheil sprechen.“

Der Förster hatte verwundert zugehört.

„O,“ rief er, „wie gräßlich ist doch dieser Mensch! Er hat also das Wanderbuch gestohlen, um den Verdacht auf einen Unschuldigen zu lenken, wenn Alles nach Wunsche gegangen wäre. Darum gab er das Buch ab, darum schob er den Riegel an der Hausthür zurück. —“

„Macht nicht viel Worte,“ unterbrach Fritz den Förster, „ich denke eben daran, daß ich fort muß.“

„Ei seht doch! Du hast es eilig, mein lieber Freund — ich glaube es wohl, denn sogleich werden noch zwei Jäger kommen.“

Blei hielt sich stets so, daß er den Rücken frei hatte.

„Was kümmern mich die Jäger?“ rief er frech. „Wenn ich in zwei Stunden nicht in der Stadt bin, so ist Louise Gerold verloren. Mit meinem Kameraden Albert wollte ich mich schon verständigen — ich habe ihm wichtige Dinge zu sagen von dem Zimmermeister Gerold. Ja, ja, starrt mich nur an — der Meister hat mich geschickt und ich sollte mit

dem da verhandeln, ohne daß es Jemand erführe. Bin ich vor vier Uhr nicht in der Stadt, so ist Louise um vier Uhr eine Leiche. Das merkt Euch."

Albert schrie laut auf.

„Mensch, Du bist wahnsinnig! Um Gotteswillen, martere mich nicht so entsetzlich!"

„Begreifen Sie denn nicht, daß er sich durch Einschüchterung frei machen will. Er lügt! Uebrigens werde ich dafür sorgen, daß er die Wahrheit sagt. Wo bleiben die Jäger?"

„Sie bringen sich um Ihren Posten, Herr Förster!" rief Blei.

„Einer Schurkerei will ich die Erhaltung meines Postens nicht verdanken. Ich merke schon, wo hinaus das Ganze geht. Siehst Du, Elender, ich hätte Dich niederschießen können; aber Du sollst Rede und Antwort stehen, damit man das scheußliche Komplot kennen lernt, dem Du angehörst. Das will ich! Ich habe schon so viel Zeit verloren! Fort!"

„Wohin?"

„Auf die Hausflur!"

„Gut, ich gehe."

Der Förster trat von der Thür zurück.

„Wage den Versuch zur Flucht nicht, es wird vergebens sein. Paul halte Dich schußfertig!"

„Ich bin es, Herr Förster!"

Blei verließ das Zimmer und ging über den Korridor. Der Förster und der Jäger folgten ihm. So bewegte sich der Zug langsam die Treppe hinab. Auf der Hausflur machte sich ein Zugwind bemerkbar. Die Thür zum Hofe

stand offen. Frau Friederike hatte sie in der Eile zu schließen vergessen.

Die beiden Jäger schliefen nämlich in einem Hintergebäude, und um diese zu wecken, mußte die Frau lange klopfen. Körner war der Meinung gewesen, das Haus sei fest verschlossen und die Jäger müßten ihm entgegenkommen.

Fritz Blei bedachte sich nicht lange. Mit einem Satze, den Angst und Verzweiflung ihm ausführen halfen, war er in dem Hofe, während die Beiden, die ihm folgten, sich noch auf der Treppe befanden. Er schlug die Thür so heftig zu, daß das Haus erbebte.

Aber in demselben Augenblicke packten ihn drei Hunde an. Heulend zerrissen sie ihm die Beinkleider, der eine, ein kolossales Thier erhob sich und biß ihn in die Brust.

Wie ein Cyklop kämpfte Blei. Er packte den Hund und schleuderte ihn von sich. Aber die beiden anderen setzten wüthend ihre Angriffe fort.

Der Zimmergeselle begriff, daß er von den wüthenden Thieren zerrissen werden würde. Da sah er einen offenen Stall. In zwei Sprüngen setzte er über die Schwelle desselben.

Noch tasteten seine blutigen Hände nach der Thür, die er schließen wollte, da krachte ein Schuß.

Einer der beiden Jäger, die Friederike geholt, hatte ihn abgefeuert.

Die Kugel war durch die Thür in den Hals des Flüchtlings getroffen.

Stöhnend sank er zu Boden.

Die Männer versammelten sich vor dem niederen Seitengebäude.

Körner hetzte nun die lechzenden Hunde auf den Stall. Heulend drangen die drei mächtigen Thiere hinein. Man hörte ihr Klaffen, Knurren und Beißen. Sie verursachten ein schreckliches Getöse in dem dunkeln Raum. Geräthschaften fielen um und zerbrachen. Blei mußte sich muthig vertheidigen, denn der Kampf war ein heißer. Nun pfiff der Förster. Die Thür ward zurückgestoßen. Die drei Hunde erschienen — sie zogen die Leiche des Mörders auf dem Pflaster hinter sich her.

(Ende des zweiten Bandes.)

Bayerische Staatsbibliothek München